SCHULD UND UNSCHULD: EINE ERZÄHLUNG. AUS DEM SCHWEDISCHEN...

Marie Sophie Schwartz

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schuld und Unschuld.

Eine Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwediſchen

von

Auguſt Kretzſchmar.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

BIBLIOTECA
MONACENSIS.

Erſtes Kapitel.

Schon zu Anfang des Jahres 1780 hatte die Stadt Uleåborg eine ſolche Entwickelung erlangt, daß ſie als die bedeutendſte im Oeſterbotten betrachtet werden konnte.

Sie zählte ungefähr dreitauſend Einwohner, zwei Märkte und dreiundzwanzig Straßen, eine geräumige Kirche und dreihundertfunfzig Häuſer ohne das Rathhaus — alle von Holz.

Die Stadt hatte damals blos zwei ſteinerne Häuſer, von welchen eins am großen Markte ſtand.

Eine ihrer Merkwürdigkeiten iſt, daß John Meſſenius in der dortigen Kirche begraben liegt.

Ueberdies konnte Uleåborg ſich einer ſchönen und geſunden Lage auf der Südſeite des Uleåſtromes rühmen, der ſich durch einen Waſſerfall, Merekoski genannt, in das Meer ergießt.

Uleåborg iſt auf einer Landſpitze erbaut, welche den Fluß auf der einen und die Kembelebucht auf der andern Seite hat. Es hatte auch verſchiedene Anhöhen, unter welchen eine unter dem Namen der Pakkiſeshöhe die bedeutendſte war und eine herrliche Ausſicht darbot.

Am Fuße derſelben rauſchte ein Gebirgsbach und man ſah von hier aus mehrere ſchöne Inſeln. Jenſeit

der Bucht zog sich die Landzunge Hietasaari und das schöne Vorgebirge hin, welchem es niemals an stattlichen Fahrzeugen fehlte.

Ueberdies hatte man auch zwei Brücken, welche über den sogenannten Stadtbach führten.

So ungefähr sah Uleåborg in der oben angegebenen Zeit aus.

Kurz vor dem Kriege im Jahre 1788 wurden in der kleinen Stadt zwei Hochzeiten gefeiert.

Es waren ein paar Freunde, welche von ihren Knabenjahren an alles gemeinsam gehabt und nun auch durch einen und denselben Priester und zu einer und derselben Stunde sich in die Fesseln der Ehe schlagen lassen wollten.

Der eine war der Apotheker Hederman und der andere der Kaufmann Claes Aberney.

Beide waren geachtete Männer, die wegen ihres redlichen Charakters sowie wegen ihrer aufgeklärten und wahrhaft patriotischen Denkweise in allgemeinem Ansehen standen.

Vereinigt durch eine in den Kinderjahren entstandene Freundschaft, hatten sie stets sowol die dunkeln als die hellen Augenblicke des Lebens miteinander getheilt.

Hederman hatte zwei Schwestern, Deborah und Sarah. Letztere, das jüngste von den drei Geschwistern, ward schon als sie noch ganz jung war nach dem Tode der Aeltern von einer in Schweden wohnenden reichen Tante angenommen. Deborah dagegen hatte dem Hauswesen des Bruders bis zu dem Tage vorgestanden, wo Claes Aberney sie als seine Braut heimführte.

Hederman vermählte sich mit einer jungen Schwedin, welche in der Eigenschaft einer Gouvernante bei einem ihrer Verwandten lebte.

Rosa Ström, so hieß sie, hatte ihm allerdings anfangs eine entschiedene Abneigung zu erkennen gegeben, aber dadurch ließ Hederman sich durchaus nicht abschrecken.

Er dachte: „Frisch gewagt, ist halb gewonnen", und auf diesen Grundsatz hin fuhr er fort, Rosa zu bestürmen, bis sie eines schönen Tages sich erweichen ließ und Ja sagte.

Gleichwol hatte sein Freund Aberney ihm auf das ernsthafteste von dieser Verbindung abgerathen.

„Siehst du denn nicht, lieber Hederman", pflegte er zu sagen, „daß dieses Mädchen kein Gefühl hat? Wenn es dir auch glückt, ihre Hand zu erobern, so wirst du doch ganz bestimmt unglücklich. Während du dein Herz gibst, wirst du dagegen nur Kälte und Gleichgültigkeit empfangen. — etwas, was du weniger als irgendein anderer geschaffen bist zu ertragen. Uebrigens hast du ebenso wie ich unvermischtes finnisches Blut in deinen Adern und solltest dich mit keinem andern als einem finnischen Mädchen vermählen. Gleich und gleich gesellt sich gern — das darfst du nicht vergessen."

Dergleichen Worte äußern aber, wenn sie an einen Verliebten gerichtet werden, bekanntlich keine Wirkung. Hederman achtete nicht darauf. Er ward ganz und gar von seiner Neigung beherrscht, und das Ende vom Liede war, daß er und Rosa mit Aberney und Deborah an einem und demselben Tage Hochzeit machten.

Die Freundschaft, welche die Männer der beiden Frauen vereinigte, war der Grund, daß Deborah sich ihrer Schwägerin zu nähern suchte.

Allerdings herrschte zwischen den jungen Frauen keine Sympathie, Deborah aber war gut und redlich. Sie dachte mehr an den Nutzen, den die Gattin ihres Bruders von ihrer Freundschaft haben könnte, als an das Vergnügen, welches sie selbst davon hatte.

Rosa dagegen war schön, gefallsüchtig und hegte keine Anhänglichkeit an irgendjemand, am allerwenigsten an ihren Mann. Hederman, dessen Gemüthsart eine heftige und despotische war, besaß auch durchaus nicht die Fä-

higkeit, in dem Herzen dieses in sich selbst verliebten und eigensinnigen Weibes zärtlichere Gefühle hervorzurufen. Sie achtete nicht auf seine guten Eigenschaften; sie fühlte blos das Unangenehme seiner Fehler und die Last seiner Herrschsucht.

Die Folge davon war, daß, während Aberney's Haus ein Gemälde häuslicher Glückseligkeit darbot, das Heder-man's dagegen eine ununterbrochene Kette von stürmischen Auftritten und heftigen Kämpfen war.

Rosa widersetzte sich stets allem, was der Mann wollte, und konnte nicht lernen, da anzufangen, wo sie gleichwol aufhören mußte, nämlich sich in ihn zu fügen.

Anfangs weinte und beklagte sie sich laut über ihr Unglück und konnte nicht einmal in Gesellschaft den Unwillen verbergen, den sie gegen einen Mann empfand, den sie nicht zu regieren vermochte und welchem sie gleichwol nicht zu trotzen wagte.

Es glückte Deborah wenigstens, ihr zu zeigen, wie unrecht es von ihr war, die Welt in das einzuweihen, was zwischen ihr und ihrem Gatten vorging.

Das Ergebniß dieser Vorstellungen Deborah's war, daß Rosa sich darauf beschränkte, nur vor ihr die Klagen über die barbarische Tyrannei auszuströmen, welcher sie unterworfen war.

Hederman fühlte sich im höchsten Grade unglücklich und ward mit jedem Jahre unverträglicher und heftiger gegen eine Frau, die ihn nicht verstand, sondern alles Mögliche that, um ihr Zusammenleben zu verbittern.

Die Liebe, welche er für sie gehegt, verwandelte sich daher allmählich in Kälte und Bitterkeit, und er suchte außer dem Hause das Wohlbefinden, welches er in demselben vermißte.

Wie alle egoistischen Männer hatte Heberman innig gewünscht, daß seine Gattin ihm einen Sohn schenken möchte, aber auch in dieser Beziehung ward er vom Schicksal getäuscht.

Erſt nach ſechsjähriger Ehe ward ihm eine Tochter geboren. Aberneys hatten jetzt ſchon zwei Söhne, Kaspar und Henoch, von welchen der älteſte fünf und der jüngſte drei Jahre alt war.

Aus Aerger darüber, daß das Kind ein Mädchen war, ließ Hederman ſie Harmen taufen. Ein Jahr darauf gebar ſeine Frau abermals eine Tochter. Hierüber gerieth er in ſolchen Zorn, daß er rief: „Dieſes Kind iſt für mich als ob es gar nicht geboren wäre. Ich werde niemals mit ihm ſprechen oder von ſeiner Exiſtenz irgendwie Notiz nehmen.“

Die Kleine ward von ihrer Mutter Edith genannt. In demſelben Jahre war die Familie Aberney noch durch einen Sohn vermehrt worden. Sie hatte ſonach drei Knaben, während der unglückliche Hederman gar keinen hatte.

Jahre vergingen und die Kinder der beiden Freunde wuchſen heran.

Schon bei Harmen's Geburt beſtimmten die Väter Kaspar und ſie füreinander, was zu damaliger Zeit etwas ganz Gewöhnliches war. Auf dieſe Weiſe ſollte das alte Freundſchafts- und Verwandtſchaftsband noch feſter geknüpft werden.

Nach dieſer Uebereinkunft ward Kaspar Hederman's bevorzugter Günſtling.

Es ward beſchloſſen, daß der Knabe, im Fall er Luſt dazu hätte, ſich bei ihm zum Apotheker bilden ſollte, und Hederman begegnete ihm mit einer an Schwäche grenzenden Zärtlichkeit, während er ſeine Tochter Harmen mit Strenge behandelte und nach Edith gar nicht fragte.

Die letztere ward von ihm niemals angeredet und ihren Morgengruß beantwortete er blos durch ſtummes Kopfnicken.

Edith war daher im älterlichen Hauſe, um uns eines im gemeinen Leben gebräuchlichen Ausdrucks zu bedienen, „wie weggeſetzt“. Die Mutter liebte ihr älteſtes Kind

mit leidenschaftlicher Heftigkeit und beschäftigte sich mit diesem so ausschließlich, daß sie für das jüngste keine Zärtlichkeit übrig hatte.

Hederman war nach Edith's Geburt noch strenger gegen seine Gattin geworden, und dies hatte die Folge, daß Rosa in ihrem großen Unverstand das Kind als die Ursache der Steigerung ihres Unglücks betrachtete und deshalb eine wirkliche Abneigung gegen das arme Mädchen hegte.

Vom Vater als ob sie gar nicht da wäre und von der Mutter mit zügelloser Heftigkeit behandelt, konnte Edith mit Recht sagen, daß ihre erste Kindheit eine sehr trübselige war. Wenn der Vater in Zorn gegen die Mutter ausbrach, mußte allemal Edith die Folgen des Verdrusses tragen, welchen Rosa dann fühlte, aber ihrem Gatten nicht zu erkennen zu geben wagte. Oft ward sie einzig und allein deshalb gezüchtigt, weil Rosa jemand haben wollte, den sie ihrerseits tyranniſiren konnte.

Harmen war von ihrer Mutter unzertrennlich; bei allen Vergnügungen und Zerstreuungen mußte sie mit dabei sein.

Edith dagegen kam nur selten aus dem Hause. Der einzige Ort, den sie besuchen durfte, war bei Aberneys und zwar deshalb, weil Rosa aus Respect vor Deborah nicht das unnatürliche Gefühl zu verrathen wagte, welches sie für ihr jüngstes Kind hegte.

Wenn Aberney oder Deborah ihr einmal ihre Misbilligung über die Parteilichkeit, die sie in der Behandlung der beiden Mädchen an den Tag legte, zu erkennen gaben, erhielten sie zur Antwort:

„Ach, meine Freunde, Ihr wißt nicht, wie widerspenstig Edith ist. Sie muß deshalb weit strenger erzogen werden als ihre Schwester."

Dies war auch ihre Ueberzeugung. Sie hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, daß Edith das Abbild des Vaters sei. Jeder Fehler des Mädchens kam der Mut-

ter vor wie eine Unart, die nicht hart genug bestraft werden könnte.

Wahr ist es, daß Edith ein ganz absonderliches Kind war, dem Aeußern nach beinahe häßlich, ohne daß ein Zug in ihrem Gesicht andeutete, sie werde mit der Zeit noch einmal hübsch werden. Nur ihre großen dunkeln Augen waren schön.

Klein, blaß und schwächlich, mit flachsblondem Haar, einer Stumpfnase und einem unverkennbaren Ausdruck von Trägheit oder sogar eigensinnigem Trotz, hatte sie, wenn man sie zum ersten mal sah, etwas Abstoßendes. Durch die Strenge, womit sie behandelt ward, hatte sie einen scheuen Blick bekommen, obschon ihr ganzes Benehmen bewies, daß sie durchaus nicht sehr furchtsam war.

Sie war sehr ungehorsam und übertrat fortwährend die tausend kleinen Verbote, die täglich für sie aufgestellt wurden, obschon sie jedesmal, wo sie eins derselben vergaß oder verletzte, Strafe erhielt.

Harmen und Edith hatten eine und dieselbe Amme gehabt, die dann als Wärterin dageblieben war. Diese faßte für Edith eine mütterliche Zuneigung und suchte sie auf alle nur mögliche Weise durch Bitten und Vorstellungen gehorsam zu machen, bekam aber stets zur Antwort:

„Mama schlägt mich, wenn ich auch noch so gut folge, und deshalb will ich lieber ungehorsam sein."

Weder Bitten von seiten der Amme, noch Strafe von seiten der Mutter konnte sie bewegen, das Wort „Papa" auszusprechen. Sie nannte ihren Vater stets „er" oder „der Herr". Aberney dagegen bezeichnete sie stets mit dem Namen Vater.

Onkel Aberney und Papa Aberney waren Edith's Ideale und mit Ausnahme der Amme die einzigen Menschen, gegen welche sie sich freundlich und gehorsam zu sein bemühte.

Frau Aberney ward durch die Amme von Edith's ungebührlicher Stellung in ihrem väterlichen Hause unterrichtet und grübelte viel darüber nach, wie sie diesem Uebelstand abhelfen könnte, besonders da Edith nun neun Jahre war, aber noch nicht an dem Unterricht ihrer Schwester hatte theilnehmen dürfen.

Alles, was sie bisjetzt gelernt, beschränkte sich auf das, was die Amme ihr beigebracht.

Deborah hatte mehrmals zu Rosa gesagt, daß sie unrecht handele, wenn sie die Kleine so vernachlässige, aber stets eine Antwort bekommen, welche deutlich zu erkennen gab, daß Rosa ihre Kinder ohne Einmischung anderer zu erziehen wünschte und daß Deborah sich in dieser Hinsicht nicht um ihr Thun und Lassen bekümmern solle, da ja sie, Rosa, sich niemals eine Bemerkung darüber erlaubte, wie Deborah ihre Mutterpflichten erfüllte.

Deborah sowol als Aberney hatten versucht, Hederman darauf aufmerksam zu machen, wie zurückgesetzt Edith in jeder Beziehung sei, aber ohne Erfolg. Seiner Schwester antwortete er:

„Meine liebe Deborah, pflege du deine Kinder und bekümmere dich nicht um die meinigen."

Zu Aberney sagte er:

„Wenn ich dafür sorge, daß es weder ihr noch ihrer Schwester an etwas fehlt, so darf ich wol das Uebrige der Sorge der Mutter überlassen. In bessern Händen als in denen der Mutter kann ein Kind wol nicht sein."

Darauf, daß diese Mutter dieses ihr Kind schlecht pflegte, gab Hederman nicht Acht, und da er mit den Jahren ein sehr harter Ehemann geworden war, so verspürte Aberney durchaus keine Lust, ihn darüber aufzuklären, wie schlecht Rosa ihre mütterlichen Pflichten erfüllte. Er fürchtete, das Verhältniß zwischen den beiden Ehegatten dadurch noch zu verschlimmern.

Es mußte daher ein anderes Mittel ausfindig gemacht werden, um das arme Kind in eine beſſere Lage zu verſetzen.

Deborah und ihr Gatte hatten demzufolge eben beſchloſſen, Roſa und Hederman auf irgendeine Weiſe zu bewegen, ihnen das Mädchen zu überlaſſen, als der Zufall durch einen an ſich ſelbſt unbedeutenden Umſtand in Edith's Leben eine vollſtändige Umwälzung herbeiführte.

Ehe wir hierüber Rechenſchaft geben, müſſen wir einige Worte über Harmen vorausſchicken.

So wenig Edith von der Natur begünſtigt zu ſein ſchien, ſo freigebig war dagegen Harmen ausgeſtattet. Schon als Kind beſaß ſie ungewöhnliche Schönheit und in allen ihren Bewegungen und ihrem ganzen Weſen jene angeborene Grazie, welche das Kind, das Mädchen oder das Weib, welches damit begabt iſt, zu einem bezaubernden Weſen macht.

Mit ihrem dunkellockigen Haar, ihren großen, ſtrahlenden Augen und ihren roſigen Wangen, war ſie eine prachtvolle Knospe, die ſich dereinſt zu einer üppigen Roſe zu entfalten verſprach. Lebhaft, heftig, leidenſchaftlich und herrſchſüchtig, mußte dieſes Kind bei einer klugen und verſtändigen Mutter viele Befürchtungen erwecken, weil ſeine ganze künftige Richtung von der Sorgfalt abhing, womit es erzogen ward, von den Gewohnheiten, die ihm angeeignet, von den Beiſpielen, die ihm vorgeführt wurden.

Unter der Leitung einer ſchwachen Mutter, die für die Fehler ihres Kindes blind war und nur ein Geſetz, den Willen dieſes Kindes, kannte, mußte Harmen, obſchon mit reichem Verſtand und einem zu großen Aufopferungen fähigen Herzen begabt, gleichwol nur eine Sklavin ihrer Selbſtſucht und ihrer Begierden werden.

Wohin dieſe letztern ſie führen würden, da ſie niemals dieſelben zügeln gelernt, war unmöglich im voraus

zu berechnen, gleichwol aber war leicht vorauszusehen, daß sie dadurch sich selbst und andere ins Verderben stürzen würde.

Sie besaß eine rasche Fassungsgabe und fand großes Interesse am Lernen. Schon frühzeitig war eine geschickte Gouvernante aus Stockholm für ihren Unterricht angenommen worden. Sie machte erstaunliche Fortschritte und war zehn Jahre alt schon ein kleines Wunder von Talenten. Sie tanzte wie ein Engel, spielte mit ungewöhnlicher Fertigkeit Klavier, zeichnete kleine allerliebste Landschaften, stickte die zierlichsten Blumen und schwatzte einige französische Redensarten.

Genug, die zehnjährige Harmen war ein Genie, und wenn Papa des Abends ausging, um die Gesellschaft einiger Freunde zu genießen, und die Frau Mama dann Kaffeeschwestern bei sich hatte, mußte Harmen etwas aus der „Königin von Golkonda" spielen oder eine Gavotte tanzen. Dann riefen die Tanten wie aus Einem Munde: „Mein Himmel, wie gescheidt das Mädchen ist!"

Die Natur, welche gegen die schöne Harmen so freigebig gewesen, hatte ihr gleichwol eine ihrer Gaben versagt — nämlich die Stimme. Harmen hatte ein gutes musikalisches Gehör, konnte aber nicht einen einzigen Ton singen, worüber sie sich sowol als ihre Mutter nicht wenig grämte, besonders da Edith, die aller andern Vorzüge beraubt war, gerade diesen einzigen besaß.

Harmen konnte durch nichts in höherm Grade erbittert werden, als wenn Edith mit klarer, schöner Stimme eine der Melodien sang, welche ihre Schwester spielte. Edith fing auch, so oft sie allein waren, allemal an zu singen, obschon sie wußte, daß Harmen dann laut weinend zu ihrer Mama hineinrannte, welche dann ihrerseits Edith wegen ihrer Bosheit gegen die „sanfte und harmlose" Harmen strafte.

An jedem Mittwoch und Sonntags nachmittags waren entweder Aberneys bei Hedermans oder umgekehrt.

An einem Mittwochabend war die Reihe an Hedermans, die Freunde bei ſich zu ſehen. Deborah hatte ſich vorgenommen, gerade dieſen Abend Roſa auf eine feine Weiſe zu bereden, ihr Edith zu überlaſſen, und in dieſer Abſicht begann ſie davon zu ſprechen, wie unlieb es ihr wäre, keine Tochter zu haben.

Hederman und Aberney ſaßen bei ihrem Bretſpiel. Die drei jungen Herren Aberney und die Mamſells Hederman waren in dem ſogenannten Alltagszimmer beiſammen, wo man ſich die Zeit mit Lotterieſpielen vertrieb.

Kaspar war jetzt ein funfzehnjähriger Knabe von ſehr freundlichem Ausſehen. Der zwei Jahre jüngere Henoch hatte ein lebhaftes und geniales Geſicht. Zwiſchen den beiden Brüdern ſaß Harmen, ſchön und lächelnd wie der Frühling. Ihr gegenüber ſaßen Edith und der jüngſte Aberney, Victor.

Edith hatte das Ziehen der Nummern zu beſorgen.

„Mein Gott, Edith, wie langſam es doch mit dir geht, wenn du die Nummern anſagen ſollſt", ſagte Kaspar.

„Das thut Edith mit Fleiß", fiel Harmen ein, „blos um uns zu ärgern. Seht nur, was ſie für ein Geſicht macht!"

Die beiden Knaben warfen die Augen auf ihr kleines Gegenüber und konnten nicht leugnen, daß Harmen recht hatte.

Edith ſaß mit der Hand in dem Beutel, worin die Nummern lagen, und ſah ihre Schweſter mit herausfordernder Miene an, während ſie ſagte:

„Ja, ſiehſt du, nun ziehe ich erſt recht ſo langſam, als es mir beliebt, und ihr müßt damit zufrieden ſein."

„O pfui, wie garſtig du biſt", fiel Henoch heftig ein, „du ſiehſt, daß Harmen ſich darüber ärgert."

„Was kümmere ich mich darum?" antwortete Edith laut lachend und ſchüttelte den Beutel.

„Ziehe jetzt und schwatze nicht", commandirte Kaspar; „wenn man so häßlich ist wie du, muß man wenigstens artig sein."

Edith zog die Hand aus dem Beutel und sagte:

„Hier ist die Nummer, aber was für eine ist es? Das müßt ihr rathen."

Sie hielt die geschlossene Hand empor und setzte hinzu:

„Ich werde euch mittlerweile etwas vorsingen."

„Edith!" rief Harmen und sprang außer sich vor Zorn auf, „wenn du singst, so sage ich es auf der Stelle Mama!"

„O, das wirst du wol bleiben lassen, der Onkel ist ja da."

Mit diesen Worten sprang Edith nach der Thür, welche das Alltagszimmer von dem kleinen Salon trennte. Ehe eins von den andern Kindern ahnte, was sie thun wollte, öffnete sie die Thür und sang auf der Schwelle des Salons stehend aus vollem Halse ein damals sehr beliebtes Volkslied.

Auf dem Sofa des Salons saßen die beiden Frauen und vor einem der Fenster saßen die Herren und spielten. Bei dem Ton von Edith's heller, schöner Stimme drehte Hederman sich schnell herum. Es war das erste mal, daß er sie hörte, und gleichwol war Edith neun Jahre alt.

Rosa ward vor Zorn leichenblaß und dann purpurroth, während sie ihrer Tochter einen wüthenden Blick zuschleuderte. Edith ihrerseits hielt die Augen mit einem herausfordernden Ausdruck auf ihre Mutter geheftet.

Harmen bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte geradeaus. Kaspar und Henoch suchten sie zu trösten, während der kleine Victor mit schadenfrohem Lächeln der verzweifelnden Harmen zuflüsterte:

„Das brennt wie Salz in bösen Augen, nicht wahr? hi! hi! hi!"

Der Gesang verstummte und der Schall einer Ohrfeige, welche Kaspar seinem Bruder Victor auf höchst nachdrückliche Weise verabreichte, bildete den Schlußaccord.

Victor kreischte aus Herzensgrunde, und nun mußte Papa untersuchen, was eigentlich los war.

„Schämt ihr euch nicht, Jungens", sagte Aberney, „in einem fremden Hause euch so zu betragen?"

„Es war Kaspar — er schlug mich!" rief der geohrfeigte Victor.

„Du bist funfzehn Jahre und kannst dich auf diese Weise vergessen?" hob Aberney die Stirne runzelnd wieder an.

„Er betrug sich schlecht gegen Harmen und machte, daß sie weinte", antwortete Kaspar, sich seiner Uebereilung ein wenig schämend.

„Ja, Papa, und ich that es mit Recht, denn Harmen weinte vor Neid darüber, daß Edith sang", erdreistete sich Herr Victor ganz keck zu äußern.

„Ihr geht beide sogleich nach Hause, denn solche Rangen, die sich nicht betragen können, wie es sich gehört, dürfen nicht mit zu andern Leuten gehen", erklärte Aberney in so bestimmtem Tone, daß offenbar kein Protest dagegen zulässig war.

Aberney und Hederman setzten sich wieder zu ihrem Bretspiel nieder, und die beiden jungen Herren marschirten nach Hause.

Eine ganz eigenthümliche Verstimmung war die Folge.

Hederman, der sonst beim Spiel munter und lebhaft war, verhielt sich jetzt ganz stumm und nachdenklich.

Rosa war in ihrem Herzen so erbittert auf Edith, daß sie ihren Zorn nur mit der größten Anstrengung zu beherrschen vermochte.

In dem Alltagszimmer suchte Henoch die noch weinende Harmen zu trösten und wieder auf gute Laune zu bringen, dies aber war nicht leicht, denn nun beklagte sie es bitter, daß die Knaben um Edith's Bosheit willen

hatten nach Hause gehen müssen und sonach die Freude des ganzen Abends gestört war.

Edith hatte sich auf einen Schemel vor dem Feuer geschlichen und blickte mit dem Ausdruck des Unmuths in dasselbe hinein.

Victor dauerte sie. Die andern waren ihr gleichgültig. Von Spielen war nicht mehr die Rede.

Als die Essenszeit kam, erhielt Edith Befehl, im Alltagszimmer zu bleiben. Ihre Amme brachte ihr diesen Befehl von der Mutter und strich ihr schmeichelnd das Haar, indem sie hinzusetzte:

„Armes, kleines Wesen, und nun wird es heute Abend auch noch Schläge setzen."

„Ach, daran bin ich ja gewöhnt", antwortete die Kleine und lachte trotzig. „Deswegen singe ich immer noch ein Liedchen, wenn ich auch nichts zu essen bekomme."

„Ach, mein gutes, liebes Kind, thue das nicht", bat die Amme ganz erschrocken.

Edith hörte aber nicht auf die Warnung, sondern stimmte ein neues Lied an.

Bei den ersten Tönen des Gesanges öffnete sich die Thür des Salons und Hederman erschien auf der Schwelle.

Edith sah ihren Vater mit gleichgültiger Miene an und fuhr fort, ihr Lied zu singen, bis sie damit fertig war.

Als sie schwieg, sagte er:

„Komm herein, Kind."

Es war dies das erste mal, daß er mit Edith sprach.

Sie blieb unbeweglich.

„Hast du gehört, was ich gesagt habe?" wiederholte er.

„Mama hat mir verboten, hineinzukommen", antwortete die Kleine, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Ach, liebe Edith, gehorche doch!" flüsterte die Amme erschrocken bei dem Gedanken, daß ihr kleiner Liebling

den „Herrn“ zum Zorn reizen werde; zu ihrer großen Verwunderung aber kam Hederman auf Edith zu und ſagte in ungewöhnlich ſanftem Tone:

„Ich befreie dich von der Strafe, welche deine Mutter dir auferlegt hat — komm jetzt.“

Mit dieſen Worten ergriff er ſie am Arm.

Edith ſtand auf, ſah ihrem Vater verwundert ins Geſicht und folgte ihm.

Wenn Frau Roſa Augenzeuge eines Erdbebens geweſen wäre, ſo hätte dieſes keinen entſetzlichern Eindruck machen und keine größere Beſtürzung in ihr hervorrufen können, als der Anblick Edith's an der Hand ihres Vaters, und als ſie ihn zu der Magd ſagen hörte: „Warum iſt für Edith nicht mit gedeckt?“ war ſie nahe daran, rücklings niederzuſtürzen, zog es jedoch vor, ſchleunigſt ihren Platz am Tiſche einzunehmen, um allen dergleichen Unglücksfällen vorzubeugen.

Es war in der guten alten Zeit, wo man ſich zu ſeinem Abendbrot an den Tiſch ſetzte, während wir jetzt ſtehend ſoupiren.

Roſa war ſo aufgeregt, daß ſie die Milch auf das Tiſchtuch goß und ſo viele Fehlgriffe beging, daß ihr Gatte endlich ganz ungeduldig ausrief:

„Wo haſt du nur die Gedanken, liebe Roſa! Du gibſt mir ja Pfeffer zur Grütze.“

Endlich trennte man ſich. Aberneys gingen nach Hauſe. Harmen näherte ſich ihrem Vater, küßte ihm die Hand und ſagte:

„Gute Nacht, lieber Papa.“

„Gute Nacht“, antwortete Hederman kurz.

Edith ſchwieg wie gewöhnlich und ſagte nichts.

„Nun, willſt du nicht deinem Vater die Hand küſſen?“ fragte Hederman und reichte ſie ihr.

Schweigend gehorchte die Kleine.

„Nun, warum wünſcheſt du mir nicht Gute Nacht?“

Sie ſah ihn mit Angſt an, wie um zu erforſchen, welchen Ausdruck ſeine Züge hatten, dann ſagte ſie:

„Gute Nacht, Papa.“

Es war das erſte mal, daß dieſe Worte von ihr ausgeſprochen wurden, und Gott allein weiß, was ſich in dem Innern der Kleinen regte. In demſelben Augenblick aber, wo ſie ihr über die Lippen gingen, rollten ihr auch die Thränen die Wangen herab, und ohne ein Wort zu ihrer Mutter zu ſagen, eilte ſie aus dem Zimmer hinaus und in die Alltagsſtube, die zugleich das Schlafzimmer der Mädchen war.

Hier warf ſie ſich auf ihr kleines Bett und ſchluchzte laut, während Harmen auf ſie hineinzankte.

Zweites Kapitel.

„Warum hat man mir nichts davon gesagt, daß das Mädchen Stimme hat? Du weißt, daß ich den Gesang sehr liebe", sagte Hederman zu seiner Ehehälfte, als sie miteinander allein waren.

„Du hast ja niemals etwas von ihr wissen wollen", antwortete Frau Rosa kurz. „Uebrigens ist ein Mensch, der ein Liedchen singen kann, wol noch lange kein Wunderthier."

„Das gehört weiter nicht hierher und ich verbitte mir allen unnöthigen Wortschwall. Du weißt, daß ich deine Declamationen nicht leiden kann."

Mit diesen Worten ging Hederman ins Schlafzimmer und schlug die Thür hinter sich zu.

„Was dieses boshafte Kind da angerichtet hat!" dachte Rosa, als sie einen Augenblick später ihrem Gatten folgte. Sie sah ihm an, daß er auf sehr schlechter Laune war, und hielt es daher für das Beste, nichts zu thun, was ihn reizen konnte, sondern sich ganz ruhig zu Bett zu begeben.

Am nächstfolgenden Morgen, ehe Hederman in seine Apotheke hinunterging, sagte er zu seiner Gattin:

„Sag' einmal den Kindern, daß ſie hereinkommen ſollen."

„Was um Himmels willen fällt dir ein? Du kümmerſt dich ja ſonſt nie um ſie."

„Was mich aber nicht abhält, Gehorſam zu verlangen", antwortete Hederman barſch.

„Es iſt furchtbar, was für einen Ton du in dem Hauſe führſt. Erſt vergehen Jahre, ohne daß du nach den Kindern fragſt, dann ſprichſt du nur in befehlendem Ton mit Harmen und plötzlich fällt es dir ein, nicht in die Apotheke hinuntergehen zu können, ohne beide zu ſehen."

Frau Roſa ſagte dies mit einer Heftigkeit, welche die Worte nur ſo über ihre Lippen fliegen ließ. Die arme Frau, welche ſtets glaubte, daß ſie einem Manne widerſprechen müſſe, der ſie dennoch zwang, ſeinem Machtſpruch zu gehorchen, nachdem ſie zuvor einen ehelichen Zwiſt hervorgerufen!

So war es auch jetzt. Hederman ward zornig, ſprach bittere und ſchonungsloſe Worte, und das Reſultat war, daß Roſa auf ſeinen im Zorn ausgeſprochenen Befehl die Kinder hereinrufen mußte.

Harmen trat mit leichtem, tanzendem Gange, lächelnd, blühend und gekleidet wie ein Püppchen herein.

Edith folgte langſam mit trüber Stirn und ſcheuem Blick in ſauberer, obſchon höchſt dürftiger Kleidung und all jener Zierlichkeit und Sorgfalt entbehrend, womit die Mutterliebe die ſchöne Tochter geſchmückt hatte.

Hederman's Blick weilte auf Edith, Harmen ſah er kaum an. Als die Mädchen Guten Morgen ſagten, blickten ſie mit Verwunderung den Vater an, der für die älteſte bisjetzt blos ein ſtrenger Herr und für die jüngſte eine beinahe unbekannte Perſon geweſen.

Hederman ſagte zu Edith:

‚Du haſt wol ſchon angefangen, Klavier zu ſpielen?"

„Nein, ich kann weder leſen noch ſpielen", antwortete die Kleine.

Hederman runzelte die Stirn und beſann ſich nun, daß Aberney ſchon mehrmals von dem Mädchen geſprochen und ihm „über ſeine vollkommene Gleichgültigkeit gegen ſie Vorwürfe gemacht hatte.

„Nimmt denn Edith keinen Theil an dem Unterricht der Gouvernante?" fragte er ſeine Gattin.

„Noch nicht", antwortete Roſa. „Edith hat ein ſo langſames Faſſungsvermögen."

Hederman ſagte nichts, aber die geſchwollenen Adern auf ſeiner Stirn bewieſen, daß er ſehr erzürnt war.

„Du ſollſt mir einmal das Lied vorſingen, welches du geſtern Abend ſangſt", hob er zu Edith gewendet wieder an.

Die Kleine ſchien einen Augenblick lang unſchlüſſig zu ſein. Die Augen der Mutter ſprühten buchſtäblich Feuer, nachdem ſie ſich jedoch einige Secunden lang beſonnen, ſang ſie das kleine finniſche Volkslied.

Nur Hederman ſelbſt wußte, welche Erinnerungen an ſeine Kindheit darin lagen; wir wiſſen blos, daß er, als das Lied zu Ende war, die Kleine auf den Kopf klopfte und freundlich ſagte:

„Du ſingſt ganz hübſch."

Damit verließ er raſch das Zimmer und ging hinunter in die Apotheke.

Eine halbe Stunde ſpäter kam Victor Aberney hereingeſtürzt und rief:

„Tante Roſa ſchlägt Edith ganz fürchterlich und blos weil ſie ſich unterſtanden hatte zu ſingen. Komm mit, komm mit, ſonſt geſchieht noch ein Unglück!"

Und der Knabe ergriff mit dem Ausdruck der Verzweiflung Hederman beim Arm und zog ihn mit ſich fort.

Als ſie in den Salon hinaufkamen, hörten ſie aus dem Alltagszimmer unterdrücktes Gewinſel und Schluchzen.

Ehe noch Hederman über die Diele hinüber war, ſprang Victor ihm voraus und riß die Thür auf.

Das Geſicht des Knaben war ganz verändert. Mit Einem Satz ſtand er neben Frau Hederman, welche eben in voller Wuth beſchäftigt war, Edith mit einer großen Birkenruthe zu züchtigen. Augenblicklich war die Ruthe ihr aus der Hand geriſſen, und mit vor Gemüthsbewegung und Thränen bebender Stimme rief der Knabe:

„Du ſollſt die arme Edith nicht mehr ſchlagen, Tante!“

In ſeinem kindiſchen Zorne zerriß Victor die Ruthe und warf die einzelnen Reiſer Frau Roſa, die ihn ganz verblüfft anſah, vor die Füße. Sie ſtand mit dem Rücken nach der Thür gewendet, ſodaß ſie die Gegenwart ihres Gatten nicht eher bemerkte, als bis dieſer fragte:

„Warum ſchlägſt du das Mädchen?“

Edith, welche dieſen Tag mehr Schläge als gewöhnlich bekommen hatte und ganz dunkel ahnte, daß ſie nun in ihrem Vater vielleicht einen Beſchützer bekäme, antwortete unter heftigem Schluchzen:

„Ich habe Schläge bekommen, weil ich ſingen kann.“

Dann ergriff ſie ihren Vater bei der Hand und ſetzte mit kindiſcher Verzweiflung hinzu:

„Bring' mich fort von hier. Ich werde bös und ſchlecht, weil man ſo garſtig gegen mich iſt!“

„Du ſiehſt ſelbſt, was für ein unartiges Kind ſie iſt“, ſchrie Frau Hederman, konnte aber weiter nichts ſagen, denn ihr Mann unterbrach ſie mit einem:

„Schweig, Weib, ſonſt — — — —“

Dann nahm er ſeine kleine Tochter auf den Arm und verließ das Zimmer.

„Was um Gottes willen hat er denn im Sinne?“ dachte Roſa, als ſie ihn über den Vorſaal und die Treppe hinuntergehen hörte. Die Hausthür ward geöffnet und fiel wieder zu.

Frau Roſa eilte ans Fenſter und ſah, wie ihr Mann

mit ſeiner Tochter auf dem Arme ſeine Schritte quer über die Gaſſe nach Aberney's Wohnung lenkte.

Als er eine Stunde ſpäter widerkam, war er allein. Edith war bei ihrer Tante Deborah zurückgeblieben.

Die Erklärung, welche nach Hedermann's Zurückkunft zwiſchen den beiden Eheleuten ſtattfand, bewies Roſa auf furchtbare Weiſe, daß ſie die Zuneigung, die ſie einmal beſeſſen, auf immer verloren hatte.

Einige Wochen darauf fand ſich Hedermann's Schweſter Sarah auf Beſuch in Uleåborg ein. Sie hatte ihre Verwandten in Schweden nun alle verloren und wollte deshalb ihre Geſchwiſter wiederſehen, mit welchen ſie ſeit der Kindheit nicht wieder zuſammengetroffen war. Sie war noch unvermählt und beſaß ein ganz anſehnliches Vermögen.

Nachdem ſie den Sommer in Uleåborg verlebt, kehrte ſie im Herbſt nach Schweden zurück und nahm Edith mit, welche ſie ſich anheiſchig gemacht, zu erziehen und zu ihrer Erbin einzuſetzen.

Sie hatte zu ihrem Bruder und ihrer Schweſter geſagt:

„Ihr habt noch mehr Kinder und könnt mir daher Edith recht gut ablaſſen. Ich habe niemand, für den ich leben könnte — laßt mir ſie daher.“

Hedermann war damit einverſtanden.

Drittes Kapitel.

Jahre vergingen nach diesen Vorfällen, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignet hätte.

Harmen wuchs heran und ward ein reizendes Mädchen, ein Gegenstand der Bewunderuug für den Provisor Kaspar Aberney sowie auch für den jungen Studenten Henoch. Wenn Harmen ihr siebzehntes Lebensjahr erfüllt hätte, sollte sie der Bestimmung ihres Vaters zufolge mit Kaspar Ringe wechseln.

Enoch beendete damals gerade seine Studien in Åbo und sollte dann nach Stockholm gehen, um in das Hofgericht einzutreten.

Die Sommerferien sollte er in Uleåborg bei den Aeltern zubringen. Er war zwanzig Jahre alt, lebhaft, warmfühlend und schön. Er sah Harmen täglich und es war daher nicht zu verwundern, wenn er in seinem Jugendtaumel vergaß, daß sie für seinen Bruder bestimmt war.

Genug, eines Tags, als Henoch und Harmen in Aberney's Garten saßen, hatte er ihr anvertraut, wie innig sie von ihm geliebt ward, und auch er erfuhr, daß sie ihn weit lieber hatte als Kaspar.

Zu glücklich, um den Betrug zu bedenken, der an letzterm begangen ward, vergaßen sie alles andere außer dem Bewußtsein, daß sie eins des andern Herz besaßen.

Dennoch ging es wie es stets geht, wenn der Mensch sich von dem Rausch des Augenblicks beherrschen läßt — das Erwachen war ein bitteres, denn die Wirklichkeit trat unbarmherzig hervor und bot der Glückseligkeit des entfliehenden Augenblicks spottend Hohn.

In acht Tagen sollte, wie Harmen's Vater bestimmt hatte, ihre und Kaspar's Verlobung stattfinden. Die Erinnerung daran trieb das Blut rascher durch Harmen's Adern, als sie am Abend sich allein in ihrem Zimmer befand und überlegte, was geschehen war.

Ihre Gefühle waren heftig und leidenschaftlich. Das Wort entbehren war etwas, was sie niemals verstehen gelernt. Es kam ihr unmöglich vor, ihrer Liebe zu Henoch zu entsagen. So lange sie zurückdenken konnte, war er ihr theuerster Freund gewesen, jedes gute und schöne Gefühl, welches sie empfunden, war von ihm geweckt worden, und jetzt, nachdem sie wußte, daß beide mit gleich starkem und warmem Gefühl aneinander hingen, kam eine vom Vater angestiftete Heirath und stellte sich ihrem künftigen Glücke in den Weg.

Nein, sie wollte sich nicht mit Kaspar verloben. Was kümmerte es sie, ob sie von ihm geliebt ward, da sie ja noch Henoch ihr Herz geben konnte? Sie beschloß daher, den nächstfolgenden Tag ihrem Vater zu sagen, daß sie nicht Kaspar's Weib werden könne.

Mit diesem Entschluß schlief sie ein, ward aber von unruhigen, fieberhaften Träumen gemartert. Es kam ihr vor, als wenn jemand ihr ins Ohr flüsterte: „Nun hast du die Sonne deines Glücks untergehen sehen."

Die wildesten und ungeheuerlichsten Phantasiegebilde marterten sie die ganze Nacht, und als sie am Morgen erwachte, stand die alte Amme mit einem Briefe in der Hand vor ihr.

Harmen empfand beim Anblick desselben ein eigenthümliches, unbehagliches Gefühl. Sie konnte sich nicht erklären weshalb, aber sie ahnte, daß der Brief etwas Trauriges enthalte.

„Es ist ja fürchterlich, wie lange Sie heute schlafen, liebes Herzchen!" sagte die Amme, welche jetzt, nachdem Edith ihr genommen worden, ihre ganze Zuneigung auf Harmen übertragen hatte.

„Was ist das für ein Brief, den du da hast?" fragte Harmen und schöpfte tief Athem. Sie fühlte sich so wunderbar beklommen.

„O, es ist weiter nichts. Henoch Aberney trug mir auf, ihn zu bestellen. Er ist vor ein paar Stunden abgereist."

„Abgereist!" rief Harmen und setzte sich rasch im Bette empor. „Wohin?"

„Das weiß ich nicht. Er sagte blos, er würde abreisen, und um sieben Uhr sah ich ihn auch mit seinem Vater abfahren."

Harmen streckte die Hand aus und nahm den Brief. Sie dachte:

„Wahrscheinlich sind sie auf das Landgut des Onkels gefahren."

Dann erbrach sie das Siegel. Das Schreiben war lang und Harmen's Augen überflogen die Zeilen; je weiter sie aber las, desto mehr umwölkte sich ihre Stirn, desto bleicher wurden ihre Wangen, und als sie fertig war, warf sie sich auf ihr Kissen zurück und brach in heftiges, wildes Weinen aus, während sie den Brief krampfhaft zusammenknitterte.

Die Amme hatte das Zimmer verlassen, sodaß sie sich dem ersten Ausbruch ihres Schmerzes ungestört hingeben konnte.

Was stand denn in diesem Briefe, was diesen Schmerz

erweckte? Weiter nichts als Henoch's zur Beſinnung erwachtes Gerechtigkeitsgefühl.

Nachdem Harmen und Henoch ſich am Abend vorher getrennt hatten, kam Kaspar zu dem Bruder hinüber und ſaß bis lange in die Nacht bei ihm und ſprach mit ihm. Kaspar ſprach von ſeiner Zärtlichkeit für Harmen, von ſeinen Hoffnungen auf häusliches Glück an ihrer Seite u. ſ. w. Er ſprach mit ſolcher Zuverſicht von der Zukunft, daß Henoch einen ſtechenden Schmerz fühlte, als er bedachte, was zwiſchen ihm und Harmen vorgegangen war.

Von religiöſen und moraliſchen Aeltern mit ſtrengen Begriffen von Ehre und Pflicht erzogen, hatten Aberney's Söhne von ihrer Kindheit an gelernt, die Rechte anderer und ihre eigene Schuldigkeit hoch zu achten. Uebrigens herrſchte zwiſchen den beiden Brüdern eine wahre, aufrichtige Zuneigung.

Genug, Henoch kam ſich vor wie ein Menſch, welcher Kaspar verrathen, und er glaubte ſeine Augen nicht zu ihm erheben zu dürfen. War er, Kaspar's Bruder, es wol, der Kaspar's Glück zerſtören und vernichten ſollte! — ein Glück, welches man von ſeiner Kindheit an ihm als das Ziel aller ſeiner Träume hingeſtellt hatte!

Als Kaspar endlich Henoch verließ, ſchrieb dieſer an Harmen. Er ſagte ihr alles, was ſein redliches und unverdorbenes Herz empfunden, und daß, wie innig er ſie auch liebte, er doch lieber ſterben, als ſich auf Koſten des Glücks ſeines Bruders auch nur eine Stunde Seligkeit erkaufen wolle. Er bat daher Harmen, ihn zu vergeſſen und ihre Liebe auf den zu übertragen, welcher beſtimmt war, ihr Gatte zu werden.

Schon am folgenden Morgen, als ſie ſeinen Brief empfing, hatte er Uleåborg verlaſſen und wollte nicht eher wieder dahin zurückkehren, als bis er wüßte, daß Harmen und Kaspar glücklich wären.

Das Schickſal war dieſem Entſchluſſe Henoch's günſtig, denn am nächſten Morgen wollte ſein Vater eine Geſchäftsreiſe nach Abo machen, und Henoch benutzte dieſe Gelegenheit und begleitete ihn.

Als Aberney am Tage vor Harmen's Verlobung zurückkam, war er allein. Henoch war mit der Poſt von Åbo nach Stockholm gereiſt.

Viertes Kapitel.

Bleich, als ob ſie mit dem Tode verlobt werden ſollte, war Harmen an dem Tage, wo ſie und Kaspar Ringe wechſelten — einem Tage, der von den beiden Vätern mit großem Jubel gefeiert, von den Müttern aber mit ganz andern Augen betrachtet ward.

Frau Aberney, die zärtlich geſinnte Mutter, ſeufzte: „Mein armer Kaspar! Ich fürchte, Harmen iſt nicht die Frau, welche geſchaffen iſt, ihn glücklich zu machen.“

Frau Hederman wiederum dachte:

„Meine ſchöne, vielbewunderte Harmen hätte wol eine beſſere Partie machen können, als eine Apothekersfrau zu werden wie ich.“

Kaspar ſah glücklich aus, wie es einem verliebten Bräutigam eignet und gebührt.

Victor Aberney war kürzlich Student geworden und war daher auf dem Verlobungsballe ein ordentlicher, erwachſener Cavalier, wenigſtens in ſeinen eigenen Augen.

Ein Jahr darauf war Harmen's und Kaspar's Hochzeit. Zu dieſem Feſte kamen auch Sarah und Edith wieder nach Finnland.

Letztere war jetzt ſechzehn Jahre alt und obſchon durchaus keine Schönheit, doch ein gar hübſches und

liebenswürdiges Mädchen. Alle ſchienen überraſcht zu ſein von der vortheilhaften Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. Der Vater und die Schweſter empfingen ſie mit Freundlichkeit und Herzlichkeit. Die Mutter dagegen bewies ihr vollkommenen Kaltſinn.

Am Hochzeitstage ſah Harmen ſo leidend aus, daß Edith ſie mehrmals fragte, ob ſie krank ſei, erhielt aber eine verneinende Antwort.

Henoch war nicht gekommen, um der Hochzeit ſeines Bruders beizuwohnen.

Harmen war während des Trauungsactes ſo heftig aufgeregt, daß ſie nur mit Mühe das verhängnißvolle Wort über ihre Lippen bringen konnte, und in dem Augenblick, wo der Prieſter Amen ſagte, taumelte ſie und ſank ohnmächtig in Kaspar's Arme.

Als ſie wieder zur Beſinnung kam, hatte ſie ein heftiges Fieber und konnte ſich nicht vor den Gäſten ſehen laſſen, ſondern mußte ſich zu Bette legen.

Dies war ein trauriges Ende eines ſolchen Tages, und es ſah wirklich aus, als ob Harmen das Leben verlaſſen wollte. Sie erkrankte an einer ſchweren Entzündung. Mehrere Wochen ſchwebten ihre Mutter und ihr Gatte wegen ihres Wiederaufkommens in der tödlichſten Unruhe.

Ein eigenthümlicher Umſtand war es, daß ſie während ihrer ganzen Krankheit niemand anders an ihrer Seite duldete als Edith, und wie tief dies auch ihre Mutter und ihren Gatten ſchmerzte, ſo mußten ſie ſich gleichwol fügen, weil der Arzt erklärt hatte, man dürfe ſich ihren Wünſchen nicht widerſetzen.

Edith ward ſonach ihre eigentliche Wärterin.

Wenn Harmen ſich von phyſiſchen und moraliſchen Martern gepeinigt auf ihrem Lager hin- und herwarf, war es nur Edith's Geſang, der ſie beruhigte.

Nach ſechs Wochen war ſie endlich auf dem Wege der Beſſerung und konnte ſich ankleiden, wollte aber immer noch niemand anders bei ſich ſehen als Edith.

Es war als ob der ſtolzen und launenhaften Harmen, die als Kind Edith nicht ausſtehen konnte und während der Jahre, wo ſie getrennt geweſen, niemals an ſie geſchrieben hatte, nach ihrer Krankheit die Schweſter unentbehrlich geworden wäre.

Lag der Grund vielleicht darin, daß Edith ihre Vertraute war? Nein. Harmen hatte keine ſolche und wollte auch keine haben.

Obſchon ihre Mutter ſie mit einer beiſpielloſen Uebertriebenheit liebte, ſo war dieſe Liebe gleichwol nie von der Art geweſen, daß ſie das Vertrauen der Tochter zu erwecken vermocht hätte. Das Unbeſtändige, Parteiiſche und Unverträgliche, was in Frau Hederman's Charakter lag, war nicht geeignet, Achtung oder Zutrauen einzuflößen.

Harmen beſaß Zuneigung zu ihrer Mutter, weil ſie die einzige war, welche ſie in der Kindheit geliebt, aber dieſe Zuneigung ging aus purem Egoismus hervor, ohne das Bedürfniß nach dem guten Rath der Mutter oder Sehnſucht nach einem Wort des Troſtes von ihren Lippen in den bittern Augenblicken des Lebens zu erzwingen.

Ja, Harmen hatte nicht einmal den Wunſch, ſich über ihre Gefühle oder ihre Leiden gegen eine Mutter auszuſprechen, welche ſie für unfähig hielt, ſie in dieſer Beziehung zu verſtehen.

Daneben beſaß Harmen auch einen jener dunkeln, verſchloſſenen Charaktere, welche der Finſterniß gleichen. Man weiß niemals was dieſelbe birgt, aber man hat immer Grund, ſie zu fürchten.

Der Grund, weshalb Harmen die Geſellſchaft ihrer Schweſter vorzog und ſich nur in ihrer Nähe wohl befand, war ganz einfach der, daß Edith während des letzten Jahres täglich mit Henoch beiſammen geweſen war, weil dieſer in Stockholm bei ſeiner Tante Sarah gewohnt hatte.

Dies hatte zur Folge, daß Edith ſehr oft von ihrem

Couſin ſprach. Sie erzählte, wie er die Abende zubrachte, welchen Vergnügungen und welchen Beſchäftigungen er oblag, wie gut, wie ehrlich und wie freundlich er war, und mehr dergleichen.

Harmen horchte aufmerkſam auf jedes Wort, als ob ſie fürchtete, ein einziges davon zu verlieren. Oft veranlaßte ſie Edith, eine und dieſelbe Sache mehrmals zu erzählen, ohne daß Edith bemerkte, daß es um Henoch's willen geſchah.

Harmen wußte ihren Wunſch ſo zu erkennen zu geben, daß es ausſah, als ob ſie blos genaue Kenntniß von dem Leben in der Hauptſtadt zu haben wünſchte.

Henoch hatte eine ſchöne Stimme, und alle Lieder, welche er zu ſingen gepflegt, ſang auch Edith. Es war ein großer Troſt für die arme Harmen, dieſe Lieder zu hören.

Die Folge hiervon war, daß ſie unbedingt verlangte, Edith ſolle bei ihr bleiben, wogegen aber der Vater ſowol als Tante Sarah ſich entſchieden erklärten, weil Edith wieder nach Stockholm zurückſollte, um ihre Studien in Sprachen und Muſik zu beenden.

Als Harmen nach Verlauf von zwei Monaten wieder geſund war, kehrten Edith und Tante Sarah nach Schweden zurück, und nun fühlte ſie ſich ſo entſetzlich einſam, daß ſie der Zukunft mit Schrecken entgegenſah.

Die Ehe des jungen Paares, die ſo traurig begann, kam gleichwol dem äußerlichen Beobachter ganz glücklich vor.

Die lebhafte, feurige Harmen war allerdings nach ihrer Krankheit ganz verſchwunden und jetzt ſtill, ſchweigſam und träumeriſch geworden. Faſt niemals zeigte ſie ſich heftig, oder ließ eine der eigenſinnigen, herrſchſüchtigen Launen blicken, durch welche ſie ſich vor ihrer Vermählung oft ſo unangenehm gemacht. Es war als wenn eine Wolke ſich vor das Sonnenlicht der Seele gelagert hätte.

Deſſenungeachtet erſchien Harmen jetzt weit anziehender und liebenswürdiger als vorher.

In den großen, dunkeln Augen brannte eine heimliche Glut, welche ſie um ſo zauberiſcher machte, und um das bleiche, ſchöne Antlitz wogten die dunkeln Locken wie ſtumme Leidenſchaften, welche die gedankenvolle Stirn der jungen Frau in ihre Umarmung ſchloſſen.

Ohne Liebe vermählt, mit einem Herzen voll Liebe für einen andern, eigenſinnig und verſchloſſen, machte ſie die erſten Jahre ihrer Ehe nur zu einer Reihenfolge endloſer, trübſeliger Tage.

Weit entfernt davon, nach Art ihrer Mutter dem Willen ihres Gatten, der ihr Herz nicht beſaß, einen ewigen Widerſtand entgegenzuſetzen, verhielt Harmen ſich paſſiv. Sie that alles, was ihr Gatte von ihr wünſchte, widerſprach ihm nie, war niemals ungeduldig oder unfreundlich, aber auch niemals zärtlich oder herzlich.

Kaspar Aberney, der eine ruhige, ernſte Gemüthsart beſaß, liebte ſeine Frau, machte aber an ihre Zuneigung durchaus keine romantiſchen Anſprüche.

Unmittelbar nach ihrer Krankheit war er viel zu glücklich, ſie wieder zum Leben zurückkehren zu ſehen, als daß er ſie mit Fragen über die mit ihr vorgegangene auffallende Veränderung hätte peinigen ſollen, beſonders da er dieſe Veränderung als eine Folge der Krankheit betrachtete.

Als ſie auch ferner noch fortfuhr, ſchweigſam, nachgiebig und ſanft zu ſein, meinte er, ſie ſei ſo weit anmuthiger und liebenswürdiger, als ſie während ihrer Verlobungszeit geweſen, einer Zeit, wo ſie ihn unaufhörlich durch ihre Launen und ihre Heftigkeit gepeinigt hatte.

Zum Glück für Kaspar hatte er es von ſeiner Kindheit an als etwas Ausgemachtes betrachtet, daß Harmen an ihm mehr hinge als an allen andern, daß *er* der Gegenſtand ſei, um den ſich alle ihre Gedanken und Träume drehten — eine ganz angenehme Selbſttäuſchung,

welche die Folge hatte, daß unſer junger Apotheker die augenſcheinliche Veränderung Harmen's als ein Ergebniß ihrer Liebe zu ihm anſah.

Genug, die jungen Eheleute wurden von allen ihren Bekannten als im höchſten Grade glücklich betrachtet. Man ſprach allgemein davon, wie Harmen ſich veredelt habe und was für eine hübſche, häusliche Frau ſie geworden ſei, die am liebſten daheimblieb und Vergnügungen nur höchſt ſelten beſuchte.

So vergingen zwei Jahre, als Edith abermals einen Beſuch in ihrer Heimat machte.

Ihr Anblick ſchien Harmen mit Freude zu erfüllen und ſie umarmte die Schweſter mit einer Heftigkeit, welche einen lebhaften Eindruck auf Edith machte.

Tante Sarah war diesmal nicht mit. Edith blieb einen Monat in der Heimat, dann ſollte ſie wieder nach Schweden zurückkehren.

Eines Abends, kurz vor ihrer Abreiſe, ſchlug Harmen vor, einen Spaziergang zum Thore hinaus nach Lötan zu machen.

Es war ein ſchöner Abend in den letzten Tagen des Juni. Arm in Arm wanderten die beiden Schweſtern miteinander fort.

Edith plauderte von Stockholm und Harmen ging nachdenklich neben ihr her. In Lötan angekommen, wo ſich eine große Anzahl Knaben aus der Stadt auf dem Felde herumtummelte, ſetzte Harmen ſich auf einen Hügel, der von einigen Bäumen beſchattet ward.

Sie nahm den einfachen Sommerhut ab und ſagte plötzlich Edith unterbrechend:

„Nun ſind es zwei Jahre, daß ich verheirathet bin — wie ſehr habe ich mich verändert!"

„Ja ſehr", fiel Edith lebhaft ein, „aber zu deinem Vortheil."

„Das denkſt du", bemerkte Harmen mit bitterm

Lächeln. „Meine Veränderung hat aber darin ihren Grund, daß ich jetzt ganz und gar paſſiv bin.“

Sie ergriff Edith beim Arme und ſetzte heftig hinzu:

„Sag', haſt du wirklich Zuneigung zu mir?“

„Ja, gewiß. Seit deiner Krankheit biſt du mir ſehr lieb geworden. Aber, Harmen, warum thuſt du eine ſolche Frage?“

„Weil du mir einen Beweis von deiner Zuneigung geben mußt. Höre mich an. Seit meiner Krankheit hege ich unaufhörlich ein brennendes Verlangen, nach Stockholm zu reiſen und dort einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Ich werde von einem innern Leiden verzehrt.“

Sie ſchwieg und dachte:

„Gott allein weiß, daß ich jetzt die Wahrheit ſpreche!“

„Warum ſprichſt du nicht darüber mit Kaspar?“ fragte Edith und ſah ihre Schweſter ruhig an.

„Es würde ihn beunruhigen und meine Mutter würde mich dann mit ihren ewigen Fragen peinigen. Nein, Edith, lieber mag es dann bleiben wie es iſt. Dennoch aber, wenn ich nur nach der Hauptſtadt kommen könnte, würde ich ganz gewiß wiederhergeſtellt werden.“

In ängſtlichem, bittendem Tone ſetzte Harmen hinzu:

„Edith, ſei mir behülflich zur Erfüllung dieſes meines Wunſches. Es iſt mehr als mein Leben, was ich in dieſem Augenblick von dir begehre.“

Edith ward immer unruhiger, während ſie der Schweſter in das aufgeregte Antlitz blickte, aber ſie lächelte ſie freundlich an und verſicherte, daß ſie alles thun wollte, um ihren Wunſch zu erfüllen, dafern ſie nur erſt wüßte, wie ſie es anfangen ſollte.

„Sprich mit Papa. Kaspar richtet ſich in allen Dingen nach ihm, und du vermagſt ſo viel über Papa. O, Edith! Edith! Wie dankbar werde ich dir ſein!“

Harmen lehnte ſich an die Schulter der Schweſter und weinte.

Thränen waren bei Harmen etwas ſo Ungewöhnliches,

daß Edith ſich nicht beſinnen konnte, wann ſie ſie zum letzten mal hatte weinen ſehen.

Gerührt von dieſem Ausbruch von Schmerz, verſprach Edith, darauf hinzuwirken, daß Harmen ſie nach der Hauptſtadt begleiten dürfe.

„Liebe Harmen", ſagte Edith, „du kannſt es als entſchieden betrachten, daß du die Reiſe mitmachſt, denn, wenn ich einmal etwas beſchloſſen habe, ſo muß es auch geſchehen. Ich bin nicht umſonſt eine Finnländerin."

„Auf dir ſteht auch mein ganzes Vertrauen, und obſchon du ebenſo wie ich nicht aus unvermiſchtem finniſchen Blute ſtammſt, ſo —"

„Will Gott doch, was die Frauen wollen", fiel Edith ſcherzend ein.

Fünftes Kapitel.

Eines Abends in den letzten Tagen des Juli gingen ein älterer Herr und zwei junge Damen im Thiergarten von Stockholm spazieren. Die eine dieser Damen war so ungewöhnlich schön, daß sie, mochte sie gehen wo sie wollte, die Aufmerksamkeit fesselte und man flüsterte:

„Welch ein schönes Gesicht!"

Nachdem sie eine Weile auf der Wiese herumspaziert waren und die schöne Dame mit einem Ausdruck von Unruhe ihre Blicke forschend der wogenden Volksmasse hatte folgen lassen, sagte der ältere Herr:

„Nun ist es Zeit, ins Theater zu gehen. Dort treffen wir Henoch bestimmt. Ich kann nicht begreifen, daß wir ihm noch nicht begegnet sind."

„Das Diner bei dem Assessor P— hat wahrscheinlich länger gedauert als gewöhnlich", sagte die weniger schöne der beiden Damen, die niemand anders war als Edith.

„Dies steht zu vermuthen", antwortete ihr Begleiter, in welchem wir den ältern Aberney wiedererkennen.

„Ich freue mich, wie überrascht er sein wird, Harmen zu begegnen. Als ich ihn gestern Abend traf, wo ich Edith

zur Schwägerin begleitete, ſagte ich weder Henoch noch Sarah etwas davon, daß Harmen mitgekommen ſei. Ich wollte ſie gern heute überraſchen, wo wir uns hier treffen ſollten."

Die drei Perſonen ſchlugen nun den Weg nach dem Theater des Thiergartens ein, in welches ſie hineingingen.

Kaum hatten ſie hier ihre Plätze eingenommen, als ein junger Mann mit ſchönen, edeln und intelligenten Geſichtszügen, von einer ältern Dame begleitet, eintrat. Seine Augen fielen ſofort auf Aberney, Edith und Harmen.

Seine Ueberraſchung beim Anblick der letztern war ſo groß, daß er unbeweglich vor der Thür ſtehen blieb, und nur Gott weiß, wie lange er ſo ſtehen geblieben wäre, wenn nicht Tante Sarah ihn gezwungen hätte, ihr nach den Plätzen zu folgen, die ſie neben den Reiſenden einzunehmen hatten.

Harmen hatte Henoch ſogleich bemerkt und ihre Gemüthsbewegung war noch heftiger als die ſeinige. Ein Glück für die Bewahrung ihres Geheimniſſes war es, daß Edith und Aberney an der Thür ſaßen und die Aufmerkſamkeit beider auf die Eintretenden gerichtet war, ſonſt hätte Edith leicht hinter Harmen's eigentliches Leiden kommen können.

So aber konnte letztere ſich einigermaßen erholen, bevor Edith's Augen ſich auf ſie richteten.

Aberney begrüßte ſeine Schwägerin und ſeinen Sohn und dann kam die Reihe an Harmen. Tante Sarah lächelte, flüſterte ihrer Nichte einige freundliche Worte zu und nahm neben Schwager Aberney Platz.

„Welche Freude, Harmen, dich einmal wiederzuſehen!" ſagte Henoch mit unſicherer Stimme, indem er neben ihr Platz nahm.

„Es iſt ſehr lange, ſeitdem wir uns das letzte mal

trafen", ſtammelte Harmen und legte ihre Hand in die ſeinige.

Er ließ jedoch mit einem leichten Druck die ihrige wieder los und begann dann mit vielem Intereſſe, ſich nach Kaspar und den übrigen Daheimgebliebenen zu erkundigen.

Sechstes Kapitel.

Zwei Wochen lang war Harmen täglich mit Henoch zuſammen, aber weder ein Blick oder auch nur ein Beben der Stimme verrieth, daß in ihm noch ein Grad von der frühern Neigung zu ihr lebte.

Dieſes Benehmen Henoch's rief in Harmen's Art und Weiſe etwas Unbeſtändiges hervor, ſodaß ſie oft Beweiſe von Launenhaftigkeit gab.

Henoch war gegen Harmen ganz derſelbe wie gegen Edith, und dies gab ihr Grund, zu vermuthen, daß ſein Gefühl für ſie von anderer Beſchaffenheit ſei.

Es war ein bitterer Kampf für das ſtolze Weib. Nachdem ſie die völlige Gewißheit erlangt zu haben glaubte, daß ſie nicht mehr geliebt werde, wünſchte ſie mit fieberhafter Ungeduld wieder nach Hauſe zurückzukehren — ein Wunſch, der durch alles begünſtigt ward.

Aberney, welcher Edith und Harmen nach Stockholm begleitet, weil er hier Geſchäfte abzumachen hatte, war nach drei Wochen wieder reiſefertig, und Harmen erklärte ſich vollkommen bereit, ihn in die Heimat zurückzubegleiten.

Genug, die Abreiſe ward beſtimmt und man wollte nur noch ganz kurze Zeit in Stockholm verweilen.

Ein paar Tage vorher hatte Tante Sarah ihre Verwandten überredet, einen Ausflug nach ihrer kleinen Sommerwohnung zu machen, die vor dem Kungsholmsthore lag und wohin ſie einige Freunde eingeladen hatte.

Harmen war ſchön, dies ward auch von den miteingeladenen Herren anerkannt. Alle wetteiferten, von ihr ein Lächeln oder einen Blick zu erhaſchen.

Harmen aber wußte mit ausgezeichnetem Takt artig zu ſein, ohne deswegen zu ermuntern. Ihre Converſation war gebildet, zuweilen lebhaft, aber auf ihrem ganzen Weſen ruhte dabei ein ſchwerer Schleier, hinter welchem man das Feuer glühen zu ſehen glaubte.

Es war jedoch kein Feuer, welches zu Hoffnungen für dieſe Schmetterlinge berechtigte, ſondern eins, welches ſagte: „Nicht für euch.“

Henoch war ungewöhnlich ſchweigſam und nachdenklich. Seine Augen ruhten unverwandt auf Harmen, obſchon ohne daß ſie es bemerkte, denn ſie hatte nicht ein einziges mal die ihrigen auf ihn gerichtet.

Harmen's ſtolzes Herz wollte nicht, daß er glauben ſolle, ſie liebe ihn noch, nachdem *er* aufgehört, dies zu thun.

Man machte einen Spaziergang im Garten. Eins der mitanweſenden Kinder pflückte eine weiße Dornroſe und gab ſie Harmen. Sie befeſtigte dieſelbe an ihrem Gürtel. In demſelben Augenblick blickte ſie zufällig auf und war ganz überraſcht, Henoch gerade gegenüberſtehen zu ſehen.

Ueber ihre Wangen, Stirn und Hals flog eine dunkle Purpurröthe, als ſie ſeinen Augen begegnete. Es lag in dem Blick etwas, was ſie in einem Nu in die Vergangenheit zurückverſetzte, aber es war eine Offenbarung, die in der nächſten Secunde wieder entſchwunden war,

denn Henoch drehte ſogleich den Kopf herum und ſagte in gleichgültigem Tone:

„Das war eine ſchöne Blume.“

„Ja, die weißen Roſen gefallen mir beſſer als die rothen“, antwortete Harmen.

Sie hatte ihre Stimme nicht ſo in der Gewalt wie er die ſeinige.

Die übrige Geſellſchaft begann eine lange Discuſſion über weiße und rothe Roſen, und da man in demſelben Augenblick an einen ſchmalen Steg kam, ſo ſagte Henoch lächelnd zu Harmen:

„Liebe Schwägerin, willſt du dich nicht auf meinen Arm ſtützen?“

Harmen nahm das Anerbieten an. Es war das erſte mal, daß er ihr eine ſolche vertrauliche Artigkeit antrug.

War es eine Täuſchung oder eine Wirklichkeit? Harmen kam es vor, als erbebte Henoch's Arm von einem leichten Zittern, als ſie den ihrigen darauflegte.

Sie kamen, ohne daß Harmen recht wußte wie, ein ziemliches Stück von der andern Geſellſchaft hinweg.

„Was iſt der Grund deiner Vorliebe für die weißen Roſen?“ fragte Henoch.

„Gott weiß, daß ich mir darüber ſelbſt niemals Rechenſchaft gegeben habe.“

„Da bin ich glücklicher, denn ich weiß, warum ſie mir gefallen.“

„Laß hören. Ich bin neugierig, es zu wiſſen.“

„Ich ſehe niemals eine weiße Roſe, ohne mir vorzuſtellen, daß ſie das Bild eines weiblichen Herzens iſt. Ebenſo rein wie die Blätter der Roſe muß auch dieſes in Bezug auf Gedanken und Gefühle ſein. Deshalb halte ich auch den Mann für verächtlich, der das, was das Gewiſſen gebietet, ſo ſchlecht verſteht, daß er das Weib, welches er liebt, Verſuchungen ausſetzt, die auch nur den mindeſten Schatten auf die Reinheit ihrer Seele werfen können.“

„Aber Henoch, die Vernunft des Menſchen kann nicht immer bei ſeinem Gefühl Wache ſtehen, und deshalb iſt es am beſten, nicht allzu ſtreng zu ſein, wenn wir andere beurtheilen."

„Bei dem Mann wie bei dem Weibe müſſen Ehre und Pflicht die Herrſchaft führen, ſonſt iſt er verächtlich."

„Nimm dich in Acht, das Schickſal kann ſich ſo rächen, daß du ſelbſt der Sklave deiner Gefühle wirſt."

„Nein, Harmen, dies kann niemals geſchehen."

Es folgte eine lange Pauſe. Harmen ſprach dann von gleichgültigen Dingen, ihre Wangen aber waren ſo weiß wie die Blätter der Roſe an ihrem Gürtel.

Als man wieder in das Haus zurückgekehrt war, begann man zu muſiciren. Edith ſang und ſang ſo, daß ſie alles zur Bewunderung hinriß.

In einem Seſſel zurückgelehnt ſaß Harmen in einem Cabinet, welches an den Salon ſtieß. Sie hörte den Geſang nicht, ſo beſchäftigt war ſie mit dem Gedanken an Henoch und auf welche Weiſe ſie Gewißheit erhalten könnte, ob ſein Blick wirklich eine Rückſpiegelung ſeiner Gefühle oder blos ein verführeriſches Trugbild ſei.

Henoch ſtand dicht an der Thür des Cabinets, mit dem Rücken gegen Harmen gewendet, und ſchien ſeine ganze Aufmerkſamkeit dem Geſange zu widmen.

Als dieſer verſtummte, drehte Henoch ſich um, und in demſelben Augenblick ſtand Harmen auf, um in den Salon zurückzugehen.

Bei dieſer Bewegung ließ ſie die weiße Roſe fallen, welche ſie an ihrem Gürtel getragen. Ohne zu thun als ſähe ſie Henoch, ging ſie an ihm vorbei und näherte ſich einer der geöffneten Glasthüren, wo ſie im Geſpräch mit Edith ſtehen blieb.

Da, wo ſie ſtand, konnte ſie in das Cabinet hineinblicken und bemerkte recht wohl, daß Henoch in demſelben Augenblick hineinging, wo ſie es verlaſſen hatte.

Durch die an den Glasthüren angebrachten Gardinen

verborgen, drehte ſie den Kopf herum und warf ihm einen Blick nach.

Sie ſah, wie Henoch mit haſtiger Bewegung die Blume aufhob, an ſeine Lippen drückte und dann im Buſen barg.

„Nun kann ich glücklich ſterben", dachte Harmen im Uebermaß ihres Gefühls. „Ich weiß, daß er mich noch liebt."

Während des übrigen Abends war ſie heiter wie die Seligkeit ſelbſt. Sie ſcherzte und lachte, aber ohne ihre Worte an Henoch zu richten.

Seine Stirn dagegen ward immer trüber und düſterer. Während der Rückfahrt war er ſo niedergeſchlagen, daß ſogar Aberney und Edith es bemerkten.

Am nächſtfolgenden Morgen war der Vorfall mit der Roſe gleichwol für Harmen's Herz noch nicht genug. Gatte, Pflichten und alles war vergeſſen. Sie trachtete blos nach Einem — nämlich ſich Gewißheit darüber zu verſchaffen, ob ſie geliebt werde oder nicht. Sie hatte ja nur noch zwei Tage bis zu ihrer Abreiſe, und es war ihr unmöglich, Stockholm zu verlaſſen, ehe Henoch's Worte bekräftigt hatten, was ſein Blick und die Bewegung mit der Blume ihr zu vermuthen gegeben.

Den ganzen Tag ward ſie von einer fieberhaften Angſt beherrſcht, die im höchſten Grade peinlich ward, als Henoch nicht zum Vorſchein kam. Aberney war ausgegangen, und Edith hatte mit einigen Bekannten ebenfalls das Haus verlaſſen. Harmen hatte erklärt, ſie ſei unwohl und könne daher nicht mitgehen. Tante Sarah hatte viel mit Kofferpacken und andern Reiſeanſtalten zu thun, ſodaß Harmen ſie faſt auch nicht zu ſehen bekam.

Gegen Abend kam Henoch nach Hauſe und traf Harmen allein im Vorzimmer. Ohne daß er im mindeſten dadurch befangen gemacht zu werden ſchien, begann er zu erzählen, wie ſehr er von Geſchäften in Anſpruch

genommen gewesen, und dann ging das Gespräch auf andere Dinge über. Henoch sprach von der Heimat und wie sehr er sich sehnte, seine Brüder und seine Mutter wiederzusehen.

Seine unbefangene Art und Weise wirkte auf Harmen, sodaß auch sie keine Verlegenheit verrieth.

„Hast du nicht die Absicht, nächsten Sommer nach Finnland zu kommen?" fragte sie.

„Ja wohl, ganz gewiß. Früher habe ich es nicht gewagt", setzte er wehmüthig lächelnd hinzu.

„Und warum nicht?"

„Weil ich meiner eigenen Kraft und vielleicht auch der einer andern Person nicht vertraute. Ich wäre sehr unglücklich gewesen, wenn ich bei ihr eine Schwäche entdeckt hätte, die eine Beeinträchtigung der Pflichten, die sie auf sich genommen, gewesen wäre."

Henoch schien aufgeregt zu sein, Harmen dagegen hob vollkommen ruhig wieder an:

„Eine solche Furcht, lieber Henoch, kommt mir unerklärlich vor. Glaubtest du denn, daß sie nicht wüßte, worin die Schuldigkeit einer Ehegattin besteht?"

„Harmen, höre mich!" rief Henoch mit Wärme. „Als man schrieb, daß du an deinem Hochzeitstage krank geworden, entstand in meinem Innern der bittere Gedanke, daß — daß —"

„Es war eine heftige Erkältung," fiel Harmen kalt ein. „Es war gewiß kein Grund vorhanden, ein so großes Gewicht auf deine und meine Neigung zu legen, die doch nichts anderes als wie ich eben sagte, nämlich eine Kinderei war."

„Eine Kinderei!" wiederholte Henoch ernst. „Ich für meine Person weiß, daß mein Gefühl für dich von tieferer Beschaffenheit war."

„Wenn du von unserer Freundschaft sprichst, hoffe ich, daß zwischen uns stets wahrhaft geschwisterliche Zuneigung herrschen wird", antwortete Harmen mit freund-

lichem Lächeln. „Die Thorheiten aber, welche dich bewogen, Uleåborg zu verlaſſen, hätten dich nicht abhalten ſollen, uns zu beſuchen, denn im Grunde genommen können wir ja darüber lachen.“

Mit dieſen Worten reichte ſie ihm die Hand.

Henoch ergriff dieſelbe.

„Harmen, du biſt ein hochherziges edles Weib, ſo wie du ſtets vor meiner Phantaſie geſtanden, ſo wie ich ſtets geliebt, mich deiner zu erinnern. Dank, tauſend Dank, du, meine erſte und einzige Liebe, daß ich dich ſo wiedergefunden!“

Er küßte ihr die Hand. Ein Schauer durchrieſelte Harmen's ganzen Körper und ſie ſchloß die Augen, um ihr ruhiges Aeußere beibehalten zu können.

„Um meinetwillen ſollſt du nicht mehr deine Heimat und deine Angehörigen fliehen.“

„Nicht um deinetwillen, aber —“

„Kein Aber weiter — deines Bruders Weib kann deiner Ruhe unmöglich gefährlich ſein.“

Harmen lächelte Henoch ganz ſchweſterlich an und ſetzte hinzu:

„Laß uns die Vergangenheit vergeſſen und gute Verwandte und Freunde bleiben.“

„Du biſt glücklich — du —“

„Ja, ich bin ſehr glücklich“, verſicherte Harmen.

„Harmen, laß uns dieſes Geſpräch nicht weiter fortſetzen. Ich habe während deſſelben meine ganze Schwäche kennen gelernt. Ich wünſche jetzt, daß ich dich niemals wiedergeſehen hätte.“

Er erhob ſich und ging einigemal im Zimmer auf und ab.

Harmen ſaß zurückgelehnt auf dem Sofa und dachte:

„Mein Leben gäbe ich darum, wenn ich ſagen dürfte, wie innig, wie ausſchließlich ich ihn liebe, aber ein einziges Wort, welches verriethe, was mein Herz fühlt, würde mich auf immer ſeiner Achtung und mit dieſer zugleich ſeiner Liebe berauben.“

Sie drückte die Hand feſt auf die Bruſt und ſeufzte.

Bei dieſem Ton blieb Henoch ſtehen.

„Du ſeufzeſt, Harmen", ſagte er. „Sollteſt auch du —"

„Ich ſehne mich nach meiner Heimat und meinem Gatten", antwortete Harmen, während ihre Augen forſchend auf Henoch ruhten. Sie ſah ihn die Farbe wechſeln und ſetzte hinzu:

„Ich kann nicht ohne Unruhe daran denken, wie lange Kaspar mich nun ſchon entbehren muß."

„Er liebt dich alſo ebenſo innig?"

„Ja, das thut er gewiß."

„Und wie wäre es auch anders möglich? Du gehörſt nicht zu der Zahl derer, die man vergeſſen kann. Ach, Harmen, du wirſt niemals verſtehen, wie ich dich geliebt habe und wie ich dich bis in den Tod lieben werde!"

Es entſtand eine Pauſe.

Harmen hatte nicht Kraft genug, um zu antworten. Tante Sarah's Eintritt machte jeder weitern Unterredung ein Ende.

Zwei Tage darauf hatte Harmen Stockholm verlaſſen.

Siebentes Kapitel.

Kaspar begrüßte seine Frau mit Freude und herzlichem Willkommen, und es hätte auf Harmen einen angenehmen Eindruck machen sollen, sich von ihrem Gatten ebenso sehr geliebt zu sehen; aber sie blieb kaltsinnig dagegen und suchte nicht in seiner Zuneigung einen Trost und einen Ersatz für das, worauf die Pflicht ihr zu verzichten gebot.

Die junge Frau hatte nicht gelernt, daß es hier im Leben einen Trost für alles gibt, was wir leiden und opfern, nämlich den der erfüllten Pflicht.

Harmen warf alles von sich, was ihren innern Kummer hemmen konnte, und fand einen förmlichen Genuß darin, sich ihrem Schmerz hinzugeben. Nur ihr Körper, aber nicht ihre Seele kehrte in die Heimat zurück.

Ohne Interesse für die äußere Welt, hörte sie mit vollkommener Gleichgültigkeit die Mittheilung, daß ihr Gatte einen Jüngling, einen Ausländer, einen Deutschen, wie man sagte, zu sich genommen hatte. Es ward an Kaspar eine gewisse Summe für den jungen Ivano bezahlt, damit dieser sich eine Zeit lang mit Laboriren be-

ſchäftigen dürfte. Er hatte nämlich die Abſicht, Chemiker zu werden.

Verſenkt in ein Gefühl unermeßlichen Verluſtes und Widerwillens gegen alles, was ſie umgab, achtete Harmen kaum auf den Jüngling und ſprach ſelten oder nie mit ihm, wie oft auch Kaspar ſie darum bat.

Wenn dieſer eine ſolche Erinnerung ausſprach, traf es ſich vielleicht, daß ſie einige nichtsſagende Worte an den Jüngling richtete, wenn er ſich zu Tiſche einfand oder des Abends bei der Familie verweilte; außerdem aber that ſie, als ob er für ſie gar nicht vorhanden wäre.

Ivano dagegen konnte von dem Augenblick an, wo er in das Zimmer trat, in welchem Harmen ſich befand, bis zu dem, wo er ſich wieder entfernte, kein Auge von ihr verwenden. Sie war zu ſchön, um nicht ein Gegenſtand der Bewunderung für dieſen mit ihr in gleichem Alter ſtehenden Jüngling zu werden.

Einige Wochen nach Harmen's Zurückkunft ereignete ſich gleichwol ein Vorfall, der ſie aus der gleichgültigen Trägheit, in die ſie verſunken war, aufrüttelte.

Deborah Aberney ſtarb nach kurzer Krankheit und ließ ihren Gatten und ihre Söhne im tiefſten Kummer zurück. Harmen beweinte die Heimgegangene, weil ſie wußte, wie tief der Verluſt der geliebten Mutter Henoch zu Herzen gehen würde, beſonders da er ſie ſeit drei Jahren nicht geſehen und nun auch dieſe von ſeiner Kindheit an ihm ſo theuern Züge nicht wiederſehen ſollte.

Ein Jahr war über Deborah's Grab dahingegangen, als Frau Hederman ihrer Schwägerin im Tode nachfolgte.

Harmen ward nach dem Tode ihrer Mutter noch ſchweigſamer und verſchloſſener, ohne jedoch daß Kaspar darauf achtete. Er gehörte zur Zahl jener Männer, die es für weichlich halten, ſich fortwährend mit ihrer Frau

zu beſchäftigen, beſonders da in Harmen's nachgiebiger, paſſiver Art und Weiſe etwas lag, was höchſt einförmig und der Grund war, daß er ſeine ſchöne Frau oft langweilig fand. Auf alles, was er äußerte, antwortete ſie ſtets bejahend und ging niemals auf eine Discuſſion ein, was Kaspar Anlaß gab, zu ſeinen Freunden zu ſagen:

„Meine Frau iſt ſo verliebt in mich, daß ſie aus Furcht, mir zu misfallen, niemals einen andern Gedanken hat als den meinigen."

Der arme Kaspar, wie verblendet war er, daß er nicht in Harmen's ganzem Weſen einen deutlich ausgeſprochenen Lebensüberdruß, eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen alles ſah!

Hätte Harmen eine Freundin, eine Vertraute gehabt, mit welcher ſie über ihre Gefühle oder ihre Leiden hätte ſprechen können, ſo hätte die Richtung ihres Innern vielleicht keinen ſo furchtbaren Charakter angenommen, wie dies jetzt der Fall war.

Eines Tages war Kaspar aus der Apotheke heraufgekommen und hatte eine Flaſche mitgebracht, die er in ſeinem Zimmer in einen Schrank ſtellte, wo er allerhand Droguen verwahrte. Er bemerkte dabei:

„Unſer Leben iſt doch ein gebrechlich Ding — einige Tropfen von dieſer Flüſſigkeit, und das Lebenslicht erliſcht augenblicklich."

„Iſt es Gift?" fragte Harmen.

„Ja, und zwar eins, welches auf der Stelle tödtet."

Kaspar ſchloß den Schrank zu und legte den Schlüſſel in ſeinen Tiſchkaſten.

Als er das Zimmer verlaſſen hatte, nahm Harmen den Schlüſſel heraus und öffnete den Schrank. Sie langte die Flaſche herab und betrachtete ſie, während ſie in Gedanken die Worte ihres Gatten wiederholte: „Einige Tropfen hiervon und das Lebenslicht erliſcht, und ich könnte mich auf dieſe Weiſe von einem Leben befreien, welches mir unerträglich wird. Wer würde mich wol

vermiſſen? Niemand. Einige Wochen nach meinem Tode wäre ich vergeſſen. Ich habe keine Kinder und folglich auch kein Band, welches mich an das Leben feſſelt."

Sie führte die Hand nach dem überbundenen Glaspfropf, in dieſem Augenblick aber trat eine Magd ein. Harmen ſetzte ſchnell die Flaſche weg und ſchloß die Thüren des Schranks.

Dies geſchah indeſſen nicht ſchnell genug, denn die Magd ertappte ſie noch bei dieſer Bewegung.

„Patron Aberney will mit Ihnen ſprechen", ſagte die Magd und warf einen neugierigen Blick im Zimmer umher. „Mein Himmel, was kann die Herrin mit dieſen Flaſchen zu thun gehabt haben?" dachte ſie. „Der Herr hat ja ausdrücklich verboten, daß jemand ſie anrühre."

Harmen erhielt von ihrem Schwiegervater einige Aufträge, die ſie veranlaßten, mehrere Gänge zu thun, wodurch der ganze Tag in Anſpruch genommen ward.

Am Abend waren die beiden alten Freunde beiſammen bei den jungen und ſaßen im großen Zimmer ihre Pfeifen rauchend. Harmen hatte mit dem Hausweſen und namentlich in der Küche zu thun gehabt. Als ſie in das große Zimmer treten wollte, hörte ſie Aberney ſagen:

„Siehſt du, Hederman, ich hatte doch von Anfang an recht, als ich dir von der Heirath mit Roſa abrieth, aber du warſt einmal eigenſinnig."

„Und dafür habe ich auch büßen müſſen. Meine Ehe iſt ſo unglücklich geweſen, daß ich während meines Witwerſtandes ſchon oft Gott gedankt habe, der mich von dieſer ſchweren Feſſel erlöſte."

„Ich dagegen werde niemals aufhören, meine Deborah zu vermiſſen", ſeufzte Aberney.

„Das iſt auch ganz natürlich, denn da, wo wechſelſeitige Liebe vorhanden iſt, da iſt auch wirkliches Glück;

da aber, wo ſie fehlt, iſt der Tod die einzige Errettung, auf die man hoffen kann."

Harmen ſtand eine lange Weile unbeweglich, ohne etwas Weiteres von dem Geſpräch zu hören. Sie wiederholte:

„Da, wo die Liebe fehlt, iſt der Tod der einzige Retter, der noch übrig bleibt. Alſo iſt Sterben das Beſte?"

Die letzten Worte hatte ſie, ohne es zu wollen, beinahe laut ausgeſprochen.

„Durchaus nicht!" antwortete eine freundliche Stimme, und ſie fühlte, wie ein paar Hände ſie um den Leib faßten.

Es war Victor, der von Åbo angekommen war, um einige Wochen zu Hauſe zu verleben. Er wollte ſich auf ſein Examen vorbereiten.

Von dieſem Tage an ward Harmen in ihrer Art und Weiſe unruhig und veränderlich. Es war als wenn ein ſchwerer Kampf in ihrem Innern vor ſich ginge.

Victor entdeckte während ſeines Verweilens in der Heimat ſehr bald, daß Harmen an einem Kummer litt, und war das wol zu verwundern? Binnen anderthalb Jahren hatte ſie ja Mutter und Schwiegermutter verloren. Bei Victor entſtand gleichwol der Verdacht, daß Harmen ihren Gatten nicht liebte, ſondern von einer heimlichen Liebe verzehrt würde.

Eines Tags, ſechs Wochen nach Victor's Ankunft in Uleåborg, ſaßen Aberney und Victor am Mittagstiſch bei Hederman, als eine von Kaspar's Mägden zu ihnen hereingeſtürzt kam und ausrief:

„Der Herr iſt ſoeben todt vom Stuhle geſtürzt, nachdem er ein Glas Wein getrunken!"

Die beiden Alten und Victor eilten ſogleich über die Gaſſe hin und nach Kaspar's Wohnung. Sie fanden ihn rücklings auf der Diele liegend und Harmen mehr wie eine Bildſäule denn wie ein lebendes Weſen über ihn gebückt ſtehen.

Der Arzt ward herbeigerufen und erklärte, nachdem er den Todten beſichtigt, daß Kaspar Aberney infolge eines ſchnell tödtenden Giftes geſtorben ſei.

Der Reſt des Weins ward unterſucht, aber man fand nicht, daß er etwas dergleichen enthielt, ebenſo wenig als die noch auf dem Teller vorhandenen Reſte der Mahlzeit. Das Glas, aus welchem Kaspar getrunken, lag zerbrochen neben ihm.

Nun folgte eine genaue Unterſuchung, welche dahin ausfiel, daß unter den Droguen, die Kaspar in dem Schrank verwahrt, die Flaſche, welche Blauſäure enthielt, geöffnet worden zu ſein ſchien.

Eine Magd erzählte, daß ſie eines Tages ihre Herrin gerade dieſe Flaſche in den Schrank habe zurückſtellen ſehen. Da während der Mahlzeit kein Menſch weiter im Zimmer geweſen war als die Magd und Harmen, und da letztere den Wein, an welchem Kaspar geſtorben war, eingeſchenkt hatte, ſo ward eine gerichtliche Unterſuchung angeſtellt, wobei auf Harmen ſchwerer Verdacht fiel, ihren Mann vergiftet zu haben, obſchon die allgemeine Stimme ſie davon völlig freiſprach. Man wußte ja, daß die beiden Gatten ganz glücklich zuſammen gelebt hatten!

Ein Umſtand ſteigerte jedoch den Verdacht gegen ſie, und dieſer war, daß das Taſchentuch, welches ſie dieſen Tag benutzt, mit Blauſäure befeuchtet war.

Der Criminalproceß wirkte im höchſten Grade aufregend auf alle, nur Harmen bewahrte dabei eine Ruhe und eine Würde, welche ſelbſt dem Richter imponirte.

Kaum hatte der Proceß begonnen, ſo erſchien Henoch nach fünfjähriger Abweſenheit plötzlich in Uleåborg. Durch einen Brief von dem unglücklichen Ende ſeines Bruders und von dem Verdacht, der auf Harmen deswegen gefallen war, unterrichtet, eilte er zur Stelle, um als Juriſt ihr womöglich zur Seite zu ſtehen.

Das Wiederſehen zwiſchen ihnen war für ihn im höchſten Grade ſchmerzlich. Harmen's ganze äußere Erſcheinung bewies, wie das bittere Leiden, welches ſie getroffen, ihre Seele verheert. Sie war ſo bleich und ſo abgezehrt, daß ſie nur noch ein Schatten ihres frühern Ich zu ſein ſchien.

Bei der erſten Unterredung war ſie ſehr aufgeregt, bei der andern dagegen vollkommen ruhig. Es handelte ſich jetzt blos um eine genaue Schilderung alles deſſen, was ſich an dem Tage, wo Kaspar ſtarb, zugetragen hatte. Mit vollkommener Klarheit beſchrieb Harmen alles vom Geringſten bis zum Wichtigſten.

Henoch notirte es, dann ſprach er ſowol mit ſeinem als mit Harmen's Vater, welche bezeugten, daß ſie vom Anfang bis zum Ende ihres Eheſtandes in allen Dingen eine gute Hausfrau geweſen — ein Zeugniß, welches ihr auch von allen Dienſtleuten gegeben ward. Niemals hatten dieſelben einen Zwiſt zwiſchen den beiden Eheleuten gehört, ſondern Harmen hatte ſich gegen ihren Gatten ſtets nachgiebig und freundlich gezeigt. Allerdings ſtimmten alle auch dahin überein, daß ſie ſehr ſchweigſam und tiefſinnig geweſen.

Nach allen dieſen Erkundigungen und dem genaueſten Befragen der Lehrlinge und der Gehülfen in der Apotheke erinnerte ſich Ivano, daß er an demſelben Vormittag, wo Kaspar ſtarb, in dem Zimmer des Verſtorbenen geweſen war und auf dem Tiſch ein Weinglas ſtehen geſehen hatte. Kaspar hatte eine ſchwarze Flaſche in der Hand gehalten, während er mit Ivano geſprochen.

Dieſe Ausſagen gaben Anlaß zu neuen Nachforſchungen darüber, woher das Glas, aus welchem Kaspar getrunken, genommen worden.

Die Hausmagd erklärte, ſie habe es aus dem Schranke geholt; als Henoch aber fragte, ob ſie nicht an dieſem Tage ein Glas aus Kaspar's Zimmer hinweggetragen, ergab ſich, daß ſie allerdings ein ſolches, welches auf

dem Tiſch ihres Herrn geſtanden, weggenommen und in den Küchenſchrank geſtellt, weil es ganz rein ausgeſehen hatte.

Nun ſchien die Sache klar. Kaspar hatte das Glas benutzt und Blauſäure hineingegoſſen. Die Magd hatte ſpäter ihm daſſelbe wieder hingeſtellt, und auf dieſe Weiſe war die Vergiftung möglich geworden.

Am Nachmittag, nachdem dieſe Aufklärungen bei dem an dieſem Tage gehaltenen Verhör gewonnen und Harmen auf dieſe Weiſe beinahe vollkommen von allem Verdacht befreit worden, ſaß ſie ganz allein in ihrer Wohnung, als Ivano bei ihr eintrat.

„Entſchuldigen Sie, geehrte Frau", ſagte er auf franzöſiſch, „daß ich Sie ſtöre, aber ich komme, um Ihnen Lebewohl zu ſagen. Ein Brief von meinem Gönner ruft mich ſogleich nach Petersburg."

Harmen antwortete mit einigen allgemeinen Redensarten.

Als ſie ſchwieg, nahm Ivano einen Stuhl und ſetzte ſich ihr gegenüber.

„Sie erwarteten, daß ich mich nun entfernen würde", hob er an, „aber ehe ich dieſes Haus, wo ich von Ihrem Gatten ſoviel Gaſtfreundſchaft und von Ihnen ſoviel kalte Höflichkeit erfahren, verlaſſe, habe ich Ihnen einige Worte zu ſagen. Sie ſind eine ungewöhnlich ſchöne Frau. Man kann Sie nicht ſehen, ohne in Ihnen ein Meiſterwerk des Schöpfers zu bewundern. Ich bin jung und es iſt daher nicht zu verwundern, wenn Ihre Schönheit auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hat — doch dies iſt nun vorbei. Mit dem Tode Ihres Gatten hatten Sie in meinen Augen aufgehört ſchön zu ſein", ſetzte er mit Nachdruck hinzu. „Gleichwol waren Sie während einer langen Zeit ein Gegenſtand meiner wärmſten Gefühle. Ihr ganzes Weſen war geeignet, in der Bruſt eines Jünglings vorher noch ſchlummernde Träume zu erwecken. Daß ich Sie im ſtillen angebetet und bewundert habe,

iſt der Grund, weshalb ich heute vor dem Gericht eine Erklärung abgegeben habe, die den Tod Ihres Gatten als einen unglücklichen Zufall erſcheinen läßt und Sie von allem Verdachte befreit; aber, Frau Aberney, es iſt dies nicht um Ihret-, ſondern um meiner ſelbſt willen geſchehen. Ich wollte nicht von einem entſetzlichen Verdacht den Namen gebrandmarkt ſehen, den ich einmal geehrt und geliebt, ſelbſt wenn meine Gefühle jetzt das Gegentheil von dem ſind, was ſie waren."

„Ich verſtehe Sie nicht", ſagte Harmen ſtolz und ſah Ivano mit düſterm Blicke an. „Wenn das, was Sie in Gegenwart meines Schwagers und vor Gericht ausgeſagt haben, nicht wahr iſt, wer hat Sie dann aufgefordert, mit einer ſolchen erdichteten Geſchichte hervorzutreten?"

„Meine frühere Schwäche für Sie hat mich dazu bewogen."

Ivano erhob ſich und flüſterte Harmen etwas ins Ohr.

Das vorher ſchon ſo bleiche Antlitz der jungen Witwe ward noch bleicher. Sie ſah mit ſtierem Blick Ivano an, welcher, indem er ſich verbeugte, hinzuſetzte:

„Das Grab und ich ſind eins ſo ſtumm wie das andere. Leben Sie wohl!"

Er eilte aus dem Zimmer hinaus, und Harmen lehnte ſich ſchaudernd auf dem Sofa zurück.

Etwas ſpäter am Abend kam die Poſt an und brachte zwei unheilvolle Nachrichten mit, eine private und eine öffentliche.

Die letztere enthielt den Befehl für die finniſchen Regimenter, ſich ſchleunigſt auf Kriegsfuß zu ſetzen; die erſtere war von Tante Sarah. Sie meldete Hederman in Ausdrücken der tiefſten Verzweiflung, daß ſeine Tochter Edith verſchwunden, und wie nach einem Briefe, den ſie an ihre Tante Sarah zurückgelaſſen, zu vermuthen ſtehe, mit einem Ruſſen nach Petersburg gereiſt ſei.

Dieſe beiden Hiobspoſten äußerten eine ſo unheilvolle

Wirkung auf Hederman, daß ihn der Schlag rührte und er einige Tage darauf ſtarb.

Sein Tod, die Unterſuchung wegen Kaspar's Tod und Edith's Flucht — alles dies waren Vorfälle, die über der allgemeinen Unruhe vergeſſen wurden, welche der Gedanke an den Krieg, der vor den Thoren Finnlands ſtand, erweckte. Die allgemeine Aufmerkſamkeit richtete ſich ſo ausſchließlich hierauf, daß alle das Privatleben betreffenden Vorfälle überſehen wurden.

Im Februar 1808 brachen die ruſſiſchen Truppen unter dem Befehl des Generals Burhövden über die Grenze. Nach den von den Ruſſen veröffentlichten Proclamationen hoffte man noch, daß die begonnenen Feindſeligkeiten ein glückliches Ende nehmen würden, leider aber war Guſtav IV. Adolf zu eigenſinnig, um ſeine Stärke mit Klugheit zu berechnen, und die Folge davon war, daß er, um bei einem einmal gefaßten Entſchluß ſtehen zu bleiben, alle verſtändigen Rathſchläge verwarf. Er ſetzte das Wohl des Landes auf einen Wurf und öffnete die Thore deſſelben allen Verheerungen des Kriegs.

Finnland, welches ſich ſeit einiger Zeit von den unzähligen Kriegen, die es verheert, erholt, hatte mit hoffnungsvollem Herzen geſehen, wie der allgemeine Wohlſtand auf dem Boden zu grünen begann, der ſo viel von dem Blute ſeiner Söhne getrunken.

Beim Ausbruch des Kriegs von 1808 konnte man ſagen, daß Finnland ſich im Zuſtande ſowol materieller als intellectueller Blüte befand. Die Volkszahl war mit jedem Jahre bedeutend geſtiegen und mit dieſer zugleich auch die Production des Landes. Auch in wiſſenſchaftlicher Bildung hatte es Fortſchritte gemacht, und die Univerſität Åbo konnte ſich vollkommen mit der ſchwediſchen meſſen.

Im ſtillen bildete ſich hier eine Reihe von Männern, welche ſtets die Ehre der Jahrhunderte ausmachen. Namen wie Porthan, Callonius, Menander, Tengſtröm,

Gadolin und Hallström werden stets mit Ehren in der Geschichte der Gelehrsamkeit genannt werden und Zeugniß geben von Kraft und Ausdauer — Eigenschaften, welche auch auf die intellectuelle Ueberlegenheit wirken, sodaß diese fruchtbarer wird.

Stolz auf sein Land und seine Söhne, träumte Finnland von einem ununterbrochenen Fortschritt, als mit einem mal der Sturm des Kriegs heranzog und einen abermaligen Beweis von der Unbeständigkeit des Glücks gab.

O Finnland! Welches schwedische Herz kann ohne Schmerz an den 17. September 1809 denken. An diesem Tage ward der Friede zwischen Schweden und Rußland geschlossen — ein Friede, der dich von dem schwedischen Mutterherzen riß, welches niemals aufhören wird, den Verlust des Kindes zu beweinen, auf welches Svea sich so stolz fühlte. Treu und stark wie der Felsen, hast du jahrhundertelang den Verheerungen des Kriegs getrotzt, für dein Land gestritten und gesiegt, mit einem Muth und einer Selbstverleugnung, welche dein Volk zu einem der ungewöhnlichsten macht, wie der letzte für Schweden so unglückliche Krieg am besten beweist, und worüber Adolf Ivar Arvidson Folgendes sagt:

„So schloß dieser für den finnischen Soldaten stets gleich ehrenvolle, obschon nicht immer gleich glückliche Feldzug. Beinahe ohne Unterstützung von Schweden unterhielt das finnische Heer einen vollkommen ungleichen Kampf gegen überlegene Feinde, zuweilen mit einem unter solchen Umständen erstaunlichen Erfolg, und erkämpfte sich im ganzen genommen mehr Siege, als die frühern Kriege ihm selbst im Verein mit der gesammten Streitmacht Schwedens gebracht. Es war bei dem großen Misverhältniß zwischen der Stärke der Kriegführenden vorauszusehen, daß das kleine finnische Heer endlich würde unterliegen müssen, aber so wie es Siege ohne Ehre

gibt, ſo gibt es auch Niederlagen, welche unſterblichen Ruhm verleihen, und dies kann man von der finniſchen Armee ſagen. Bei der Erinnerung an den Heldenmuth, welcher in dem Kriege von 1808 zu Tage trat, fühlt man ſich verſucht, den Betrug zu verfluchen, welcher es wagte, ein ſolches Volk zu verrathen."

Achtes Kapitel.

Es sind abermals sechs Jahre vergangen.

In einer lachenden Gegend im schwedischen Binnenlande stand die ausgezeichnet schöne Landrichterwohnung von Sernäs. Vor einem Jahre war sie von einem neuen Beamten mit seiner Gattin bezogen worden.

Der Landrichter Henoch Aberney war allerdings für den Posten, den er bekommen, noch sehr jung; er verdankte aber diese schnelle Beförderung seinen ungewöhnlichen Kenntnissen, seiner Geschäftstüchtigkeit und seiner Redlichkeit — alles Eigenschaften, welche den gebildeten Finnen mehr oder weniger auszeichnen.

Seit zwei Jahren war er mit Harmen, der Witwe seines Bruders, vermählt. Das erste Jahr ihrer Ehe hatten sie in Stockholm verlebt, worauf Henoch die Landrichterstelle bekam und sich in Sernäs niederließ.

Harmen war seit zwei Jahren die Gattin Henoch's, des Mannes, den sie von ihrer Kindheit an so ausschließlich geliebt. Henoch besaß nun die Frau, welche in ihrer Person all das Hohe und Edle vereinigte, was er bei dem Weibe anbetete.

Die beiden waren also wol sehr glücklich? Ja,

Henoch war ſehr glücklich, wie aber Harmen ſich fühlte, dies war ſchwer zu beſtimmen.

Wenn ſie Henoch an ihrer Seite hatte, vergaß ſie über der Freude des Augenblicks alles, aber es war nicht daſſelbe friſche, lächelnde und friedliche Bild von inniger Seligkeit, welches die innere Zufriedenheit erzeugt, ſondern etwas Unruhiges und Fieberhaftes, worüber ein Trauerflor ausgebreitet lag. Die roſige Freude der Liebe war in eine Wolke gehüllt, oder ſie ward von unruhigen, wenn auch ſtummen Träumen geſtört. Ein Schatten lag über Harmen's innerer Welt ausgebreitet und wich niemals davon hinweg.

„Die Erinnerung iſt das, was mich peinigt", pflegte ſie Henoch zu antworten, wenn er ſie mit Zärtlichkeit fragte, weshalb beſtändig eine Wolke auf ihrer Stirn weilte.

Henoch liebte ſie in dieſen Augenblicken noch einmal ſo ſehr. Sie wäre nicht ſeine feinfühlende Harmen geweſen, wenn das jetzige Glück ſie hätte bewegen können, die düſtern Bilder der Vergangenheit leichtſinnig zu vergeſſen.

Nach zweijähriger Ehe ward Harmen Mutter, und die ſchwarzen Erinnerungen ſchienen nun beinahe hinweggeweht zu ſein. Sie ſchien wirklich glücklich, und Henoch's Seligkeit war vollkommen.

Das Leben lächelte ihn ſo verheißungsvoll an, als auf einmal ein Ereigniß von außen dieſes Glück wieder zerſtörte.

Im zweiten Jahre, nachdem Henoch ſein Amt angetreten, kam eine häßliche Criminalgeſchichte vor. Eine Bäuerin war beſchuldigt, ihren Mann vergiftet zu haben.

Am erſten Tage des Verhörs, als Henoch aus dem Gerichtsſaal kam, war er bleich, und zum erſten mal ſeit ſeiner dreijährigen Ehe ruhte ein Zug von Düſternheit auf ſeinem Antlitz.

Harmen fragte ihn, was es gebe, und er antwortete:

„Ach, meine geliebte Harmen, es ist manchmal eine recht schwere Aufgabe, Richter zu sein, wenn man den Menschen in seiner tiefsten Erniedrigung sieht. Der Anblick des Verbrechens empört stets unser Inneres."

Während des Mittags war Henoch schweigsam und seine Blicke ruhten mit einem peinlichen Ausdruck auf Harmen. Einer der Protokollanten sagte während der Mahlzeit:

„Haben Sie, Frau Landrichterin, schon gehört, was für eine abscheuliche Sache wir heute vorgehabt haben?"

„Nein", antwortete Harmen, „aber aus Aberney's düsterer Miene schließe ich, daß es etwas Ungewöhnliches gewesen ist."

„Es handelt sich um eine ganz junge Bäuerin, welche angeklagt ist, ihren Mann durch Gift ums Leben gebracht zu haben", antwortete der Protokollant.

Harmen ward bleich und ein Schauer durchrieselte sie. In demselben Augenblick sah sie ihren Gatten an. Er betrachtete sie mit unruhig forschendem Blick.

„Es ist sonderbar", sagte er, „ganz sicherlich werde ich die arme Frau zum Tode verurtheilen müssen, und gleichwol ist es möglich, daß sie unschuldig ist."

„Das ist unmöglich, Herr Landrichter", fiel der Protokollant wieder ein. „Es liegen zu viel Beweise gegen sie vor."

„Unmöglich ist nichts", antwortete Henoch und stand vom Tische auf.

Als er Harmen küßte, nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände, blickte ihr tief in die Augen und flüsterte dann in aufgeregtem Tone:

„Armes Kind!"

Harmen brachte die Zeit, während welcher Henoch im Gerichtssaale war, in ihr Zimmer eingeschlossen zu, indem sie Kopfweh vorschützte. Am Abend, als Henoch nach Hause kam, trugen ihre Augen die Spuren von Thränen und man konnte deutlich sehen, daß sie viel geweint hatte.

Henoch war jetzt herzlich, freundlich und heiter wie gewöhnlich. Er plauderte munter und liebkoste Harmen; als er sie an sich zog und ihr die zärtlichsten Namen gab, begann sie wieder zu weinen.

Am nächstfolgenden Tage schien Harmen ruhig zu sein, obschon eine gewisse Wehmuth auf ihren Zügen lag. Die Verhandlung gegen die des Mordes angeklagte Bäuerin ward den ganzen Vormittag fortgesetzt, und Henoch war bei der Mahlzeit wieder nachdenklich. Der Proceß gegen das verbrecherische Weib machte die Wolke auf Henoch's Stirn immer finsterer und finsterer. Er war freundlich gegen Harmen, zuweilen leidenschaftlich zärtlich, aber es wurden nur wenige Worte zwischen ihnen gewechselt. Es war, als ob er es vermiede, mit ihr zu sprechen.

Am letzten Gerichtstag trat er, ehe er der Giftmischerin ihr Urtheil verkündete, in Harmen's Zimmer. Sie saß an der Wiege des schlafenden Kindes. Henoch betrachtete beide mehrere Secunden lang, dann küßte er Harmen auf die Stirn und sagte sanft:

„Nur wer unglücklich, aber nicht verbrecherisch gewesen ist, kann es wagen, die Freude zu genießen, Mutter zu sein. Nicht wahr, meine Geliebte?"

Ohne ihre Antwort abzuwarten, küßte er sie und setzte hinzu:

„Heute Mittag sind die Verhandlungen zu Ende, und dann, Harmen, wirst du mir mit einem freundlichen Lächeln auf deinen Lippen entgegenkommen, damit ich alles, was mich bisjetzt gepeinigt hat, vergessen kann. Wir essen heute allein. Das ganze Gerichtspersonal ist auf den Pfarrhof eingeladen, ich für meine Person aber habe die Einladung abgelehnt."

Als Harmen allein war, sank sie an der Wiege des Kindes auf die Knie nieder und stammelte mit heftigem Schluchzen:

„Nur wer nicht verbrecherisch ist, kann es wagen, die

Freude zu genießen, Mutter zu ſein! O Jeſus Chriſtus, erbarme dich meines unſchuldigen Kindes!"

Harmen ordnete eine beinahe feſtliche Mahlzeit an. Der geſchmückte Tiſch ſtand gedeckt mitten im Zimmer. Mit einem Lächeln, hinter welchem ſich der ganze Schmerz barg, der in ihrer Seele wohnte, ging ſie Henoch, als er eintrat, entgegen und bot ihm ihre Lippe zum Kuſſe.

Henoch blieb dicht an der Thür ſtehen. Sein Blick fiel auf den Tiſch, auf welchem eine Weinflaſche ſtand, und als ob dieſer Anblick eine furchtbare Erinnerung in ihm erweckte, fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn und ſeufzte tief. Als er dann ſein Geſicht gegen Harmen kehrte, war es ſtreng, milderte ſich aber, als er ihrem liebevollen Blick begegnete.

Man ſetzte ſich. Harmen that alles, um liebenswürdig zu ſein.

Der Zufall, dieſe unerklärliche und geheimnißvolle Macht, wollte, daß man dieſen Mittag gedämpftes Huhn hatte — ein Gericht, welches Harmen nicht gern auf ihrem Tiſch ſah, weil es das letzte war, welches Kaspar gegeſſen, bevor er das unheilvolle Glas leerte.

Als Henoch ſeine Portion Huhn gegeſſen hatte, ergriff Harmen die Weinflaſche und ſchenkte ihm ein Glas ein, aber ohne das ihrige zu füllen.

„Trinkſt du keinen Wein?" fragte Henoch in einem Tone, der ganz verſchieden von dem war, in welchem er ſonſt mit ihr zu ſprechen pflegte.

„Nein, Henoch, du weißt ja, daß ich das niemals thue", antwortete Harmen.

„Ja, es iſt wahr — du trinkſt nicht, du ſchenkſt blos deinen Männern ein."

Sein Ton war rauh und ſtreng. Er ergriff das Glas und ſetzte hinzu:

„Vor ſechs Jahren, gerade an dieſem Tage, ſchenkteſt du deinem erſten Mann auch Wein ein."

Henoch goß langſam, beinahe tropfenweis, den In-

halt ſeines Glaſes auf den Teller, indem er in dumpfem Tone fortfuhr:

„Ich will doch ſehen, ob nicht auch hier Gift auf dem Boden ſitzt.“

Sein durchdringender Blick hing unverwandt an den todbleichen Zügen ſeiner Gattin.

Als er die letzten Worte ſprach, ſprang Harmen auf und rief mit Verzweiflung:

„Gnade! Barmherzigkeit!“

Sie warf ſich vor Henoch auf die Knie nieder und wollte ſeine Hand ergreifen. Er entzog ihr dieſelbe, ſtützte den Kopf darauf und ſagte, während er immer noch ſeinen Blick auf die Kniende geheftet hielt:

„In dem Cabinet des Mannes ſtand ein Schrank, dieſer Schrank enthielt Flaſchen mit Gift. Eines Tages, gerade an demſelben Tage, den wir heute haben, vor ſechs Jahren, ging die Frau in dieſes Cabinet, ergriff eine ſchwarze Flaſche und ſchlich ſich hinaus in das große Zimmer, wo der Tiſch gedeckt ſtand. Sie goß einige Tropfen von der farbloſen Flüſſigkeit in das Glas ihres Mannes, worauf ſie dann die Flaſche wieder, nachdem ſie dieſelbe mit ihrem Taſchentuch abgetrocknet, auf ihren Platz ſetzte. Einige Augenblicke darauf ging ſie ihrem Manne mit ihrem freundlichſten Lächeln entgegen. Sie ſetzte ihm die Gerichte vor, die er am liebſten aß, ſchenkte ihm endlich von dem Weine ein Glas ein und forderte ihn auf zu trinken. Er trinkt!“ (Henoch packte ſie mit krampfhafter Heftigkeit am Arme) — „und nachdem er dieſes Glas, welches ſie ihm mit ſo verrätheriſcher Freundlichkeit gereicht, geleert, ſtürzt er todt zu ihren Füßen nieder.“

Henoch erhob ſich und riß buchſtäblich Harmen von ihrer knienden Stellung mit ſich empor, indem er ausrief:

„Unglückliche, du haſt mich betrogen, du warſt nicht unſchuldig, du haſt meinen Bruder gemordet! und ich —“

Er ſchleuderte ſie weit von ſich, fuhr ſich mit den Händen durch das Haar und rief im Tone der Verzweiflung:

„Und ich — ich habe die Mörderin meines Bruders geheirathet!“

Harmen ſank wieder auf die Knie nieder. Sie vermochte nicht zu ſtehen; ſie ſchleppte ſich zu den Füßen ihres Gatten und ſchluchzte:

„Höre mich, ehe du verdammſt!“

„Folge mir!“ war alles, was er antwortete, und ging dann in ſein Amtszimmer, deſſen Thür er hinter ihnen verriegelte.

Am nächſtfolgenden Morgen kam ein Bote auf den Pfarrhof und brachte die entſetzliche Nachricht, daß der Landrichter Henoch Aberney ſich in der Nacht erſchoſſen und daß ſeine liebenswürdige Gattin vor Schrecken und Kummer den Verſtand verloren habe.

Neuntes Kapitel.

Zehn Jahre hatte die Zeit in den Falten ihres Mantels hinweggetragen; zehn Winter hatten Henoch Aberney's Grab beſchneit, und ſechzehn Jahre hatte Schweden den Verluſt Finnlands beweint. Svea blickte noch mit Schmerz und Sehnſucht der Verlorenen nach, und von Finnlands treuer Bruſt ward mancher Seufzer nach der ſchwediſchen Küſte geſendet.

Vergebens ſuchte man in Uleåborg irgendeinen von Hederman's und Aberney's Nachkommen. Die Apotheke war im Beſitz eines Fremden und das Aberney'ſche Haus war ein Raub der Flammen geworden.

Von Aberney's drei hoffnungsvollen Söhnen war nur noch der jüngſte, Victor, übrig, und dieſer war in ſeiner Geburtsſtadt nicht mehr wohnhaft.

Was war aber aus Hederman's beiden Töchtern geworden?

Das wußte man nicht.

Victor Aberney war Profeſſor an der Univerſität Åbo geworden und wohnte dort. Uleåborg beſuchte er niemals.

Das Winterſemeſter 1825 war zu Ende. Die Profeſſoren und Studenten machten ſich auf, um nach wohl-

überſtandenen Strapazen den Sommer zu genießen und ſich zu erholen.

Auch Profeſſor Aberney verließ die Univerſitätsſtadt und begab ſich auf ein kleines Landgut, welches er kurz zuvor gekauft und welches einige Meilen von Åbo entfernt war. Es hatte eine abgeſchiedene Lage. Der Profeſſor beabſichtigte hier den Sommer zuzubringen und war nur von ſeiner Tante begleitet, welche ſein Hausweſen beſorgte. Aberney war unvermählt.

Den vorigen Sommer hatte er in einem kleinen, gemietheten Landhäuschen verlebt; da er aber dort nicht ungeſtört genug war, ſo begab er ſich ein Stück weiter fort.

Victor Aberney's Beſchäftigung während des Verweilens auf Junta — ſo hieß das kleine Beſitzthum — ſollte darin beſtehen, daß er ſich in ſeine Studien und beſonders in ſeine muſikaliſchen Grübeleien vertiefte. Er war ein beliebter Componiſt und ausgezeichneter Muſiker.

Auf ſeinem Ausfluge für den Sommer nahm er eine ganze Bibliothek Bücher und Muſikalien mit. Seine Tage brachte er am liebſten damit zu, daß er entweder ausgeſtreckt im Walde lag und einen ſeiner Lieblingsſchriftſteller las, oder mit einem Buch zur Geſellſchaft in der Umgegend umherſtreifte, oder bei ſeiner Violine oder ſeinem Piano die ganze äußere Welt vergaß, die Einſamkeit lieb und werth hielt und niemals aus eigener Wahl andere Geſellſchaft ſuchte als die Natur, ſeine Bücher und die Muſik.

Zu jener Zeit war er noch nicht ganz vierzig Jahre alt, groß und ſtark gebaut, mit einer freien, offenen Stirn, auf welcher intellectuelle und moraliſche Ueberlegenheit thronte, während jeder ſeiner Züge das Gepräge der Charakterfeſtigkeit trug. Er hatte das Ausſehen eines echten Finnen — ehrlich, klug und beſtimmt.

Uebrigens war er ein genialer Gelehrter, der niemals etwas anderes geliebt hatte als ſeine Bücher, ein geſchickter

Componiſt, der niemals für etwas anderes geſchwärmt als für die Muſik, und ein rechtſchaffener Mann, der für das Vaterland leben wollte.

Dem Geſellſchaftsleben entzog er ſich ſoviel er konnte, wenn er aber daran theilnahm, ſo that er es nicht wie ein tölpiſcher, zerſtreuter Bücherwurm, deſſen Benehmen Gelächter erweckt, ſondern wie ein gebildeter und angenehmer Weltmann.

Es war in den letzten Tagen des Mai, eine Woche nach Aberney's Ankunft in Junta.

Mit einigen Büchern unter dem Arm begab ſich der Profeſſor nach einem ſeiner Lieblingsplätze im Walde. Kaum hatte er ſich auf die zarte, grüne Grasdecke hingeſtreckt, als eine Stimme rief:

„Victor! Victor!"

„Ah, da kommt Tante Sarah! Was kann denn die Alte von mir wollen?" dachte der Profeſſor und machte ein verdrießliches Geſicht.

In demſelben Augenblick ward eine weibliche Geſtalt zwiſchen den Bäumen ſichtbar. Es war ein kleines, hageres Frauenzimmer, mit vieler Sorgfalt und Zierlichkeit gekleidet, ohne daß jedoch in ihrer Kleidung etwas Affectirtes gelegen hätte. Die Haube von ausgezeichnet feinen und ſchönen Spitzen war einfach, nett und blendend weiß.

Das Geſicht, welches von dieſer Haube umſchloſſen ward, war vor dreißig oder vierzig Jahren ſicherlich ſchön geweſen. Jetzt war es klein und zuſammengetrocknet, aber mit ſchönen, regelmäßigen Zügen. Die braunen, tiefliegenden Augen waren äußerſt munter und hatten einen gemiſchten Ausdruck von Strenge und Freundlichkeit. Ihr ganzes Weſen trug das Gepräge raſtloſer Thätigkeit.

Als ſie mit leichten, raſchen Schritten Aberney erreicht hatte, ſagte ſie in kurzem, haſtigem Tone:

„Lieber Victor, das war nicht recht, daß du mir

davonliefſt. Du ſollteſt mich doch nun hinreichend kennen, um zu wiſſen, daß ich dich ausgattern würde, wenn ich mir einmal vorgenommen habe, mit dir zu ſprechen."

Tante Sarah breitete ihr Taſchentuch auf die Erde, ſtrich ihre Kleider glatt und ſetzte ſich in einiger Entfernung von Victor nieder.

„Es iſt keine leichte Sache, mir zu entrinnen, ſage ich dir", ſetzte Sarah mit ſchalkhafter Miene hinzu.

„Das merke ich", ſeufzte Victor und ſchlug ſein Buch zu, indem er hinzuſetzte: „Nun, warum verfolgſt du mich ſo hartnäckig, Tante?"

„O, das weißt du recht wohl", ſagte Sarah und glättete ſorgfältig eine Falte aus ihrer Schürze. „Hätteſt du nicht geahnt, was es iſt, ſo wäreſt du nicht ſo ſchnell fortgelaufen."

„Liebe Tante, im Fall es ſich um das Vorleſen des Briefes handelt, ſo —" Victor's Augenbrauen runzelten ſich — „ſo verſichere ich dir, daß es nicht der Mühe lohnt. Ich bitte dich ganz freundſchaftlich, mit mir nicht weiter über dieſe Sache zu ſprechen."

„Nun, nach dieſer Warnung haſt du ja dein Gewiſſen gewahrt und es mag nun zwiſchen uns paſſiren was da wolle, im Fall wir einander wegen dieſer Angelegenheit in die Haare gerathen ſollten. Uebrigens muß ich dir auch bemerklich machen, daß Tante Sarah durchaus nicht ſehr furchtſam iſt und deshalb —"

Sie zog einen Brief aus der Taſche.

Augenblicklich war Victor auf den Füßen.

„Nun iſt es mit meiner Geduld aus!" rief er. „Ich verſichere dir, Tante, daß ich zum Mittageſſen nicht nach Hauſe komme, wenn noch ein Wort weiter über dieſe Sache geſprochen wird."

Mit dieſen Worten that Victor einige weite und ſchnelle Schritte, ſodaß er ein ziemliches Stück von Tante Sarah hinwegkam.

Sie blieb ſitzen und ſah ihm nach. Als ſie ihn aus den Augen verloren hatte, murmelte ſie:

„Lauf nur zu, mein Junge, — das hilft dir alles nichts. Oder glaubſt du, deine Tante wäre ein ſo erbärmliches Geſchöpf, daß ſie das Recht nicht verfechten könnte, weil du fortläufſt? Da irrſt du dich ganz gewaltig. Ebenſo gewiß als wie ein Mann bei ſeinem Wort und ein Stier bei ſeinem Pflug bleiben muß, ebenſo gewiß iſt es, daß wenn eine Frau etwas will, dies auch durchgeſetzt wird, und wenn zehn Männer ſich dagegen ſtemmten. Ich will, daß du den Knaben zu dir nehmeſt, weil es recht und billig iſt, und ſo ſoll es auch ſein.“

Mit dieſem Vorſatze erhob ſich Tante Sarah und trippelte wieder nach dem Hauſe zurück. Sie ſetzte ſich mit ihrer Arbeit in die Vorhalle und ließ von Zeit zu Zeit die Augen umherſchweifen, um zu ſehen, ob die Knechte und Mägde auch ihre Arbeit verrichteten. Sie waren beſchäftigt, den Blumengarten in Ordnung zu bringen.

Gegen Mittag kam Aberney wieder nach Hauſe. Als er Tante Sarah vor der Thür ſitzen ſah, blieb er am Gartenpförtchen ſtehen und ſchien unſchlüſſig zu ſein, ob er hineingehen ſollte. Da die Tante aber, ohne auf ihn zu achten, fortfuhr zu nähen, ſo faßte Aberney ſich kurz und trat ein. Als er ſich der Hausthür näherte, ſagte er:

„Guten Mittag, liebe Tante; werden wir bald eſſen?“

„Eſſen!“ rief Sarah. „Du ſagteſt ja, du würdeſt zu Mittag nicht nach Hauſe kommen!“

„Hm!“ entgegnete Aberney, ohne etwas Weiteres zu antworten, und ging in das Zimmer hinein.

Tante Sarah blieb ſitzen und nähte ganz verzweifelt darauflos. Victor ging im Zimmer auf und ab.

Nachdem er dieſe Wanderung eine Weile fortgeſetzt, kam er wieder zu Sarah heraus:

„Ich möchte etwas zu eſſen haben.“

„Ah ſo, du willſt etwas zu eſſen haben, und ich werde deine Wünſche befriedigen; wenn man aber etwas mit dir zu ſprechen hat, ſo läufſt du deiner Wege und ſagſt, du wolleſt lieber auf das Mittageſſen verzichten, als mich anhören. Es iſt doch ganz gewiß —“

„Na, na, liebes Tantchen, ſei nur nicht bös. Du weißt ja, daß es blos einen Gegenſtand gibt, über den ich nicht ſprechen will.“

„Und da glaubſt du, daß ich ſchweigen werde? Du glaubſt, ich werde mir den Mund verbieten laſſen? Das hat mich ſehr verdroſſen.“

„Ich glaube weiter nichts, als daß du wieder gut biſt und mir mein Mittageſſen gibſt“, fiel Victor lachend ein.

Tante Sarah erhob ſich brummend und ging in die Küche.

„Nun kann ich ſicher darauf rechnen, mit kaltem Fleiſch tractirt zu werden“, dachte Victor und ſetzte ſich vor die Hausthür auf Tante Sarah's Stuhl. Es dauerte nicht lange, ſo ließ ihre Stimme ſich wieder vernehmen und ſie rief:

„Nun kannſt du hineingehen und eſſen.“

Victor ging in das Zimmer hinein. Es war blos für eine Perſon gedeckt.

„Nun, was ſoll das heißen? Willſt du nicht mit-eſſen, Tante?“ fragte er.

„Nein, ich bin nicht hungerig“, brummte Sarah aus der Küche heraus, und Victor ſetzte ſich, indem er murmelte:

„Die Alte iſt aufgebracht. Es iſt doch etwas Abſcheuliches von den Weibern, daß ſie ſo empfindlich ſind.“

Der Profeſſor hob den Deckel von der Schüſſel, feſt überzeugt, kaltes Fleiſch darin zu finden, was durchaus nicht ſeine ſchwache Seite war; aber er irrte ſich. Es war ein gutgekochtes Gericht.

Nachdem er ſeine Mahlzeit mit gutem Appetit beendet, ging er wieder vor die Hausthür hinaus, um ſeine Pfeife zu rauchen und ſeinen großen Hühnerhund zu liebkoſen.

Tante Sarah ließ ſich nicht ſehen, ſondern die Magd brachte den Kaffee.

Aberney war ſo daran gewöhnt, nach der Mahlzeit eine Weile lang Sarah's Geplauder anzuhören, daß es ihm ganz einſam zu Muthe ward.

Er verſank ſehr bald in Gedanken; dieſelben mußten aber von eigenthümlicher Art ſein, denn es ſtieg auf ſeinem Geſichte eine Wolke nach der andern empor. Er vergaß das Rauchen und die Kaffeetaſſe blieb unberührt ſtehen.

Plötzlich ward die Stille um ihn her durch eine helle, ſchöne Kinderſtimme unterbrochen, welche ein finniſches Volkslied ſang.

Aberney ſtutzte beim Klange dieſer Töne, welche vom Walde herkamen.

Es war daſſelbe Lied, welches Edith geſungen, als ihr Vater ſie das erſte mal hörte. In Victor's Seele riefen dieſe Töne ſo viele bittere Erinnerungen wach. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit horchte er der Melodie zu, welche ihm Bilder aus dem lieben Vaterhauſe und alle, die er geliebt, vorführte.

Als der Geſang verſtummte, blieb er mit dem Kopf auf die Hand geſtützt in ſtilles Träumen verſunken ſitzen.

„Es war gerade eine Stimme wie die ihrige", dachte er und bemerkte nicht, daß er dieſe Gedanken laut ausgeſprochen, bis Tante Sarah ſagte:

„Und gleichwol werden die, welche mit ihr verwandt ſind, der Armuth preisgegeben, während du doch —"

„Tante!" rief Victor heftig und erhob ſich. „Was haſt du da angeſtiftet!"

„Anſtiften kannſt du ſelbſt etwas, wenn du Luſt haſt,

oder glaubſt du, ich hätte es angeſtiftet, daß dieſes Lied jetzt geſungen worden?"

„Ja, das glaube ich. Wer hat es geſungen?"

„Wahrſcheinlich eins von den Nachbarskindern. Uebrigens iſt ja die Sache ganz gleichgültig, ich komme blos —"

Weiter konnte Sarah nichts ſagen. Aberney erhob ſich ſofort und ging mit ſchnellen Schritten in ſein Zimmer, deſſen Thür er hinter ſich verſchloß und verriegelte.

„Was das für ein Trotzkopf iſt!" murmelte Sarah.

Zehntes Kapitel.

Der Abend war ungewöhnlich mild. Die Sonne ſtand eben im Begriff, ſich in die Fluten der Abendröthe hinabzutauchen, als Aberney's Thür ſich wieder öffnete und er in die Hausflur heraustrat, um ſeine Schritte nach der Vorhalle zu lenken.

Es war kein Menſch hier, und froh, nicht mit Sarah zuſammenzutreffen, wanderte Victor durch den Garten und dann durch den Wald bis an den Meeresſtrand.

Hier angelangt, warf er ſich ins Gras nieder, nahm den Hut ab und ließ ſich von dem Abendwind umfächeln, während er mit den Augen der Bewegung des Waſſers folgte. Die Vögel lockten einander und ſchienen ſich über den herrlichen Abend zu freuen.

Aberney lag am Fuße eines Felſens und ganz von dem dichten Gebüſch verborgen.

Plötzlich ward der gelehrte Mann durch ein Gepraſſel über ſeinem Kopfe aus ſeinen Gedanken aufgeſchreckt, und einige Steine kamen herabgerollt und fielen dicht neben ihm nieder.

Ehe er noch Zeit hatte aufzuſtehen und zu ſehen, was es eigentlich gebe, hörte er eine ungewöhnlich ſtarke und klangreiche Kinderſtimme eine alte Weiſe ſingen, welche

den ältern Volksmelodien angehörte und eine von denen war, welche Aberney in ſeiner Kindheit gehört.

Die Stimme ſang jeden Vers zweimal und mit ſo richtig muſikaliſchem Ausdruck, daß Aberney's ganze Aufmerkſamkeit dadurch in Anſpruch genommen ward.

Als der Geſang endlich verſtummte, ſprang der Profeſſor auf, um die Sängerin zu ſehen.

Auf dem Berge ſaß ein kleines Mädchen. Ihr Geſicht war abgewendet, denn ſie hielt die Augen auf das Waſſer geheftet. Aberney konnte auf dieſe Weiſe nur das Profil ihres Geſichts ſehen, aber dieſes beſaß eine ſeltene, regelmäßige Schönheit. Die ganze Form dieſes kleinen, reizenden Köpfchens war ſchön und man ahnte, daß die Kleine, in der Nähe geſehen, von ganz ungewöhnlicher Anmuth ſein müſſe. Sie gehörte übrigens noch völlig den Kinderjahren an und konnte höchſtens zehn oder elf Jahre alt ſein.

Aberney betrachtete das Mädchen lange mit unabläſſiger Aufmerkſamkeit. Endlich drehte ſie den Kopf herum und erblickte ihn. Sie erhob ſich ſofort und wollte die Anhöhe verlaſſen.

„Hier iſt ein Fußſteig, mein Kind", ſagte Aberney. „Folge dieſem, dann brauchſt du nicht herunterzuklettern."

Das Mädchen nickte bejahend, und leicht wie ein Geiſt kam ſie herabgeſchwebt und ſtand einige Augenblicke darauf vor Aberney, den ſie mit einem eigenthümlich freimüthigen und offenen Blick begrüßte.

„Wie kannſt du dich denn ſo allein in den Wald hierher wagen?" fragte er, durch ihre äußere Erſcheinung angezogen.

„Wie ich das wagen kann? Ich bin ganz allein und ich bin an den Wald, wo ich meine Lieder den Vögeln vorſinge, die mir zuhören, ſo gewöhnt, daß ich den Berg und die Bäume hier lieb gewonnen habe, und

obſchon ich oft gewünſcht, daß Ajeterra*) ſich mir einmal zeigen und mich in die Irre führen möchte, ſo iſt es doch noch nicht geſchehen."

„Wohnſt du hier in der Nachbarſchaft?"

„Ja freilich. Ich bin die Tochter der Witwe, wie man mich nennt. Meine Heimat iſt Ektorp. Aber wer biſt du denn? Ich habe dich noch nie geſehen."

Das Mädchen betrachtete den langen Mann, deſſen Ausſehen ihr Vertrauen einflößte. Bei Kindern iſt der erſte Eindruck allemal entſcheidend. Es iſt nicht die Ueberlegung, der Verſtand oder das Urtheil, was in dieſem Alter ſpricht, ſondern der reine Inſtinct.

Das Mädchen ſetzte ſich auf einen Stein am Strande, während ſie ſo ſprach, und begann kleine, flache Steine, die ſie aus dem Sande aufhob, über die Waſſerfläche hinhüpfen zu laſſen.

„Du willſt wiſſen, wer ich bin", antwortete Aberney lächelnd und ſetzte ſich ebenfalls auf einen Stein. „Ich bin der neue Beſitzer von Junta."

„Ach, nun weiß ich's! Das iſt das ſchöne Gut da drüben im Walde. Die alte Annika ſagte, daß ein Herr dorthin gezogen ſei, vor dem ich mich ſehr in Acht nehmen ſollte."

Das Mädchen fing an zu lachen und fuhr dann fort:

„Du ſiehſt ja aber gar nicht gefährlich aus. Weißt du, was ich dachte, als Annika behauptete, ich dürfte nicht dorthin gehen?"

„Nun, laß hören."

„Daß das erſte, was ich thun müßte, wäre, eben hinzugehen. Ich that dies auch heute Mittag, aber es waren Leute im Garten, welche arbeiteten, und deshalb wollte ich mich nicht ganz nähern. Wie ärgerlich das iſt!

---

*) Nach dem finniſchen Volksglauben ein Waldgeiſt, welcher dem weiblichen Geſchlecht angehört und die Leute im Walde irre zu führen pflegt.

Ich habe jetzt eine lange Weile kein richtiges Schiffchen werfen können. Ganz gewiß haſt du den böſen Blick.“

Sie ſah Aberney an.

„O nein, der Grund liegt vielmehr darin, daß du Steine gewählt haſt, die zu ſchwer ſind“, antwortete er, denn die Art und Weiſe des Mädchens amuſirte ihn. „Aber ſag' einmal, warum meinte denn Annika, ich ſei gefährlich?“

„Das weiß ich nicht, geſtern aber, als ich von einem Spaziergang nach Hauſe kam, ſagte ſie: «Skuldfrid, du darfſt nicht bis an die Junta gehen. Es wohnt jetzt ein Herr dort, welcher gegen alle kleine Mädchen Böſes im Sinne hat, beſonders gegen dich.» Als die Alte dies ſagte, machte ſie ein ganz furchtſames Geſicht, und das veranlaßte mich erſt recht nach Junta zu gehen.“

„Dann biſt du alſo nicht ſonderlich gehorſam“, ſagte Aberney.

„Es liegt mir auch gar nichts daran, Annika zu gehorchen. O nein, wenn ſie etwas ſagt, ſo thue ich allemal das Gegentheil.“

„Aber wem gehorchſt du denn?“

„Ich gehorche meiner Mama“, antwortete das Mädchen ganz ernſthaft.

„Wie ſagteſt du, daß du hießeſt?“

„Skuldfrid Smidt“, antwortete die Kleine und erhob ſich, indem ſie hinzuſetzte: „Nein, ich darf nun nicht länger mit dir plaudern, ſondern muß nach Hauſe gehen. Komm morgen Abend wieder hierher, dann komme ich auch wieder und ſinge dir meine Lieder vor.“

Mit dieſen Worten nickte ſie ihm zu und eilte leicht und ſchnell wie ein Vögelchen davon.

Aberney ſah ihr nach und dachte:

„Ein ungewöhnliches, munteres und unverdorbenes Kind. Eine kleine Wilde. Ich möchte wiſſen, wer ihre Aeltern ſind.“

Elftes Kapitel.

Während der Abwesenheit des Professors war in Junta ein vierzehnjähriger Knabe angelangt. Er fragte nach Mamsell Sarah Hederman und ward von ihr umarmt und unter Thränen gestreichelt und geküßt. Die Alte ward durch seinen Anblick in solche Aufregung versetzt, daß sie eine lange Weile nicht sprechen konnte, sondern den Knaben wie ein kleines Kind schluchzend heftig an ihre Brust drückte.

Nachdem die erste Gemüthsbewegung sich gelegt hatte, folgten eine Menge Fragen. Es war sehr vieles, was Tante Sarah wissen wollte.

Als ihre Wißbegierde einigermaßen zufrieden gestellt war, sagte sie:

„Nun, lieber Sohn, werde ich dich in dein Zimmer hinaufführen, wo du heute Abend bleiben mußt. Ich muß mit Victor sprechen, ehe ich dich ihm zeige."

Sarah bewirthete den Knaben mit dem Besten, was ihre Vorrathskammer zu bieten hatte, und dann führte sie ihn hinauf in ein kleines Zimmer im obern Stockwerk. Als er hier ordentlich eingewiesen war, trippelte die Alte wieder hinunter und trat gerade in dem Augenblick vor die Hausthür hinaus, wo Victor heimkehrte.

Sarah, die noch nicht mit ſich im Reinen war, wie ſie Aberney auf die Ankunft des ungebetenen Gaſtes vorbereiten ſollte, und ihren Angriffsplan noch nicht entworfen hatte, verrieth bei dem Anblick ihres Neffen förmliche Ueberraſchung.

„Mein Himmel, biſt du denn ſchon wieder da?“ ſagte ſie in ungewöhnlich ſanftem Tone.

„Komme ich dir zu bald, Tante?“ fragte Aberney gutmüthig lächelnd. „Es iſt übrigens zehn Uhr.“

„Schon ſo ſpät?“

Sarah's Ton war ganz ungewöhnlich mild und ſie fuhr fort:

„Dann iſt es auch nicht zu zeitig, daß du eine kleine Abendmahlzeit bekommſt.“

Sarah eilte in die Küche, und wenige Augenblicke darauf ſtand vor der Hausthür ein zierlich gedeckter Tiſch mit friſchen Eiern und dergleichen andern Lieblingsgerichten des Profeſſors. Während er ſo dem, was ihm die ſonſt ſo haushälteriſche Sarah heute in reichlicher Fülle vorſetzte, eifrig zuſprach, dachte er:

„Ich möchte wiſſen, was der Alten auf einmal eingefallen iſt. Ich bin ja nicht auf ihre Plane eingegangen, und folglich braucht ſie mich auch nicht zu tractiren. Ganz beſtimmt hat ſie irgendeine Abſicht, da ſie mir eine ſo prächtige Abendmahlzeit vorſetzt.“

Zu Aberney's großer Verwunderung aber ſprach Sarah weder während des Souper noch nach demſelben ein anderes Wort als von dem Gute, von den Verbeſſerungen, die damit vorgenommen werden müßten u. ſ. w.

Nachdem Victor gegeſſen, blieb er noch eine lange Weile ſitzen und rauchte ſeine Pfeife. Sarah leiſtete ihm Geſellſchaft, während ſie ihre Strümpfe ſtopfte.

„Du verdirbſt dir die Augen, Tante, wenn du jetzt, nachdem es dunkel geworden, noch Strümpfe ſtopfſt“, ſagte Aberney und erhob ſich. Er hatte ſeine Pfeife ausgeraucht.

„O, das hat keine Gefahr; ich brauche gar nicht draufzuſehen, wenn ich ſtopfe. Aber es iſt nun allerdings Zeit, ſchlafen zu gehen. Gute Nacht.“

Die Alte ſtrich ihre Schürze glatt, nickte ihrem Neffen zu und ging hinauf in ihr Schlafzimmer.

„Nun lebt ſie beſtimmt nicht lange mehr — ſo habe ich ſie noch nicht geſehen“, dachte Aberney und rief ſeinen treuen Anders, der ſein Kammerdiener und Factotum war und ſchon bei Victor's Aeltern gedient hatte.

Als Anders den Profeſſor ausgekleidet und zu Bett gebracht, begegnete er Sarah in der Hausflur. Sie fragte, ob ſein Herr ſich zu Bett gelegt habe.

„Eben thut er es, Mamſell“, antwortete Anders.

„Du haſt ihm doch nichts davon geſagt, daß wir einen Gaſt im Hauſe haben?“ fragte Sarah.

„Wie Sie doch reden, Mamſell! Ich hatte Ihnen ja verſprochen, kein Wort davon zu ſagen.“

„So iſt's recht, lieber Anders; geh nun und lege dich auch nieder.“

Sarah ging in das große Wohnzimmer und dann direct in Aberney's Schlafcabinet hinein.

Anders dachte, während er über den Hof hinwegging, bei ſich ſelbſt:

„Ich wollte mein ſündiges Leben darum wetten, daß dies Harmen's Sohn iſt, der heute ankam. Er hat gerade ſolche ſchwarze Augen wie ſie. Ich bin neugierig, wie der Profeſſor die ganze Sache aufnimmt. Er wird ſich ſchon herumkriegen laſſen.“

Während Anders dieſe Betrachtungen anſtellte, ſah Aberney zu ſeiner nicht geringen Verwunderung Tante Sarah in ſein Zimmer treten, und zwar nachdem er ſich ſchon zu Bette gelegt hatte, was die ehrbare alte Jungfer ſonſt nicht als mit der Sittlichkeit vereinbar zu betrachten pflegte.

„Was gibt es denn, Tante, daß du zu dieſer Stunde noch zu mir kommſt?“ rief er und ſah ſich gefangen

wie eine Ratte in der Falle. Mochte die Alte nun ſagen, was ſie wollte, ſo mußte er es anhören, denn jeder Ausweg zur Flucht war ihm abgeſchnitten.

„Ja, lieber Neffe, wenn ich den ganzen Tag nicht mit dir ſprechen kann, ſo muß ich wol meine ganz natürliche Abneigung, dich zu beſuchen, nachdem du dich zu Bett gelegt, überwinden, um dir zu ſagen, was ich dir mitzutheilen habe. Nun biſt du deinerſeits gezwungen, mich anzuhören. Aus dem Bett kannſt du doch nicht gut ſpringen. Deine Halsſtarrigkeit hat mich gezwungen, dieſes Auskunftsmittel zu ergreifen.“

„Ich ſehe aber die Nothwendigkeit dieſer Handlungsweiſe durchaus nicht ein, Tante!“ antwortete Aberney erzürnt.

„Nicht? Nun ich ſehe ſie ein und das iſt nach meiner Meinung hinreichend. Ich frage dich jetzt in allem Ernſte und ganz beſtimmt: Willſt du den Knaben annehmen und erziehen oder nicht?“

Aberney ſtieg das Blut zu Kopfe und er antwortete heftig:

„Ich will mit dem Sohne des verbrecheriſchen Weibes nichts zu ſchaffen haben, Tante! Dies habe ich dir ſchon einmal erklärt, und ich dächte, du ſollteſt meinen Charakter hinreichend kennen, um zu wiſſen, daß ich mein Wort niemals zurücknehme.“

„Wenn du bei einer ſo ungerechten Handlungsweiſe beharrſt und das Kind ohne Hülfe läßt, weil die Mutter verbrecheriſch geweſen iſt, ſo halte ich es für meine Pflicht, dein Haus zu verlaſſen und mit dem Knaben den Reſt meiner jetzt nur noch geringen Einkünfte zu theilen. Man ſoll nicht ſagen, daß Sarah Hederman das Kind verlaſſeu habe, welchem ſie noch nutzen kann. Was gehört denn das hierher, ob Tage's Mutter noch ſo große Fehler begangen hat? Kann denn der Knabe dafür? Ueberdies, mein lieber Victor, hat die Arme ſchwer genug dafür büßen müſſen. Jetzt iſt die Rede blos von einem

unſchuldigen Kinde, welches ſie in ſo beweglicher Weiſe unſern Händen anvertraut, und wenn du den Bitten der armen Mutter dein Herz verſchließeſt, ſo thue ich's doch nicht."

Die Alte ſtrich ſich mit großem Eifer die Schürze glatt und war ſo aufgeregt, daß ihr Kopf in ein eigenthümlich nervöſes Zittern gerieth.

„Du ſollſt nicht für dieſes Kind zu ſorgen haben, Tante, denn du haſt ohnehin den größten Theil deines Vermögens an deine Bruders- und Schweſterkinder weggeworfen. Ich werde dem Knaben ein Jahrgeld ausſetzen, bis er für ſich ſelbſt ſorgen kann, aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er niemals einen Fuß über meine Schwelle ſetze und auf keine Weiſe mit mir in perſönliche Berührung zu kommen ſuche. Ich ſtelle es dir anheim, Tante, die Summe zu beſtimmen, welche er zu ſeinen Studien braucht, und dann wünſche ich, daß ſein Name nie wieder zwiſchen uns genannt werde."

„Alſo du glaubſt, es ſei hinreichend, dem armen Jungen ein Almoſen hinzuwerfen und ihn dann dem Wind und der Welle preiszugeben?" rief Sarah völlig erzürnt und knitterte bei ihren heftigen Bemühungen, die Schürze glatt zu ſtreichen, dieſelbe erſt recht zuſammen. „Das war es nicht, was ſeine Mutter von dir begehrte. Ich ſage dir, daß ich zehn Jahre lang für ihn geſorgt habe und es auch noch fernerhin thun würde, wenn es ſich blos um Geld handelte, aber der Knabe braucht einen Vater, eine Heimat und Schutz, und das ſoll er auch haben. Was die Bedingung betrifft, daß er nicht deine Schwelle betreten ſollte, ſo kommſt du damit ein wenig zu ſpät. Der Knabe ſchläft bereits unter deinem Dache."

„Tante!" rief Aberney und ſetzte ſich im Bette empor. „Du haſt doch nicht —"

„Gewagt, ihn hierher kommen zu laſſen? Allerdings habe ich das gewagt und er ſoll auch hier bleiben, oder wir verlaſſen beide dieſes Haus, wo ein kalter Egoiſt aus gewiſſenloſem Haß gegen die Mutter das Kind verab-

ſcheut. Nun bin ich fertig. Entweder nimmſt du ihren Sohn an, oder ich theile mit ihm das Wenige, was ich noch habe. Sieh zu, ob dir deine Handlungsweiſe Segen bringt.“

Sarah lenkte ihre Schritte nach der Thür, ohne ſich herumzudrehen oder einen Blick auf Aberney zu werfen. Gerade als ſie die Hand auf das Schloß legte, ſagte er mit gedämpfter Stimme:

„Sei ſo gut, noch einen Augenblick zu warten, Tante. Ich ſollte doch wol meinen, ich hätte das Recht, danach zu fragen, wie der Knabe hierher gekommen iſt.“

„Auf meine Aufforderung, denn ich glaubte, einen Neffen zu haben, der ein Herz hätte. Ich habe mich aber geirrt, und es bleibt mir ſonach weiter nichts übrig, als meine Sachen zuſammenzupacken und mich von hier fortzubegeben. Wenn du mit deiner Unverſöhnlichkeit allein biſt, wirſt du hoffentlich einmal einſehen lernen, wie übel du gehandelt haſt, aber dann wird es zu ſpät ſein, um es wieder gut zu machen.“

Die Klinke ward gehoben und Tante Sarah verſchwand durch die Thür, ohne daß Aberney ſie zurückrief.

In dieſer Nacht ſchlief weder er noch Sarah. Die letztere begann alle ihre Kleider aus den Schränken zu räumen und in Koffer zu packen, welche ſie ohne alle Hülfe von dem Hausboden herunterſchleppte. Sie war ſo herzlich aufgebracht, daß ſie zuweilen weinte. Sie packte ein und packte wieder aus. Sie wühlte in Schränken und Kiſten herum. Sie war ganz und gar aus dem Gleichgewicht geworfen. Die geſtärkte Schürze ward aufs fürchterlichſte zerknautſcht, ohne daß Sarah ein einziges mal daran dachte, ſie wieder zu glätten.

Als am Morgen die Arbeitsglocke läutete und Sarah die letzte Hand an ihr Gepäck legte, öffnete ſich die Thür und Victor trat bei ihr ein.

Er war ungewöhnlich bleich und ſein verſtörtes Ausſehen verrieth, daß er die ganze Nacht gewacht hatte.

„Wo haſt du ihn einquartiert, Tante?“ fragte er.

„In das gelbe Gaſtzimmer“, lautete die Antwort.

„Er ſchläft wol noch?“

„Nun, du hätteſt wol gewünſcht, daß ich ihn aus dem Bette riſſe und mich mitten in der Nacht mit ihm auf den Weg machte?“

Die Alte machte ein furchtbar grimmiges Geſicht, während ſie dies ſagte.

„Ich möchte ihn ſehen“, antwortete Aberney kurz.

„Nun ſo öffne die Thür und geh hinein“, ſagte Sarah, „halte dich aber nicht lange auf. Ich muß hinunter und die Pferde anſpannen laſſen, ehe die Leute auf die Arbeit gehen.“

„Du wirſt doch nicht wirklich fortgehen, Tante?“

„Nicht wirklich fortgehen? Freilich werde ich das. Ich bin nicht als ſo wetterwendiſch bekannt, daß ich meinen Entſchluß ſo leicht änderte. Nein, mein lieber Neffe. Was ich einmal geſagt habe, das habe ich geſagt.“

„Nun, ſo warte wenigſtens noch einige Minuten, Tante; wir wollen das Geſpräch fortſetzen, welches du geſtern Nacht anfingſt.“

Sarah ſah ihren Neffen an und kehrte dann wieder an eins der Kommodenfächer zurück.

Aberney, der aus dieſer Bewegung ſchloß, daß ſie ſeine Rückkehr zu erwarten beabſichtigte, ging wieder hinaus und lenkte ſeine Schritte nach dem gelben Gaſtzimmer, deſſen Thür er ganz vorſichtig öffnete.

In einem Bette mit leichten, hellfarbigen Gardinen ruhte ein Knabe. Er ſchlief den tiefen, ruhigen Schlaf, welcher der Jugend ſo eigen iſt.

Aberney ſchlich ſich mit lautloſen Schritten bis an das Bett. Hier blieb er ſtehen und heftete den Blick auf den Schläfer, der ein ungewöhnlich ſchöner und blühender Knabe war — mit einem üppigen Reichthum an hellbraunen Locken, welche ſich um die hohe, freie Stirn herumringelten.

Die halbgeöffneten Lippen umſpielte ein wahrſcheinlich vom Traume hervorgerufenes trotziges Lächeln.

Aberney betrachtete ihn eine lange Weile, dann drehte er ſich auf dem Abſatz herum und verließ das Zimmer mit ebenſo lautloſen Tritten, als er eingetreten war. Er ging direct nach Tante Sarah's Thür, öffnete dieſelbe und ſagte:

„Ich behalte den Knaben in meinem Hauſe und werde ihn als meinen Sohn adoptiren. Jede Reiſe iſt ſonach überflüſſig.“

Damit ward die Thür wieder zugeſchlagen, und Aberney ging, um ſich in ſein Zimmer einzuſchließen.

Tante Sarah, die noch an der Kommode ſtand, wo ihr Neffe ſie verlaſſen, drehte ſich bei ſeinen Worten herum. Da die Thür aber ebenſo ſchnell, wie ſie geöffnet worden, wieder geſchloſſen ward, ſo ſchlug Sarah blos die Hände zuſammen und ſetzte ſich ganz verblüfft auf einen Stuhl nieder.

Lange jedoch überließ ſie ſich ihrer Ueberraſchung nicht. Als der erſte Eindruck derſelben ſich gelegt hatte, flüſterte ſie in größter Haſt ein Dankgebet zu Gott, der ſie einen ſolchen Sieg gewinnen laſſen, und begann dann alles wieder auszupacken und die Spuren der beabſichtigten Reiſe zu vertilgen.

Die Dienſtleute ſollten natürlich nichts davon erfahren, denn ſie hätten es dann weiter ausgeplaudert. Die Alte rührte ſich ſo, daß ſie mit allem fertig war, als um ſieben Uhr Liſe heraufkam, um zu ſehen, ob Mamſell Sarah unwohl wäre, da ſie ſich noch nicht hatte ſehen laſſen.

Sarah hielt es auch für das Klügſte zu ſagen, ſie ſei wirklich ein wenig unpäßlich geweſen.

Den ganzen Vormittag kam Aberney nicht zum Vorſchein und niemand wagte es an ſeine Thür zu

pochen, wenn er ſich eingeſchloſſen hatte. Es war dies ein deutliches Zeichen, daß er allein und ungeſtört ſein wollte.

Der neuangekommene Gaſt, der junge Tage, frühſtückte mit Tante Sarah und machte dann mit ihr einen kleinen Spaziergang durch den Garten.

Zwölftes Kapitel.

Die Mittagsglocke läutete luſtig und rief die Dienſtleute der Junta von der Arbeit zur Mahlzeit, und auch Aberney öffnete nun ſeine Thür und trat in das große Zimmer, wo der Tiſch gedeckt ſtand, aber kein Menſch war ſichtbar.

Er ging hinaus an die Hausthür und befahl Anders, der im Garten grub, Tage herunterzuholen, wenn derſelbe noch im gelben Zimmer wäre.

Einen Augenblick ſpäter ſtand der Knabe vor Aberney.

„Hat Tante Sarah dir geſagt, daß mein Haus hinfort das deine werden ſoll? Daß du mich von heute an als deinen Vater betrachten ſollſt?" fragte Aberney in einem Tone, in welchem etwas Strenges lag.

„Ja, das hat Tante Sarah geſagt", antwortete der Knabe.

„Gut, dann habe ich weiter nichts hinzuzuſetzen." Er reichte Tage die Hand. „Ich hoffe, daß wir beiderſeitig zufrieden miteinander ſein werden."

Tage ergriff die dargebotene Hand und führte ſie an ſeine Lippen, indem er ſtammelte:

„So lange ich zurückdenken kann, hat man mich den Namen Aberney lieben gelehrt."

„Man?“ wiederholte Aberney, ſagte aber weiter nichts, ſondern winkte Tage, ihm in das Speiſezimmer zu folgen, wo das Eſſen und Tante Sarah ſie erwartete.

Sarah hatte eine ſplitterneugeſtärkte Schürze um, obſchon man jetzt mitten in der Woche war. Sie pflegte gewöhnlich eine Schürze pro Woche zu berechnen. Auch eine neuwaſchene Haube umſchloß das kleine magere Geſicht, denn die erſtere war in der vergangenen unruhigen Nacht ganz ruinirt worden. Sarah hätte nicht geglaubt, in das Himmelreich eintreten zu dürfen, wenn ſie nicht in einer ſteifgeſtärkten Schürze und einer ſchneeweißen Haube erſchienen wäre. Sie hatte jetzt ihr gewöhnliches Ausſehen wiedergewonnen.

Aberney ſprach im allgemeinen nicht viel und war dieſen Mittag noch ſchweigſamer als gewöhnlich. Er ſtellte an Tage einige Fragen in Bezug auf ſeine Kenntniſſe, welche Schule in Helſingfors er beſucht u. ſ. w. Aber er that nicht eine einzige Frage, welche ſich auf die Aeltern oder die frühern Lebensſchickſale des Knaben bezogen hätte.

Das, was Aberney an ſeinem Pflegeſohn ganz beſonders gefiel, war das Offene in ſeinem Blick, das freie und Ungezwungene in ſeinen Bewegungen und in ſeinen Reden. Tage war gegen Tante Sarah und Aberney ganz ſo, als ob er ſie ſein ganzes Leben lang gekannt hätte, und gleichwol ſah er beide jetzt zum erſten mal.

Nach der Mahlzeit ließ der Profeſſor ſeine ganzen Leute hereinrufen und ſagte zu ihnen, indem er auf Tage zeigte:

„Hier ſeht ihr meinen Sohn, Tage Aberney.“

Als Tante Sarah und Victor miteinander allein waren, rief die Alte ihn umarmend aus:

„Du biſt doch mein guter Junge und haſt ein Herz wie ein echter Aberney. Es war ſchön und großherzig von dir, ihr Kind anzunehmen und ihm deinen Namen zu geben.“

„Liebe Tante, entweder muß man alles thun oder nichts.“

Gegen Abend machte Aberney einen Streifzug hinunter nach der Küſte, aber nicht einen von ſeinen gewöhnlichen, ſondern nach einer beſtimmten Richtung. Er ſchlug nämlich ſofort den Weg nach der Stelle ein, wo er am Abend vorher das kleine Mädchen getroffen.

Als er den Ort erreichte, fand er, daß ſie ſchon da war. Sie ſaß auf demſelben Stein wie bei ihrer erſten Begegnung, und rief ihm entgegen:

„Das iſt hübſch, daß du kommſt! Ich fing ſchon an zu glauben, du würdeſt dich nicht einfinden. Da hätte ich ganz beſtimmt geweint.“

„Du wollteſt mich alſo gern wiederſehen?“

„Ja wohl, ſehr gern, ſehr gern.“

Sie hüpfte von dem Stein herunter, kam auf Aberney zugeſprungen, ergriff ihn bei der Hand und zog ihn nach dem grünen Raſen am Fuße des Hügels.

„Setz' dich hierher und ich will dir erzählen, warum ich betrübt geweſen wäre, wenn du nicht gekommen wäreſt“, ſagte ſie.

Aberney warf ſich ins Gras nieder. Die Kleine nahm neben ihm Platz, legte ihre gefalteten Hände auf ſeine Schulter und hob wieder an:

„Als ich geſtern Abend wieder nach Hauſe ging, dachte ich bis ich einſchlief daran, daß ich dir heute Abend wieder einige von meinen Liedern vorſingen dürfte. Es war etwas ſo Neues, daß ich mich förmlich darauf freute.“

„Warum kam es dir denn ſo angenehm vor?“

„Hm!“ entgegnete Skuldfrid, indem ſie das Köpfchen auf die Seite hing und eine Weile nachdachte. „Ich weiß es nicht genau zu ſagen, aber du mußt wiſſen, daß ich außer meiner Mama und Annika und der Frau des Waldhüters noch nie jemand etwas vorgeſungen habe als den Vögeln, und die können mich nicht loben. Du

aber kannſt es. Ueberdies glaubte ich, daß wir gute Freunde werden könnten. Ich werde dich ſehr lieb haben."

Es war Aberney geradezu unmöglich, über Skuldfrid's ungekünſtelte Worte nicht zu lächeln. Er verſicherte ihr, daß er ſchon ihr Freund ſei. Wer ſollte ſich nicht zu dieſem bezaubernden Naturkinde hingezogen fühlen? Obſchon die Freundſchaft in ihrem Alter größtentheils etwas ſchnell Vorübergehendes iſt, ſo hat ſie gleichwol etwas ſo Anziehendes, daß man dadurch gefeſſelt wird, weil ſie ausſchließlich eine Frucht der Eingebung des Augenblicks iſt. Ueberdies hatte die Kleine etwas ſo Eigenthümliches, daß ſie unbedingt Intereſſe erwecken mußte, auch wenn ſie weniger ſchön geweſen wäre, als der Fall war.

„Soll ich dir einige finniſche Lieder vorſingen?" fragte ſie. „Gefällt dir Finnland?"

„Ja wohl, ſehr. Es iſt ja mein Vaterland."

Mit ſtarker, heller Stimme ſang nun die Kleine ein paar Aberney ſehr wohl bekannte Lieder. Das eine hatte Edith in ihrer Kindheit geſungen, das andere war eine ſeiner erſten Compoſitionen.

Während Skuldfrid ſang, ſchloß Aberney die Augen und wähnte ſich in die glücklichen und lächelnden Kinderjahre zurückverſetzt, wo Finnland noch ſchwediſch und Kummer und Schmerz ſeinem Herzen noch fremd war. Unwillkürlich ſtahlen ſich ein paar Thränen aus den Augen des ſtarken Mannes und rannen ihm langſam die Wangen herab, als er an die erlittenen Verluſte dachte.

Skuldfrid, welche die Augen auf ihn geheftet hatte, verſtummte ſofort, als ſie die Thränen auf ſeinen Wangen erblickte. Beſtürzt rief ſie aus:

„Wie, du weinſt! Hat mein Lied dich betrübt? Und ich glaubte, es würde dir gefallen!"

„Ich weinte über Finnland", antwortete Aberney, „über mein geliebtes, theueres Finnland. Sing' immer zu, Kind, deine Lieder ſind mir angenehm."

Skuldfrid ſang ihr unterbrochenes Lied zu Ende und dann noch eins dazu.

Aberney ſtreichelte und lobte ſie, worüber ſie freundlich lächelte, als er ſie aber bat, noch eins zu ſingen, antwortete ſie lachend:

„Nein, heute Abend nicht; wir wollen etwas auf morgen aufheben. Jetzt will ich nach Hauſe gehen.“

Aberney erhob ſich mit den Worten:

„Ich werde dich begleiten.“

Skuldfrid legte den Finger auf den Mund und dachte einen Augenblick nach. Dann richtete ſie den Kopf empor und antwortete:

„Ja, das kannſt du, aber du darfſt nicht mit bis an das Haus gehen, denn da könnte Annika dich ſehen, und dann dürfte ich künftig gewiß nicht weiter als bis in den Garten gehen.“

„Warum denn?“

„Annika will nicht, daß ich mit andern Nachbarn als Bauersleuten ſpreche.“

Skuldfrid nahm Aberney bei der Hand und trat mit ihm den Heimweg durch den Wald an.

„Du ſprichſt fortwährend von Annika und niemals von deiner Mutter; wie kommt das?“

„Meine Mutter iſt ſo gut, ſo fromm, daß ich zuweilen glaube, ſie iſt eine Heilige. Ich ſpreche deshalb nicht gern von ihr, weil — weil — weil ich ſie ganz entſetzlich lieb habe und dennoch — dennoch — habe ich auch ſolche Ehrfurcht vor ihr, daß ich in ihrer Gegenwart faſt niemals lache.“

„Du biſt vielleicht ſelten bei deiner Mutter.“

„O nein, lieber Freund, daß iſt nicht der Fall. Den ganzen Tag leſe, nähe, ſpiele, ſchreibe und zeichne ich bei Mama. Nur in den Freiſtunden bin ich nicht bei ihr. Da ſpringe ich gern ein wenig im Walde herum.“

„Mit wem von den Nachbarn pflegt denn deine Mutter umzugehen?“

„Wie ſonderbar du doch ſprichſt! Wir kennen niemand von den Nachbarn. Mama verläßt das Haus nur, um in die Kirche zu gehen, und da muß ich ſie begleiten.“

„Haſt du keine Spielkameraden?“

„Ei ja wohl, ich habe eine ſehr ſchöne Katze und viele, viele Tauben.“

Unter ſolchem Geplauder ward der Weg zurückgelegt, und als man an das Ende des Waldes kam, bat Skuldfrid ihren Begleiter, ſie zu verlaſſen. Sie warf ihm zum Abſchied eine Kußhand zu und eilte dann leicht und fröhlich wie eine Gazelle eine krumme Allee hinab, die von dem Waldwege nach dem kleinen Gehöft führte, welches eine unbeſchreiblich anmuthige und romantiſche Lage am Strande eines Binnenſees hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Auf Ektorp oder dem Witwenhofe, wie Frau Smidt's kleines Beſitzthum von den gemeinen Leuten gewöhnlich genannt ward, wollen wir in aller Eile einen Beſuch abſtatten und zwar einige Augenblicke vor Skuldfrid's Heimkunft.

Das Haus ſelbſt ſtand zwiſchen einem mit großen Bäumen bepflanzten Hofe und einem Garten, welcher bis an den Binnenſee reichte und von einem ungewöhnlich hohen Zaune eingeſchloſſen ward. Ringsherum war es von einem hohen und ernſten Tannenwalde umgeben.

Der am Binnenſeeſtrande gelegene Garten war ausgezeichnet gut gepflegt und mit kleinen Lauben und einem kleinen Luſthauſe verſehen.

Dieſes letztere war während des Sommers Frau Smidt's Lieblingsplatz. Hier ſaß ſie während des Vormittags mit ihrer kleinen Tochter und unterrichtete ſie. Des Nachmittags, wenn das muntere Kind ſeine Freiheit genoß und ſeine Ausflüge machte, verweilte Frau Smidt hier allein, arbeitete, weinte und ſchaute düſter hinaus ins Weite. Ganze Tage brachte ſie in dieſem Luſthauſe zu, ohne von ihrer gewohnten Tagesordnung abzuweichen.

Frau Smidt wohnte seit sechs Jahren auf Ektorp. Die landwirthschaftlichen Arbeiten des Besitzthums wurden von einem Verwalter geleitet, und Jungfer Annika war die Vorsteherin des Hauswesens.

Der Ertrag des Guts war ein kärglicher und Frau Smidt's Einkünfte daher beschränkt, was der Grund war, daß in dem Hause der Witwe große Sparsamkeit herrschte. Sie selbst arbeitete zu Zeiten sehr fleißig. Was sie da machte, war ein Geheimniß, welches nur ihr und Annika bekannt war, dann aber kamen wieder andere Zeiten, wo sie in Schwermuth versank und nichts weiter machte als mit Skuldfrid las. Dazwischen wanderte sie in ihrem Zimmer oder in dem großen Gange des Gartens auf und ab, als ob sie von innerlicher Angst gejagt würde.

An dem fraglichen Abend saß sie im Lusthause emsig mit einer Stickerei beschäftigt. Sie war ganz schwarz gekleidet und trug auf dem Kopfe eine schwarze Haube, die ein bleiches Antlitz und silberweißes Haar umschloß.

Sie schien ungefähr vierzig Jahre alt zu sein, diese Frau, deren Haupt der Kummer, aber nicht die Jahre schon mit dem Schnee des Alters bedeckt hatten.

Alles um sie her war still und ruhig. Der einzige Laut, der sich hören ließ, war das Anschlagen der Woge an den Strand und der Gesang der Vögel auf den Zweigen.

Plötzlich ließ sich eine gellende weibliche Stimme in vollem Zanke mit einer muntern Kinderstimme vernehmen.

„Das sage ich dir, Skuldfrid, diesmal klage ich es bestimmt der Mama", kreischte die gellende Stimme.

„Das sollst du wol bleiben lassen, ich kann ihr alles selbst sagen", antwortete die Kinderstimme.

Frau Smidt richtete den Kopf empor und erblickte Skuldfrid, welche den breiten Gang herauf- und auf das Lusthaus zugesprungen kam, dessen Glasthür offen stand.

Als die Kleine näher kam, fing ſie an langſamer zu gehen, und als ſie die Thür erreicht hatte, trat ſie ganz ſittſam und anſtändig bei der Mutter ein. Sie ergriff dieſelbe bei der Hand und küßte dieſe, indem ſie ſagte:

„Guten Abend, liebe Mama.“

In demſelben Augenblick drehte ſie den Kopf herum und ſah Annika keuchend den Gang heraufkommen und die Richtung ebenfalls nach dem Luſthauſe nehmen. Bei dieſem Anblick beeilte Skuldfrid ſich, hinzuzuſetzen, ehe noch Frau Smidt eine Frage gethan:

„Mama, Annika will mich anklagen, und ich will ſelbſt ſagen, was ich gethan habe.“

„Das wünſche ich auch, mein Kind“, antwortete die Mutter und ein liebevolles Lächeln verklärte die düſtern Züge.

„Nun ſiehſt du — ich —“

„Skuldfrid läuft bei den Nachbarn herum“, unterbrach ſie Annika, welche in dieſem Augenblick in das Luſthaus eintrat.

„Laß Skuldfrid ſelbſt ſprechen“, ſagte Frau Smidt. „Du weißt“, fuhr ſie dann zu ihrer Tochter gewendet fort, „daß ich es nicht gern ſehe, wenn du zu den Nachbarn gehſt — warum thuſt du es da?“

„Mama, ich bin bei keinem Nachbar geweſen“, antwortete das Mädchen. „Mein ganzer Fehler beſteht darin, daß ich geſtern an der öſtlichen Landſpitze meinen Freund, den Beſitzer von Junta, traf. Ich ſaß auf der Anhöhe und ſang. Er rief mir zu, herunterzukommen, was ich auch that, und ſo wurden wir ganz gute Freunde. Ich bat ihn, heute wiederzukommen, und verſprach ihm etwas vorzuſingen, und er kam auch. Er hat nun verſprochen, mich lieb zu haben und wir würden einander oft treffen. Annika, welche ſah, daß er mich begleitete, ſagt, ich hätte etwas Unrechtes gethan, du würdeſt ſehr bös auf mich ſein, Mama, aber das glaube ich nicht.“

Skuldfrid faßte, indem ſie dies ſagte, ihre Mutter bei der Hand und ſetzte hinzu:

„Liebe Mama, laß mich nicht von Annika hier in den Garten einſperren, ſondern laß mich des Abends fortgehen und meinem Freunde meine Lieder vorſingen. Ich will dann auch den Tag über deſto fleißiger ſein.“

„Wie heißt denn dein Freund?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber ich weiß es“, murmelte Annika, obſchon ſo leiſe, daß weder die Mutter noch die Tochter hörte, was ſie ſagte.

Frau Smidt ſchwieg einige Augenblicke, dann klopfte ſie die Kleine auf den Kopf und ſagte ganz freundlich:

„Du haſt ſo wenig Freude, mein armes Kind, daß ich dir die, welche du jetzt haſt, nicht wehren will. Geh nur und ſinge deinem neuen Freunde deine Lieder vor.“

„Nein, Frau Smidt, das darf Skuldfrid nicht!“ fiel Annika ein.

„Und warum nicht?“ fragte Frau Smidt und ſah ihre alte Dienerin verwundert an.

„Der Beſitzer der Junta heißt Victor Aberney.“

Ein Schauer durchrieſelte die Mutter. Sie ſaß eine lange Weile unbeweglich da, dann erhob ſie ſich, küßte Skuldfrid auf die Stirn und verließ das Gartenhaus.

Skuldfrid ſah ſie forſchend an, da ſie aber äußerlich ruhig erſchien, ſo ahnte das Kind nicht, welche innere Aufregung ſich hinter dieſer Ruhe barg.

Mit jener glücklichen Sorgloſigkeit, welche eine Eigenſchaft des Kindesalters iſt, legte Skuldfrid weiter kein Gewicht darauf, daß ihre Mutter das Gartenhaus ſo ſchnell verließ. Sie war an die Eigenthümlichkeiten ihrer Gemüthsart zu ſehr gewöhnt, als daß ſie hätte bedenken ſollen, der Name ihres Freundes könne die Urſache dieſer plötzlichen Entfernung ſein.

Als Skuldfrid mit Annika, welche der Fortgehenden

ganz bekümmert nachſah, allein war, ſagte ſie mit kindiſchem Uebermuth:

„Nun, Annika, was haſt du denn nun von deiner Klatſcherei? Hat Mama mich ausgeſcholten? Hat ſie mir verboten an den Strand zu gehen und meinen Freund zu treffen?“

„Still, liebes Kind; du ahnſt nicht, welchen Schmerz dein Unverſtand in der armen Mutter erweckt hat“, antwortete Annika und verließ Skuldfrid.

„Na, nun iſt die Alte bös“, dachte die Kleine und hüpfte luſtig ſingend davon, um ihre Blumen zu begießen und ihre Tauben zu füttern, was ihre gewöhnliche Abendbeſchäftigung war.

Vierzehntes Kapitel.

Ganz zeitig am nächſtfolgenden Morgen ſah man Frau Smidt unruhig in einem der entfernteſten Gänge des Gartens auf- und abwandern. Ihr Antlitz war ſo düſter, daß es ſchien, als müßte man in jedem Zuge eine hoffnungsloſe Verzweiflung leſen, welche ihr die Krallen ins Herz geſchlagen und es ohne Erbarmen zerfleiſchte. Sie drückte die krampfhaft gefalteten Hände an ihre Bruſt, wie um den Schmerz innerhalb dieſer verſchwiegenen Wände zu behalten, damit kein klagender Laut ſich über die bleichen Lippen Bahn bräche.

Das aſchenbleiche Geſicht, die rothen, von der durchwachten Nacht ermatteten Augen verriethen Qualen, welche Schlaf und Ruhe von ihrem Lager hinweggeſcheucht hatten.

Annika ſtand eine lange Weile unter der geöffneten Thür des großen Parterrezimmers, welche auf die Terraſſe hinausführte, und betrachtete die unruhige Wandererin. Endlich, nachdem ſie einen tiefen Seufzer gethan und gemurmelt: „Das arme Kind, wann wird wol ihr Kummer ſich mindern!“ ging ſie die Terraſſe und den Gang hinunter, wo Frau Smidt mit wankenden Schritten auf- und abwandelte.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Nun, wie ist es denn heute?“ fragte Annika im Tone einer um ihr Kind besorgten Mutter.

„Ach, du bist es, Annika!“ entgegnete Frau Smidt, indem sie stehen blieb und einen fragenden Blick auf die Dienerin warf.

„Kommen Sie nun ins Zimmer herein, ich habe warmen Kaffee bereitet. Es ist soeben erst fünf Uhr und daher im ganzen Hause noch niemand auf als wir zwei.“

Annika ergriff Frau Smidt bei der Hand und setzte hinzu:

„Thun Sie mir den Willen und trinken Sie ein wenig Kaffee. Nach einer schlaflosen, unter freiem Himmel zugebrachten Nacht ist das ganz gewiß nöthig. Denken Sie an die kleine Skuldfrid und seien Sie besorgt um ihre Mama.“

Annika's runzeliges Gesicht gab so viel Zärtlichkeit zu erkennen, daß der Anblick desselben dem Herzen nicht anders als wohlthun konnte. Es glitt daher auch etwas, was einem freundlichen Lächeln glich, über Frau Smidt's Züge und sie lenkte ihre Schritte schweigend nach dem Zimmer.

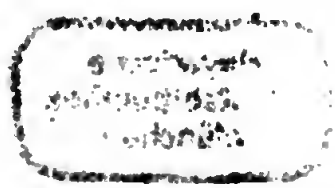
Als sie hier eine Tasse Kaffee getrunken, welche von Annika mit großem Vergnügen servirt ward, saß sie eine Weile in Gedanken vertieft. Dann wendete sie sich zu ihrer Dienerin und sagte:

„Ist Victor Aberney wirklich mein nächster Nachbar?“

„Ja, und deshalb schalt ich Skuldfrid aus, daß sie mit ihm gesprochen hatte. Ich wußte ja, daß —“

„Daß ich ihm sorgfältig ausweiche, willst du sagen. Das ist wahr und so muß es auch ewig bleiben. Er und ich, wir dürfen nicht zusammentreffen, indessen, mit Skuldfrid ist das etwas ganz anderes. Sie ist frei von aller Schuld, und wie gut wäre es, wenn sie in Victor einen Freund und für die Zukunft vielleicht eine Stütze fände.“

„Aber Victor's Gesinnung ist nicht freundlich.“



„Gegen mich allerdings nicht, aber es ſind ſeitdem ganze zehn Jahre verfloſſen — gleichviel, er kennt Skuldfrid's Mutter nicht und er ſoll ſie auch niemals kennen lernen. Möge ſeine Theilnahme ſich blos dem Kinde zuwenden, welches ihm das Schickſal in den Weg geführt hat. Ueberdies, Annika, habe ich wol das Recht, Skuldfrid ganz und gar von andern Menſchen abzuſondern?"

„Das will ich nicht ſagen, aber dennoch glaube ich, daß ſie am glücklichſten iſt, ſolange ſie von der Welt getrennt lebt."

„So habe ich auch gedacht, aber alles hat eine Grenze, und wenn ſie deshalb etwas wünſcht, was ihr einſames Leben angenehm machen kann, ſo will ich, daß ſie es bekomme. Was iſt wol der Zweck meines Daſeins? Kein anderer als für ihr Glück zu leben, ſodaß ſie nur den Sonnenſchein des Lebens zu ſehen bekomme, ohne eine Ahnung davon, daß es auch eine Nachtſeite hat. Lege daher nicht die Hand an meinen kleinen Sommervogel. Mag er in Wäldern und Thälern umherflattern und von allem koſten, was ihm Freude macht."

Man hörte jetzt eine muntere Stimme, welche eine luſtige Melodie ſang, und leichte Tritte auf der Treppe, die aus dem obern Stockwerk herunterführte.

Im nächſten Augenblick öffnete ſich die Thür und Skuldfrid hüpfte blühend und lächelnd wie der klare Frühlingsmorgen in das Zimmer.

Bei Frau Smidt's Anblick nahm ihr Gang einen geſetztern Charakter an und ſie näherte ſich ihr mit jenem Ausdruck von Ehrerbietung, von dem ihr Benehmen gegen ihre Mutter ſtets durchdrungen war.

An dieſem Tage war ſie beim Unterricht fleißiger als gewöhnlich. Mutter und Tochter arbeiteten emſig bis die Mittagsglocke läutete. Mit einem: „Nun iſt es gut für heute", klappte Skuldfrid ihr Buch zu und küßte der Mutter die Hand, worauf ſie aus dem Gartenhauſe in das große Zimmer eilte, um Annika beim Tiſchdecken zu

helfen, was ſie ſtets that, wenn ſie der Alten Anlaß zum Aerger gegeben zu haben glaubte.

Skuldfrid war ganz Dienſtfertigkeit und Freundlichkeit, und Annika konnte nicht umhin, ihr zum Lohn dafür ein wenig Sahne mit Eingemachtem zu koſten zu geben.

Nach der Mahlzeit nahm Skuldfrid ihren Hut, warf Annika einen ſchalkhaften und ihrer Mutter einen fragenden Blick zu, während ſie ſagte:

„Nun gehe ich zu meinen Tauben und dann an den Strand, um meinen Freund zu treffen."

Annika runzelte die Stirn, Frau Smidt aber neigte zuſtimmend den Kopf, und in der nächſten Minute war der Vogel aus dem Bauer.

Aberney hatte ſich an dieſem Tage zuerſt auf dem Platze eingefunden, ſodaß Skuldfrid ihn am Fuße der Anhöhe liegend fand. Als er die Kleine erblickte, ſtreckte er ihr die Hand entgegen und ſagte:

„Komm, ſetz' dich zu mir und erzähle mir etwas von deinen Aeltern und dir ſelbſt. Ich habe ſeit geſtern ſehr viel an dich gedacht."

„Ich an dich auch", fiel Skuldfrid ein und ſetzte ſich neben ihn, indem ſie erzählte, wie ungehalten Annika darüber geweſen ſei, daß ſie Skuldfrid mit Aberney geſehen habe.

Nachdem ſie mit dieſer Erzählung fertig war, fragte der Profeſſor:

„Was iſt denn dein Vater geweſen?"

„Mein Vater iſt todt und man darf niemals von ihm ſprechen. Ich bin noch ſehr klein geweſen, als er ſtarb, ſo ſagt Annika, aber ich kann mich nicht erinnern, daß ſie jemals geſagt hätte, was er geweſen iſt. Ich werde ſie fragen."

„Biſt du hier in dieſem Orte geboren?"

„O nein, denn ich entſinne mich ganz deutlich, daß ich an einem Ort geweſen bin, wo es viele, viele große Häuſer, viele Leute und viele Wagen und andere Fuhr-

werke gab, und wo alle Leute eine andere Sprache redeten als wir; es war aber nicht deutsch und auch nicht französisch."

„Hat man dir niemals gesagt, was dies für ein Ort war?"

„Nein. Als ich Annika darum fragte, antwortete sie: «An diese Zeit darfst du nie denken, sondern mußt sie vergessen, sonst machst du deine Mama traurig», und dies ist etwas, was ich stets zu vermeiden suche."

„Wie alt warst du, als du jenen Ort verließest? Weißt du das?"

„Vier Jahre, denn jetzt bin ich elf Jahre und wir wohnen nun seit sieben Jahren in Ektorp. Ich weiß noch recht wohl, wie wir aus der großen Stadt abreisten, wo ich sehr wenig ausgehen durfte. Wir fuhren über breite Straßen und Plätze, wo schöne Kirchen und Bildsäulen standen. Dann kamen wir an andere Orte, die auch Städte sein mußten, aber sie waren klein, und so kamen wir endlich eines Abends hierher. Seitdem bin ich nirgends anders gewesen als hier, mit Ausnahme der drei male des Jahres, wo wir in die Kirche fahren."

„Nun, möchtest du wieder einmal in die große, schöne Stadt?"

„Nein, das möchte ich nicht. Dort durfte ich nur selten ausgehen und niemals ohne daß Annika mich begleitete. Hier dagegen darf ich im Walde herumspringen, auf dem See herumrudern und frei und fröhlich sein. Meinst du nicht auch, daß das Leben ganz schön ist?"

Aberney lächelte, und anstatt die Frage zu beantworten, bat er die Kleine, das erste von den Liedern zu singen, welche sie am Tage vorher gesungen.

„Und warum denn gerade das?" fragte Skuldfrid.

„Das sollst du dann erfahren."

Als das Lied zu Ende war, sagte Aberney:

„Nun, weißt du, wer die Musik zu diesem Liede gemacht hat?"

„Nein.“

„Ich habe ſie gemacht.“

„Du!“ rief die Kleine und ſchlang hoch erfreut ihm die Arme um den Hals, während ſie ihre Ueberraſchung und Bewunderung in den ungekünſteltſten und aufrichtigſten, von kindiſchen Liebkoſungen begleiteten Worten ausſprach.

Auch dieſen Abend begleitete Aberney ſie ein Stück auf dem Heimwege. Das originelle Kind hatte den gelehrten Mann förmlich gefeſſelt, und am nächſtfolgenden Tage erhielt Frau Smidt von ihm einen Brief folgenden Inhalts:

„Geehrte Frau!

„Obſchon Ihnen gänzlich unbekannt, nehme ich mir gleichwol die Freiheit, Ihnen ſchriftlich meine Aufwartung zu machen. Sie haben eine kleine Tochter, ein ungewöhnliches und reichbegabtes Kind. Der Zufall hat ſie und mich zuſammengeführt. Sie wiſſen bereits wie. Ich dagegen weiß, daß Sie niemals Beſuche annehmen und daß Sie auch nie dergleichen machen. Wohlan, ich reſpectire Ihre Einſamkeit und will dieſelbe nicht dadurch ſtören, daß ich Ihnen einen Beſuch aufzwinge. Andererſeits aber intereſſirt mich Ihre Tochter zu ſehr, als daß ich mich enthalten könnte, Ihnen einen Vorſchlag zu machen; nämlich, daß mir erlaubt würde, mit Ihnen die Mühe ihres Unterrichts zu theilen und daß Sie mir die Freude gönnen, den ungewöhnlichen Verſtand und die muſikaliſchen Talente Ihres Töchterchens ausbilden zu dürfen. Ich glaube in beiden Fällen Ihrer Tochter von nicht geringem Nutzen ſein zu können. Ich habe ſelbſt einen Sohn, der Ihrer Tochter Schulkamerad und in den freien Stunden ihr Spielgenoſſe ſein würde. Skuldfrid ſteht jetzt in dem Alter, wo ſie eine Geſellſchaft bedarf, die ihre kindiſchen Freuden theilen und mit welcher ſie von ihren Spielen plaudern kann. Wir ältern Leute können für ein ſo junges Gemüth nicht das ſein, was

eins von gleichem Alter iſt, und deshalb glaube ich, daß der Umgang mit meinem Sohne für ſie ſowol nützlich als erheiternd ſein wird. Genug, ich wünſche den Theil ihres Unterrichts zu übernehmen, welchen man unter der Benennung allgemeine Bildung zu begreifen pflegt, ſowie außerdem auch ganz die Leitung ihrer muſikaliſchen Studien.

„Sie wundern ſich vielleicht über meinen Vorſchlag, aber ich werde denſelben dadurch motiviren, daß ich Ihnen ſage, wer ich bin.

„Ich bin, was man einen Gelehrten nennt, mit allen Eigenſchaften eines Bücherwurms behaftet — das heißt geſchworener Feind des Geſellſchaftslebens, Freund der Einſamkeit und meiner Bücher, überdies aber auch ein Freund alles Ungewöhnlichen und deshalb auch Ihrer Tochter. Meine alte Tante führt mein Hausweſen. Nehmen Sie meinen Vorſchlag an, ſo ſoll ein Wagen jeden Nachmittag Skuldfrid abholen und nach Junta bringen. Ich erwarte Ihre Antwort.

„Mit Achtung

Victor Aberney."

Der Bote brachte folgende Antwort von Frau Smidt zurück:

„Mit Dankbarkeit wird der Vorſchlag angenommen von

Skuldfrid's Mutter."

Schon am nächſtfolgenden Nachmittag hielt ein kleiner Wagen an dem Gitterthore von Ektorp. Einige Minuten darauf ſaß Skuldfrid munter und lächelnd neben Anders, der den Pferden einen Hieb gab, worauf es fortging.

„Mein Gott, was für Ideen doch dieſer Menſch hat!" murmelte Tante Sarah, als Anders mit dem Wagen fortfuhr, Skuldfrid zu holen. „Was will er nur mit den Kindern hier anfangen? Und wie ſchwer war

er erſt dahin zu bringen, nur den Knaben herzunehmen!"

Tante Sarah fühlte ſich ſehr zu Skuldfrid's Ungunſten eingenommen, und als der Wagen wiederkam und das Mädchen aus demſelben heraushüpfte, wollte Sarah in ihr Zimmer hinaufgehen, ohne die Kleine zu begrüßen.

Skuldfrid aber, welche ſich auf dergleichen Spitzfindigkeiten nicht verſtand, ſprang ihr ſchnell nach und ſah ſo herzensgut und zutraulich aus, als ſie der Alten ihr Compliment machte, daß das Geſicht dieſer ſich ſogleich verklärte. Sie empfing die Kleine daher mit freundlichem Lächeln.

An der Thür des großen Zimmers ſtand Aberney. Sobald Skuldfrid ihn erblickte, eilte ſie auf ihn zu und ergriff ihn bei der Hand, welche ſie mit großer Lebhaftigkeit küßte.

Der junge Tage hatte ſich an eins der Zimmerfenſter geſetzt und betrachtete die Neuangekommene mit neugierigen Blicken, während er dachte:

„Sie ſpringt ja als wenn ſie ein Junge wäre. Es wird vielleicht ganz angenehm, ſie zum Kameraden zu haben."

Und angenehm ward es auch wirklich, denn binnen weniger als einer halben Stunde waren die elfjährige Skuldfrid und der vierzehnjährige Tage die beſten Freunde von der Welt.

Tage war von den Kindern der ſogenannten beſſern Stände das erſte von gleichen Jahren, mit welchem Skuldfrid in Berührung kam. Bisjetzt hatte ſie blos die der Landleute kennen gelernt und mit dieſen niemals auf vertrautem Fuß geſtanden.

Funfzehntes Kapitel.

Wir müſſen jetzt die Bewohner von Junta und Ektorp auf einige Augenblicke verlaſſen, um in der Zeit ein Stück zurückzugehen und von Ereigniſſen zu ſprechen, welche mehrere Jahrzehnde vor unſerer Erzählung ſtattgefunden hatten.

Nach der Revolution von 1778 gab es in Schweden einen der Partei der „Mützen" angehörigen Edelmann, der aus Verdruß über die Umwälzung, welche ſtattgefunden, ſein Vaterland verließ und ſich nach Rußland begab.

Hier trat er unter dem angenommenen Namen Canitz in Kriegsdienſte. Einige Jahre vor der Revolution hatte er ſich mit einem reichen finniſchen Mädchen von adelicher Abkunft vermählt und mit ihr bedeutende Beſitzungen in Finnland bekommen. Als er ſein Vaterland verließ, hatte er ſonach eine Frau und zwei Söhne.

Seine Gattin erlag jedoch dem Kummer, ihren Gatten im Dienſte von Schwedens uraltem Feinde zu ſehen. Sie ſtarb kurz darauf in Finnland auf ihrer Beſitzung Kronobro.

Nach dem Tode der Mutter ließ er ſeine Söhne nach

Rußland holen und erzog ſie dort, damit ſie einmal Unterthanen dieſes Landes würden.

Im Kriege von 1788 ſtanden Canitz und ſein Sohn in den ruſſiſchen Reihen gegen ihre Landsleute und wurden für die Tapferkeit belohnt, wodurch ſie ſich auszeichneten.

Kurz nach dem Frieden von 1789 ſtarb Canitz. Sein älteſter Sohn, damals Kapitän bei einem ruſſiſchen Regiment, vermählte ſich das Jahr darauf mit einer reichen, vornehmen Ruſſin. Ein widriges Geſchick wollte, daß dieſe Ehe nach Verlauf von mehreren Jahren immer noch kinderlos war. Es ſah wirklich aus, als ob die neuen Freiherren Canitz mit den zwei Söhnen des zum Verräther an ſeinem Vaterlande gewordenen Vaters ausſterben ſollten, denn der jüngſte war unvermählt geblieben und hielt ſich fortwährend im Auslande auf. Er hatte die diplomatiſche Laufbahn gewählt.

An dem Kriege von 1808 nahm der ältere Canitz abermals theil und ſtand wieder mit gewaffneter Hand ſeinen Landsleuten gegenüber. Sein Name war ein Schrecken und ein Abſcheu für das finniſche Volk geworden, denn man hatte gehört, daß er von Geburt ein Schwede war.

Beim Friedensſchluß ward er zum General ernannt und ward Vater eines Sohnes, den ſeine Gattin ihm kurz darauf ſchenkte. Der Mutter aber koſtete dieſes Geſchenk das Leben.

Ein Jahr nach ihrem Tode erhielt General Canitz einen militäriſchen Poſten in Finnland, und nun erſt trat er in den Beſitz des Landguts ſeiner Mutter, Kronobro.

Er fand es im höchſten Grade ſchlecht unterhalten und ganz verfallen. Mit den Mitteln jedoch, die er jetzt beſaß, ward es ihm leicht, den alten Herrenſitz wieder in Stand zu ſetzen. Das Hofgebäude ward niedergeriſſen und auf dem Grunde deſſelben ein ſtattlicher Palaſt aufgeführt. Der frühere Verwalter ward verabſchiedet und

ein deutſcher verſchrieben, welcher die Oekonomie beſſer einrichten und emporbringen ſollte.

Genug, binnen wenigen Jahren war Kronobro eins der ſchönſten Landgüter im ganzen Bezirk, beſonders da der General fortwährend mehr und mehr Grundſtücke dazukaufte und auf dieſe Weiſe es vergrößerte.

Lothard Konſtantin, der kleine Sohn des Generals, war mit nach Finnland genommen worden und ward während der Jahre, welche ſein Vater hier verlebte, zu Hauſe von einem alten Deutſchen aus guter Familie erzogen. Als der Erbe des fürſtlichen Vermögens ſieben Jahre alt war, ward er in eine deutſche Lehranſtalt geſchickt, wohin ihn ein junger Pole als Gouverneur begleitete.

Was aus dem jüngern Bruder des Generals geworden war, hatte man nicht erfahren. Er war wie verſchwunden und das ganze Auftreten des Generals in Kronobro gab zu erkennen, das er ſich als den alleinigen Beſitzer des mütterlichen Erbes betrachtete.

Unter den wenigen, welche beide Brüder in ihren Kinderjahren gekannt, als die Aeltern noch in Finnland gewohnt, gab es keinen, der ſich veranlaßt gefühlt hätte, ſich dem Manne zu nähern, der gegen ſeine Landsleute gekämpft, und auf dieſe Weiſe blieb der General mit allen Fragen in Bezug auf ſeinen Bruder verſchont.

Der düſtere, ſtolze und ſtrenge Krieger war ſeinerſeits ebenfalls nicht geneigt, die Bekanntſchaft mit den Perſonen zu erneuern, die er in ſeinen Jünglingsjahren gekannt, ſondern legte gegen alles, was Finne oder Schwede hieß, einen eiskalten Hochmuth an den Tag. In allem, wobei die Sympathien in Frage kommen, Ruſſe geworden, hegte er einen ſichtbaren Widerwillen gegen alles, was ihn an Schweden erinnerte. Es iſt möglich, daß ihn in ſeinen Erinnerungen eine Stimme in ſeinem Innern wegen des Böſen anklagte, welches er ſeinem Vaterlande hatte zufügen helfen. Ganz gewiß ſchrie das

Blut der Brüder, welches er vergoſſen, jedesmal, wo er mit Landsleuten zuſammentraf, um Rache, und deshalb wich er aller Berührung mit ihnen aus.

Zehn Jahre waren vergangen, ſeitdem der General von ſeinem Poſten in Finnland abgerufen worden. Während der Zeit war er ein paar mal in Kronobro geweſen, aber nur auf ganz kurze Zeit, doch ſchickte er jedes Jahr ſeinen Intendanten herüber, um die Rechnungen prüfen und darauf ſehen zu laſſen, daß die Beſitzung mit Umſicht gepflegt würde.

In demſelben Jahre, wo Aberney nach Junta zog, hatte der Verwalter von Kronobro ſchon im Monat April Befehl erhalten, alles in Ordnung bringen und mit der größten Pracht einrichten zu laſſen, denn der General und ſein Sohn beabſichtigten mit einer großen Anzahl Gäſte während des Sommers hierher zu kommen und längere Zeit zu verweilen.

Die große Etage, ſämmtliche Gaſtzimmer und die Zimmer des jungen Barons erhielten neue Möbel und wurden mit fabelhafter Pracht eingerichtet. Die ganze Umgegend und die Nachbarn, von den Bewohnern der kleinſten Hütten an, wußten von den prächtigen Gegenſtänden zu erzählen, welche nach Kronobro geſchafft worden.

Ektorps und Juntas Bewohner waren gleichwol die einzigen, die nicht davon ſprachen, obſchon die erſtere Beſitzung nur fünfviertel Meile und die letztere nur eine Meile von Kronobro entfernt lag.

Der Grund hiervon war ſicherlich nicht der, daß man in Unbekanntſchaft mit dieſen Merkwürdigkeiten gelebt hätte, ſondern ganz einfach der, daß alles Neue, was man darüber erzählte, dem Verwalter und von dieſem Annika anvertraut ward, welche letztere es aber bei ſich behielt, ohne Skuldfrid oder Frau Smidt etwas davon mitzutheilen.

Ebenſo war es mit Tante Sarah. Dieſe intereſſirte

ſich ſehr dafür, allerhand Neuigkeiten zu hören, aber ihrem Neffen erzählte ſie nichts davon, denn ſie wußte, daß er alles dergleichen Geſchwätz verabſcheute.

Die Folge hiervon war, daß die Hauptperſonen der beiden Häuſer in vollkommener Unbekanntſchaft mit dem lebten, was dem ganzen Kirchſpiel Stoff zur Unterhaltung bot.

Am Abend vor dem Johannistage kamen der General, ſein Sohn und eine große Anzahl Gäſte in Kronobro an. Das ſo lange verlaſſene Beſitzthum wimmelte von Menſchen. Schöne Damen, ſtattliche Cavaliere in glänzenden Uniformen und beſternte Greiſe erfüllten die Zimmer. Die Rückkunft des jungen Erben aus der deutſchen Lehranſtalt ward mit allen möglichen Luſtbarkeiten gefeiert.

Lothard Konſtantin Canitz war damals ein Jüngling von ſiebzehn Jahren, mit einem feinen, intelligenten, bleichen und ungewöhnlichen Geſicht. Ein übermüthiges Lächeln und ein Ausdruck höhniſcher Verachtung entſtellte jedoch die an und für ſich regelmäßigen Züge. Es war als ob ganz frühzeitig erwachte Leidenſchaften in einem durchaus nicht harmoniſchen Kampf mit den edlern Trieben ſeines Herzens gerathen wären und in ſeinem Innern ein Chaos hervorgerufen hätten, aus welchem nur der Stolz auf ſich ſelbſt und die Verachtung gegen andere recht deutlich hervortraten.

Er war lang und ſchmächtig mit einer beinahe kränklichen Körperhaltung, die nicht recht wohl mit dem Feuer in ſeinem Auge oder der raſchen Lebhaftigkeit in ſeinen Bewegungen übereinſtimmte.

Wenn man dieſen Jüngling ſah, fragte man ſich unwillkürlich, ob es ein körperliches oder ein moraliſches Leiden ſei, welches vor der Zeit die Wangen gebleicht und den Körper gebeugt, ſodaß die erſtern die Friſche der Jugend und der letztere ſeine Spannkraft verloren hatten.

Konſtantin hatte ſeit ſeinem ſiebenten Jahre ſeinen

Vater nicht geſehen. Sechs Wochen vor ihrer Ankunft in Kronobro umarmte der General ſeinen Sohn nach einer ſo langen Trennung. Vielleicht war es dies, was den Vater für Konſtantin fremd gemacht und die Kälte hervorrief, womit er ihm bei ihrer erſten Zuſammenkunft entgegenging.

Mochte dem jedoch ſein wie ihm wollte, ſo ſtand doch ſo viel feſt, daß er einen vollkommenen Mangel an kindlicher Zuneigung zeigte und die Zärtlichkeit des Vaters durch einen in die Augen fallenden Kaltſinn erwiderte.

Bei ihrer Unterredung gleich nach Konſtantin's Ankunft in Petersburg äußerte der General den Wunſch, daß ſein Sohn in die Militärſchule treten und ſich zum Seeoffizier bilden möchte.

Hierauf antwortete Konſtantin:

„O ja, warum nicht? Es iſt ja einerlei, was ich werde. Für einen Ruſſen paßt das Handwerk eines Henkers am beſten.“

„Aber, mein Sohn, du darfſt nicht vergeſſen —“

„Daß ich in dieſem verwünſchten Lande vorſichtig ſein muß“, fiel Konſtantin hohnlächelnd ein. „Sei unbeſorgt, lieber Vater; ich werde es nicht vergeſſen.“

Der General runzelte die Stirn, ohne etwas zu dem Sohne zu ſagen, ließ aber dagegen ſeinen Gouverneur, Doctor Wagner, rufen. Mit ſcharfen Worten machte der General dem Doctor Vorwürfe über die falſche Richtung, welche die Denkweiſe des Sohnes erhalten zu haben ſchien.

„Ich trug Ihnen auf, ſeine Erziehung ſo zu leiten, daß er dadurch zu einem geſetzten Jüngling und einem guten ruſſiſchen Edelmann ausgebildet würde; zu meinem Erſtaunen aber finde ich, daß er weder in der einen noch in der andern Beziehung meiner Erwartung entſpricht. Sollte Ihr polniſches Blut Sie verleitet haben, meinen

Inſtructionen entgegenzuhandeln? In dieſem Falle könnte es leicht geſchehen, daß —"

„Herr General", fiel Wagner mit einſchmeichelndem Lächeln ein, „ich habe gewiſſenhaft meine Pflicht als Gouverneur zu erfüllen geſucht, aber Baron Konſtantin iſt wie ein junger Löwe; er läßt ſich nicht ſo leicht zähmen und geht in entgegengeſetzter Richtung zu der, in welcher man ihn führen will. Dennoch aber iſt er ſehr klug und wird ſich niemals compromittiren."

„Gut, wir werden ſehen. Auf Ihnen ruht die Verantwortung."

An demſelben Tage abends befand ſich der Doctor bei ſeinem Schüler, welcher in der für ihn beſonders eingerichteten Etage in einem äußerſt prachtvollen Cabinet ausgeſtreckt auf dem Sofa lag.

„Alſo der Alte hat Ihnen einen Wiſcher gegeben, mein lieber Doctor?" ſagte der junge Mann, „und darüber haben Sie ſich ſo beunruhigt, daß Sie vor Schrecken mich nicht auf meiner Jagd nach Abenteuern begleiten wollen? Ach, laſſen Sie ihn doch brummen! Ich ſchwöre Ihnen, daß, möge auch geſchehen, was da wolle, Ihnen niemals etwas Schlimmes widerfahren ſoll! Fort daher mit allen Bedenklichkeiten und laſſen Sie uns verſuchen, ob dieſes verhaßte Petersburg nicht auch Würfel, Weiber und Wein bieten kann."

„Lieber Baron, wir ſind nicht mehr in Heidelberg, und deshalb ſage ich beſtimmt: Hier werden keine Thorheiten begangen."

„Nicht! Und wenn ich ſie nun auf eigene Fauſt, ohne Geſellſchaft begehe, wer ſoll mich daran hindern?"

„Ich!"

„Auf welche Weiſe denn?" rief Konſtantin aufſpringend.

„Ich würde mich dann gezwungen ſehen, dem General zu ſagen, daß ich ſchwach genug geweſen bin, um ſeinen Inſtructionen entgegenzuhandeln, und daß ich, an-

ſtatt Sie zu einem ruſſiſchen Unterthanen auszubilden, Sie zu einem freiſinnigen Mann erzogen habe. Ja, ich würde dann geſtehen, daß ich ſeinen Willen vollkommen übertreten und Ihnen trotz ſeines Verbots geſtattet habe, die ſchwediſche Sprache zu erlernen."

„Nun, und was würde es mir ſchaden, wenn Sie ihm dies alles ſagten?"

„Nicht viel; mich aber würde er nach Sibirien ſchicken laſſen."

„O, Wagner, Sie haben eine entſetzliche Art und Weiſe, mich zu beſiegen!"

Konſtantin warf ſich wieder auf das Sofa. In dieſem Augenblick hatten die Züge des Jünglings einen wahrhaft edeln Ausdruck.

Sechzehntes Kapitel.

Einen ganzen Monat hatte die vornehme Gesellschaft auf Kronobro zugebracht, als Skuldfrid und Tage an einem schönen Juniabend Junta verließen. Letzterer wollte seine Spielgenossin nach Hause begleiten, was zur Tagesordnung gehörte.

Durch den großen, hohen Tannenwald, der zwischen Junta und Ektorp lag, führte ein schöner Weg. Wenn man diesen ging, hatte man nicht viel über eine Viertelmeile von Aberney's Haus bis zu dem der Witwe. Wenn die beiden Kinder den Rückweg bis zur Hälfte zurückgelegt hatten, pflegten sie sich niederzusetzen und auszuruhen, wobei sie über das und jenes plauderten, wenn nicht Skuldfrid es vorzog, Tage etwas vorzusingen.

Der eben erwähnte Abend war ungewöhnlich warm und still. Sie setzten sich unter eine alte, hohe Tanne, die sie mit ihren Aesten überschattete.

„Bist du jemals in Kronobro gewesen?" fragte Tage.

„Nein, und du kannst auch überzeugt sein, daß ich nicht die Absicht habe, hinzugehen", antwortete Skuldfrid mit der niedlichsten schnippischen Miene von der Welt.

„Warum denn nicht? Ich gedenke mir bei der erſten Gelegenheit dieſen ſtattlichen Herrenſitz anzuſehen. Du mußt wiſſen, Anders erzählte, die Zimmer wären mit Stühlen und Sofas von Gold und Silber möblirt. Es ſind jetzt ſo viele Fremde aus Rußland da, daß alle Tage große Feſte gegeben werden. Alles dies muß ſehr amuſant anzuſehen ſein, und ich gedenke nächſtens mit Anders hinzugehen.“

„Nein, Tage, das darfſt du nicht!“ rief Skuldfrid mit dem Ausdruck des Erſchreckens.

„Warum denn nicht?“

„Weil —“ Skuldfrid ſah ſich furchtſam um und ſenkte die Stimme, während ſie fortfuhr — „weil ein Fluch auf ganz Kronobro ruht, der alle trifft, welche dieſe unglückliche Stätte betreten, ſodaß ſie früher oder ſpäter von einem Unglück heimgeſucht werden.“

„Was das für kindiſches Geſchwätz iſt!“ fiel der vierzehnjährige Tage mit altkluger, verſtändiger Miene ein.

„Lieber Tage, es iſt das durchaus kein unverſtändiges, kindiſches Geſchwätz, ſondern die reine Wahrheit. Du mußt wiſſen, daß der Vater des Generals Canitz ein Verräther war, das heißt, er war ein Schwede und zog dennoch gegen die Schweden in den Krieg. Der General ſelbſt hat es auch ſo gemacht. Während des Kriegs wurden viele finniſche und ſchwediſche Gefangene nach Kronobro gebracht, und dort ſoll der General ſie ſo ſchlecht behandelt haben, daß ſie vor Mangel und Elend ſtarben. Sie alle riefen einen Fluch auf Kronobro, deſſen Beſitzer und alle herab, die unter dieſes Dach treten würden. Uebrigens ſtarb die Mutter des Generals hier aus Kummer darüber, daß ihr Gatte ſich an Rußland verkauft, und nun geht ſie dort als Geſpenſt um und weint über ihren böſen Sohn. Der General hat ſeinen Bruder auf Kronobro umbringen und in einem Keller begraben laſſen, ſodaß man, wenn es Mitternacht wird,

tiefe Seufzer aus dem Grabgewölbe herauf hört. Hu, dieſes Schloß iſt ein ſchauerlicher Ort!"

„Wer hat dir denn dieſe Geſchichten erzählt?" fragte Tage und machte ein ganz nachdenkliches Geſicht.

„Annika hat mir während der Winterabende eine Menge ſonderbare Dinge von Kronobro und deſſen Beſitzer erzählt. Eines Abends erzählte ſie gerade, wie ſchlecht die finniſchen und ſchwediſchen Gefangenen behandelt worden wären, und während ſie noch davon ſprach, kam meine Mutter dazu und hörte, was ſie ſagte. Mama bat ſie ſogleich, niemals etwas zu erwähnen, was den General beträfe, ſondern lieber von andern Dingen zu ſprechen. Zugleich legte meine Mutter ihre Hand auf meine Schulter und ſagte: «Beſchäftige deine Einbildungskraft nicht mit Kronobro, ſondern ſei eingedenk, daß wir auch in Gedanken das Böſe ſcheuen ſollen, und bös iſt alles, was den Namen Canitz trägt.»"

„Ich aber werde ganz beſtimmt mit Papa über dieſe Sache ſprechen", ſagte Tage. „Von ihm will ich ſchon erfahren, ob das, was Annika dir geſagt, wahr ſein kann."

Nachdem Tage dieſen Entſchluß gefaßt, bat er ſeine kleine Begleiterin, ihm ein Liedchen zu ſingen. Mit heller Stimme ſang ſie das folgende:

Mein ruhig Herz geb' ich nicht hin
Für Spaniens ganzes Gold;
Mein immer heitrer, leichter Sinn
Fragt nicht nach hohem Sold.
Ich wünſch' mir keine Leckerei'n,
Ich will nicht Glanz noch Pracht;
Nur ruhig und zufrieden ſein —
Das iſt's, was glücklich macht.

In demſelben Augenblick, wo der Geſang ſchwieg, kam ein junger Mann über den Straßengraben hinter den beiden Kindern geſprungen und rief in gebrochenem Schwediſch:

„Höre, Mädchen, ſing dieſes Lied noch einmal; es gefällt mir. Ich will es noch einmal hören.“

Skuldfrid und Tage ſtanden bei dem Anblick des Fremden auf. Tage ergriff Skuldfrid bei der Hand und ſagte:

„Komm, laß uns gehen.“

„Erſt thut, was der Herr Baron befohlen hat“, ſagte ein Herr von einigen dreißig Jahren, der nun ſeinerſeits über den Straßengraben geſprungen kam und vor den Kindern ſtehen blieb. Auch ſeine Ausſprache hatte etwas Fremdartiges.

„Soll Skuldfrid vielleicht auf Befehl ſingen?“ fragte Tage. Auf den Wangen des Knaben brannte die Röthe des Zorns und er blickte die Unbekannten ſtolz an.

„Du verlangſt doch nicht etwa, daß ich das Mädchen darum bitten ſoll, du unverſchämter Bube!“ rief der junge Mann.

„O ja, das verlange ich“, antwortete Tage trotzig.

„Liebe Kinder, es iſt der junge Herr Baron Canitz“, ſagte der ältere Herr und wollte den Knaben ſtreicheln, Tage aber ſtieß die Hand zurück und faßte Skuldfrid's Arm nur um ſo feſter, während er mit einem Ausdruck von Entſetzen wiederholte:

„Canitz!“

Beide Kinder machten eine Bewegung, um ſich zu entfernen.

„Bleibt!“ commandirte Konſtantin und ſtellte ſich ihnen in den Weg.

„Haſt du nicht verſtanden, daß ich das Lied noch einmal hören will?“

„Ich will aber nicht ſingen“, ſagte Skuldfrid und betrachtete Konſtantin mit einem Blick des Abſcheus. „Ich ſinge nicht auf Befehl, am wenigſten auf Befehl eines —“

„Eines Ruſſen“, ergänzte Tage und that einige Schritte, um ſich mit Skuldfrid zu entfernen; Konſtantin

aber packte das Mädchen beim Arme und riß ſie von Tage hinweg, indem er mit Heftigkeit ſagte:

„Ich habe aber geſagt, du ſollſt ſingen, und nun hilft alles nichts. Wenn du nicht gehorchſt, ſo ſetzt es Hiebe, für dich ſowol als für dieſen Bengel, welcher ſich unterſteht, ſo naſeweis zu ſein.“

Indem Konſtantin dies ſagte, hob er ſeine Reitgerte, wie um dieſe Drohung in Ausführung zu bringen.

„Keine Uebereilung!“ mahnte der ältere Herr, hatte aber nicht Zeit noch mehr zu ſagen, denn als Tage ſah, daß Konſtantin die Reitgerte über Skuldfrid hob, ſtürzte er ſich auf den jungen Baron und verſetzte ihm einen Schlag ins Geſicht, indem er wie wahnſinnig ausrief:

„Gleich laſſen Sie Skuldfrid los!“

Mit einer kräftigen Bewegung ſeines Arms ſchleuderte Konſtantin den Knaben, der ihm an Körperlänge ſowol als an Kräften bedeutend nachſtand, weit von ſich hinweg, ſodaß er rücklings in den Straßengraben ſtürzte.

„Elender Bube, ich zermalme dich und deine Schweſter dafür, daß du gewagt haſt, Hand an mich zu legen!“ ſchrie Konſtantin und verſetzte Skuldfrid erſt einen Hieb ins Geſicht und dann über die Schulter.

Bei dieſem Anblick war Tage ſofort wieder auf den Füßen und ſtürzte ſich mit wilder Raſerei auf Konſtantin, der, um ſich zu vertheidigen, Skuldfrid loslaſſen mußte.

Es entſpann ſich ein furchtbarer Ringkampf, der aber nur einige Augenblicke dauerte, denn Konſtantin ward bald Sieger. Er hatte Tage niedergeworfen und hob ſeine Reitgerte, um mit dem Stiele derſelben ſeinen Gegner recht gründlich durchzubläuen, aber Skuldfrid fiel ihm in den gehobenen Arm und rief mit dem Ausdruck der Angſt und Verzweiflung:

„Sie ſollen Tage nicht ſchlagen! Sie dürfen ihn nicht ſchlagen!“

Ohne in dem aufgeregten Zuſtande, in welchem er ſich befand, ſeine Bewegungen zu berechnen, ſchleuderte

Konſtantin die Kleine ebenſo von ſich, wie er einen Augenblick zuvor mit Tage gethan. Sie ſtürzte rücklings nieder und blieb unbeweglich liegen.

Durch Skuldfrid's Einmiſchung war es Tage gleichwol gelungen, ſich loszumachen, und einige Augenblicke lang wälzten die beiden Jünglinge ſich umeinander herum wie ein paar Kugeln, worauf ſie wieder auf die Füße kamen.

Bei dem erneuten Angriff aber packte Konſtantin ſeinen Gegner beim Genick, hob ihn hoch empor und ſchleuderte ihn dann mit dem Geſicht auf die Erde nieder, worauf er ihm einige Hiebe gab, indem er ſagte:

„Unverſchämter Bauerlümmel! Nun wirſt du wol deinen Ton herabſtimmen lernen.“

„Um Gottes willen, Herr Baron, bedenken Sie, daß wir in Finnland ſind“, rief Doctor Wagner, der über die beſinnungsloſe Skuldfrid gebückt ſtand. „Ich glaube, Ihr Ungeſtüm hat beiden Kindern das Leben gekoſtet.“

Bei Wagner's Worten ließ Konſtantin die Reitgerte aus der Hand fallen, und Tage um den Leib faſſend, hob er ihn auf.

Das Blut rann dem Knaben von der Stirn herunter. Als er emporgerichtet ward, holte er tief Athem, machte einen ſchwachen Verſuch, ſich loszumachen, und ſtand wieder aufrecht, taumelte aber, als er einen Schritt auf Konſtantin zugehen wollte, ſodaß er ſtehen bleiben und ſich an einem Baum halten mußte.

In dieſem Augenblick hörte man das Geräuſch eines naheuden Fuhrwerks.

„Fort, fort, Herr Baron!“ ſagte der Doctor. „Wenn Sie von jemand geſehen würden, ſo könnte das zu großen Verdrießlichkeiten führen. Eilen Sie, oder bei Gott, wenu Sie noch einen Augenblick zögern, ſo thue ich nichts, um dieſen Kindern hier zu helfen.“

„Aber —“ ſtammelte Konſtantin.

„Baron Canitz!“ rief der Doctor in entſchiedenem Tone und richtete ſich zu ſeiner vollen Länge empor.

„Entfernen Sie ſich ſofort — Sie haben ſchon Unheil genug angerichtet:"

Konſtantin ſprang über den Graben und verſchwand im Walde.

Tage hatte ſich inſoweit erholt, daß er ſich mit dem Taſchentuch das Blut abzutrocknen verſuchte, welches ihm über die Augen herabrann. Sein erſter Blick, als dieſe wieder frei waren, fiel auf Skuldfrid.

„Mein Gott, was iſt geſchehen!" ſtammelte er und taumelte, indem er ſich das Tuch auf die blutende Stirn hielt, auf die kleine bleiche Geſpielin zu, welche in dieſem Augenblick einen tiefen Athemzug that und die Augen aufſchlug.

„Wie iſt dir, mein Kind?" fragte der Doctor.

„Liebe, liebe Skuldfrid, wie iſt dir?" ſchluchzte Tage, indem er ſich neben ihr auf die Knie niederwarf und mit ſeiner freien Hand eine der ihrigen faßte.

Skuldfrid blickte erſt den Doctor, dann ihren Spielkameraden an, warf ſich dann letzterm an die Bruſt und brach in lautes Weinen aus, während ſie murmelte:

„Tage, Tage, er hat uns geſchlagen!"

Sie fuhr ſich mit der Hand an die Wange, auf deren ſchöner Rundung eine dunkle Spur von Konſtantin's Reitgerte ſichtbar war.

Inzwiſchen kam das Fuhrwerk immer näher und näher und ward bald ſichtbar. Es war ein bedeckter Reiſewagen. Gerade als derſelbe vorüberfahren wollte, rief Wagner dem Führer zu, halt zu machen — eine Aufforderung, welcher dieſer ſofort nachkam.

„Wo fährſt du hin?" fragte der Doctor.

„Nach X.'s Gaſthof", war die Antwort.

„Sagt, Kinder, wo ſeid ihr her?" fragte Wagner den Knaben, welcher Skuldfrid's Hände immer noch in den ſeinigen hielt. Die Kleine hatte einen ſo furchtbaren Schlag ins Genick bekommen, daß ſie noch ganz betäubt war.

„Skuldfrid wohnt auf Ektorp, gleich hier in der Nähe", ſagte Tage, den Schmerz vergeſſend, welchen ſeine Wunde an der Stirn ihm verurſachte.

„Kannſt du", hob der Doctor zu dem Kutſcher oder vielmehr Vorſpannbauer wieder an, „kannſt du die Herrſchaft, welche du fährſt, vielleicht bitten, daß ſie dieſe beiden Kinder mit in den Wagen nimmt und nach einem kleinen Gehöft bringt, welches am Wege nach X.'s Gaſthof liegt? Sie ſind gefallen, haben ſich verletzt und können nicht nach Hauſe gehen."

„Da müſſen Sie ſelbſt fragen, Herr", entgegnete der Vorſpannbauer, „denn die Perſon, die ich fahre, verſteht nicht, was ich ſage."

In dieſem Augenblick zog die in dem Wagen ſitzende Perſon den Vorhang von dem Wagenfenſter hinweg und es kam ein verſchleierter Frauenkopf zum Vorſchein.

„Verzeihen Sie, Madame", ſagte der Doctor auf franzöſiſch, „daß ich Sie aufhalte, aber ich wollte Sie bitten, ſo gütig zu ſein, dieſe beiden Kinder mit nach einem Gehöft zu nehmen, welches gleich hier in der Nähe liegt."

Die Dame nickte bejahend und öffnete ſelbſt die Thür des Wagens. Wagner hob Skuldfrid hinein und dann auch Tage, der kaum auf einen Augenblick vermocht werden konnte, ihre Hand loszulaſſen.

„Bei dem erſten Gehöft rechts mache halt", ſagte der Doctor zu dem Vorſpannbauer, nachdem er der Dame gedankt. „Ich werde ſchon vor dir dort ſein", ſetzte er hinzu.

Im nächſten Augenblick ſprang Wagner über den Straßengraben und verſchwand im Walde.

Die verſchleierte Dame benahm ſich während der Fahrt gegen die beiden Kinder ſehr freundlich und zärtlich. Sie zog ihr Taſchentuch heraus und verband Tage's immer noch blutende Stirn und benetzte dann Skuldfrid's Schläfe

mit Riechwaſſer. Während ſie auf dieſe Weiſe beſchäftigt war, hob ſie den dichten Schleier.

Sie hatte ein bleiches, bekümmertes Antlitz mit ein paar großen, dunkeln Augen. Sie war nicht mehr jung, aber etwas in dieſen Zügen verrieth, daß ſie in jüngern Jahren ein vortheilhaftes Aeußeres gehabt hatte.

Als man die krumme, ſchmale Allee, welche von dem Waldwege nach Ektorp führte, erreicht hatte, machte der Wagen halt. Die Thür ward vom Doctor Wagner geöffnet.

Nachdem er der Dame nochmals gedankt, hob er Skuldfrid heraus, als er aber auch Tage beim Ausſteigen behülflich ſein wollte, ſtieß der Knabe ſeine Hand zurück und ſprang allein hinaus.

Im nächſten Augenblick war die Reiſende verſchwunden und der Doctor ging mit ſeiner Bürde weiter nach Ektorp, wo ihm Annika entgegenkam, welche beim Anblick der Kleinen, die von einem fremden Herrn getragen und von einem Knaben mit einer blutigen Binde um den Kopf begleitet ward, glaubte, der Schlag müſſe ſie rühren.

Es gelang indeſſen Wagner, der Alten klar zu machen, daß die beiden Kinder erſchreckt worden, ſodaß ſie gefallen wären und ſich verletzt hätten, ſowie daß Skuldfrid's Zuſtand Abwartung und Ruhe erheiſche.

Da Wagner das Schwediſche mit ſtark ausländiſchem Accent ſprach, ſo koſtete es Annika einige Mühe, ihn ſogleich zu verſtehen. Dennoch begriff ſie die Hauptſache, nämlich daß Skuldfrid Abwartung und Ruhe bedürfe, und es dauerte daher nicht lange, ſo lag die Kleine in ihrem Zimmer im obern Stockwerk. Annika ward von dem Doctor mit Bereitung von Senfteig und dergleichen in volle Thätigkeit verſetzt.

Tage war Skuldfrid treulich gefolgt und betrachtete den betäubten Zuſtand ſeiner kleinen Spielgenoſſin mit angſtvollen Blicken. Während er ſo über die Sofalehne

gebeugt ſtand, war es ihm, als wenn die Diele unter ſeinen Füßen ſich zu bewegen anfinge und dann als ob er Skuldfrid nur noch durch einen Nebel hindurch ſähe. Er hielt ſich krampfhaft an die Sofalehne, fühlte ſich aber in demſelben Augenblick von ein paar Armen gefaßt, worauf dann alles um ihn her verſchwand.

Als Annika wieder hinaufkam, fand ſie Tage auf dem Bett und Skuldfrid auf dem Sofa liegen.

„Ach, du Herr Jemine! iſt der Sohn des Profeſſors auch alle geworden!“ rief ſie; „Gott tröſte mich!“

Nachdem Tage vom Doctor verbunden und wieder zur Beſinnung gebracht worden, ließ Annika den kleinen Wagen anſpannen und ihn nach Junta fahren.

Wagner erklärte, daß die Ohnmacht des Knaben blos infolge des Blutverluſtes und ſein Zuſtand übrigens durchaus nicht gefährlich ſei.

Anders aber verhielt es ſich mit Skuldfrid. Dieſe hatte eine ſchwere Contuſion am Kopfe davongetragen, die eine Erſchütterung des Gehirns zur Folge gehabt hatte.

Mit elf Jahren, wenn man einen geſunden Körper hat, iſt die Natur ein mächtiger Arzt. Davon lieferte auch Skuldfrid einen Beweis.

Frau Smidt, die erſt nachdem der Doctor ſich wieder entfernt durch Annika von Skuldfrid's Zuſtand unterrichtet worden, nahm ſofort ihren Platz an dem Krankenlager ihrer Tochter ein, dieſe aber war nach einigen Wochen außer aller Gefahr. Doctor Wagner hatte ſie mit lobenswerthem Eifer und mit einer Umſicht und Gewiſſenhaftigkeit gepflegt, welche dem Arzt alle Ehre machte.

Frau Smidt vermied ſorgfältig jedes Zuſammentreffen mit dem Doctor, obſchon ſie Tag und Nacht bei Skuldfrid wachte. Sobald Wagner kam, ging Frau Smidt in das anſtoßende Zimmer, und Annika war es, die ihn empfing und ſeine Anordnungen mittheilte.

Schon am Tage nach dem beklagenswerthen Vorfall fand Aberney ſich in Ektorp ein. Er ward von einer Dienerin in das große Zimmer geführt, und nachdem er hier eine Weile gewartet, brachte ihm dieſelbe Dienerin ein Billet folgenden Inhalts:

„Solange Skuldfrid's Zuſtand verlangt, daß die Mutter an ihrem Krankenlager wache, bittet dieſe Mutter Sie, die Tochter nicht beſuchen zu wollen. Von ihrem Befinden ſollen Sie jeden Morgen unterrichtet werden."

Aberney las das ſeltſame Billet zweimal durch, dann entfernte er ſich.

Während Skuldfrid's ganzer Krankheit ſchickte er zweimal täglich einen Boten und ließ ſich erkundigen, wie ſie ſich befände. Wenn aber auch der Profeſſor mit ſeinen hohen Begriffen von der perſönlichen Freiheit eines jeden Menſchen Frau Smidt's Wunſch, ihr auf keine Weiſe beſchwerlich zu fallen, allzu ſehr reſpectirte, ſo war dies doch etwas, was Tage durchaus keine Luſt hatte zu thun.

Vier ganze Tage und Nächte mußte der Knabe wegen des Schmerzes und des Fiebers, das ſeine Wunde herbeigeführt, im Bett bleiben; trotz alles deſſen aber, was er dabei zu erdulden hatte, würde er ſich ganz gewiß nach Ektorp begeben haben, wenn nicht Aberney ihm verboten hätte, ſein Zimmer zu verlaſſen.

Es war dies ein Verbot, in Bezug auf welches es ſehr ungewiß iſt, ob er demſelben nachgekommen wäre, wenn nicht Tante Sarah und Aberney ſelbſt ihm fortwährend Geſellſchaft geleiſtet hätten.

Es blieb Tage ſonach weiter nichts übrig, als ſich ruhig zu verhalten, was bei ihm große Ungeduld zur Folge hatte. Er glaubte, die Schmerzen würden mit jedem Tage ſchlimmer und ſchlimmer, und in ſeiner Unruhe darüber, daß er ſich genöthigt ſah, auf Junta zu bleiben, während er doch bei Skuldfrid ſein wollte, jammerte er unaufhörlich und warf ſich auf ſeinem Lager hin und her.

Er ſtellte die Geduld ſeiner Umgebung förmlich auf die Probe. Ganze Tage lang ſann er über ein Mittel nach, um ſeinem Krankenzimmer zu entrinnen und ſich nach Ektorp begeben zu dürfen.

Am vierten Tage abends, nachdem Aberney ſelbſt die Stirn des Knaben friſch verbunden hatte und Tage dabei ſich ſehr unleidlich gezeigt, ſagte der Profeſſor:

„Du biſt doch ein erbärmlicher Kerl, daß du ſoviel Weſens wegen dieſer kleinen Schramme machen kannſt. Was biſt du für ein Knabe, wenn du dich wegen einer Kleinigkeit ſo geberdeſt!"

„O, deswegen iſt es nicht, ſondern weil ich eingeſperrt bin", ſtammelte Tage.

„Du haſt zugleich Fieber, und ſolange dieſes dauert, mußt du in dem Zimmer bleiben. Jetzt, gute Nacht, mein Junge und danke Gott, daß du nicht ſo krank biſt wie die kleine Skuldfrid."

Damit klopfte der Profeſſor den Knaben auf den Kopf und entfernte ſich.

Wie unwiſſend ſind doch ſelbſt die klügſten Menſchen, wenn ſie die Gefühle eines Kindes oder der Jugend überhaupt beurtheilen. Sie faſſen blos die Aeußerungen derſelben auf, aber nicht die Beweggründe, und ſo war es auch jetzt.

Aberney ſah bei Tage blos den Ausbruch von Ungeduld, aber nicht das, was dieſe hervorrief, und deshalb hielt er es nicht für unangemeſſen, Tage daran zu erinnern, daß ſeine kleine Geſpielin kränker war als er.

Die Folge hiervon war gleichwol die, daß Tage nach Ektorp mußte, möchte es koſten was es wollte.

Am Abend, nachdem Tante Sarah Gute Nacht genommen und alles auf Junta ſich zur Ruhe begeben hatte, ſtand Tage auf. Allerdings war ſein Kopf noch etwas ſchwindelig und ſein Fuß noch etwas ſchwach, aber ſein Entſchluß ſtand feſt — er mußte nach Ektorp und wenn er hätte auf allen Vieren dahin kriechen ſollen.

Vorsichtig und behutsam schlich er die Treppe hinunter und hatte große Mühe, mit freundlichen Worten den Hofhund zum Schweigen zu bringen, der sich dieser nächtlichen Wanderung zu widersetzen suchte.

Endlich gelang es Tage, in den Wald hineinzukommen, und obschon seine Kräfte noch schwach waren, so wanderte er doch in der schönen Sommernacht unerschrocken weiter.

Wol zehnmal sah er sich genöthigt, auszuruhen und seinen schweren, schmerzenden Kopf auf die Hände zu stützen, um Kraft zu sammeln; trotzdem aber Schmerzen und Schwäche ihm Widerstand leisteten, fiel es ihm nicht ein einziges mal ein, von der Fortsetzung des Wegs nach Ektorp abzustehen.

Als er ungefähr drei Viertel des Wegs zurückgelegt hatte, ward er vor Ermattung beinahe zu Boden gedrückt. Er lehnte den Kopf an einen kleinen Erdhügel und dachte:

„Ich will und muß weiter und wenn es mein Tod wäre. Es ist blos Verzagtheit, daß ich so müde zu sein glaube. In einer Weile setze ich meinen Weg fort und ruhe nicht eher aus als in Ektorp."

So groß war die Willensstärke des vierzehnjährigen Knaben, daß er nach einigen Minuten auch in der That seine Wanderung ohne nochmalige Unterbrechung bis nach Ektorp fortsetzte.

Er ging in den Hof hinein und schlich sich buchstäblich nach dem Giebel des Hauses, wo, wie er wußte, Skuldfrid's Fenster sich befand. Wie oft hatte sie ihm nicht dasselbe gewiesen!

Unter diesem Fenster, welches den theuersten Gegenstand, den der Jüngling besaß, einschloß, setzte er sich nieder. Es war ihm als fühlte er sich jetzt, wo er ihr so nahe war, leichter ums Herz. Er legte sich auf die Bank, machte die abgenommene Mütze zum Kopfkissen,

faltete die Hände zum Gebet und ſchlief vor Müdigkeit ein.

Die erſten Strahlen des Tags fielen auf den Schlafenden und weckten ihn. Der Kopf ſchmerzte ihn heftig, und es dauerte lange, ehe er ihn emporzuheben vermochte. Durch eine kräftige Anſtrengung gelang ihm dies jedoch endlich.

Eine lange Weile ſaß er unbeweglich da und begann zu überlegen, wie er Skuldfrid zu ſehen bekommen ſolle.

In dem Augenblick öffnete ſich das Fenſter, welches ſich über ſeinem Kopf befand. Tage blickte hinauf, ſah aber niemand. Statt deſſen aber entdeckte er hinter der Hecke ein Spalier, welches an der Wand hinlief und beinahe bis an den Fenſterrahmen reichte.

Tage überlegte:

„Wenn ich Annika bitte, mich zu Skuldfrid hineinzulaſſen, ſo wird ſie mich ebenſo abweiſen wie Papa; wenn ich aber an dem Spalier hier hinaufkletterte und ins Zimmer hineinſpränge, ſo müßte ich ſie beſtimmt treffen, trotz aller Leute, die vielleicht darin ſind.“

Geſagt, gethan. Tage begann, obſchon mit einiger Schwierigkeit, das Spalier hinaufzuklettern. Als er das Fenſter erreicht hatte, warf er einen Blick in das Zimmer.

Kein Menſch war darin. Rechts ſtand ein Bett, deſſen Vorhänge ſorgfältig zugezogen waren. Noch ein paar Schritte, und der junge Abenteuerer befand ſich in Skuldfrid's Zimmer.

Die Thür eines anſtoßenden Zimmers ſtand angelehnt. Tage blieb einen Augenblick ſtehen und horchte, da aber alles ruhig und ſtill blieb, ſo ſchlich er weiter bis an das Bett und zog die Vorhänge auf die Seite.

Hier ruhte Skuldfrid auf dem ſchneeweißen Bett, ſelbſt ſo bleich wie eine geknickte Lilie.

Sie ſchlummerte. Tage blieb unbeweglich ſtehen und

betrachtete die theuern Züge mit thränenden Augen. Sie kam ihm vor als wenn ſie todt wäre. — So vergingen einige Minuten, als Skuldfrid plötzlich die Augen aufſchlug.

„Tage!“ rief ſie mit einer Stimme, die, wenn auch matt, doch ihre ganze Freude verrieth. Sie ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und flüſterte:

„Gott ſei Dank, daß du da biſt!“

Bei Skuldfrid's Ausruf machte ſich eine Bewegung in dem Nebenzimmer bemerkbar. Ohne daß eins der Kinder darauf achtete, ward die Thür geöffnet und Frau Smidt's dunkle Geſtalt zeigte ſich auf der Schwelle.

Beim Anblick des Knaben zog ſie ſich ſofort wieder zurück, und gleich darauf hörte man den Ton einer Klingel. Eine Minute ſpäter trat Annika ein.

Die Alte wagte nicht zu brummen, obſchon ſie bei Tage's Anblick große Luſt empfand zu zanken, denn der Doctor hatte geſagt, daß Skuldfrid in Ruhe gehalten werden müſſe. Bei dem erſten Wort zu Tage, daß er ſich entfernen ſolle, gerieth Skuldfrid in Aufregung, und Annika verſtummte ſofort. Skuldfrid hielt Tage's Hand gefaßt und wollte nicht, daß er ſie verließe. Annika, die nicht wußte, wie ſie ſich verhalten ſollte, ging zu Frau Smidt hinein, um ihren Willen zu vernehmen.

Mittlerweile faßte Skuldfrid ihren Geſpielen am Arme und ſagte haſtig:

„Tage, du darfſt niemand etwas davon ſagen, daß man uns geſchlagen hat! Du haſt es doch nicht etwa ſchon geſagt?“

„Nein, Skuldfrid, ich habe nichts geſagt. Solange ich nicht Genugthuung für dich und mich bekomme, ſage ich keinem Menſchen etwas“, antwortete der Knabe, während ſeine Wangen ſich dunkler färbten.

Er erzählte nun, wie er ſich hinweggeſtohlen und daß er vor dem Frühſtück wieder zu Hauſe ſein müſſe.

Als Annika wiederkam, brachte ſie von Frau Smidt für Tage die Erlaubniß, daß er wiederkommen und Skuldfrid beſuchen dürfe, wenn er es wünſche.

Zugleich erhielt Frau Smidt's Verwalter Befehl, Tage nach Junta zurückzufahren.

Siebzehntes Kapitel.

Als Tage nach Hauſe kam, ward er von Aberney tüchtig ausgeſcholten, doch war es damit nicht ſo gefährlich und der Knabe vergaß es gänzlich, da ihm der Profeſſor verſprach, daß er den nächſtfolgenden Tag Ektorp beſuchen dürfe.

Einige Wochen ſpäter war Skuldfrid bedeutend auf dem Wege der Beſſerung und brachte die Nachmittage auf einer Bank draußen im Garten liegend zu. Sie litt jetzt blos noch an Schwindel — ein Uebel, welches ſie der Erklärung des Doctors nach noch eine Zeit lang behalten würde.

Tage war jeden Nachmittag bei ihr und las ihr vor oder erzählte ihr Geſchichten.

Endlich, nach einem Monat, war ſie vollkommen hergeſtellt und konnte zu ihrer unbeſchreiblichen Freude die Fahrten nach Junta wieder beginnen.

Mit den angenehmen Heimwegen zu Fuße aber war es aus, denn Anders, der Diener des Profeſſors, holte Skuldfrid mit dem Wagen ab und fuhr ſie auch wieder nach Hauſe.

Oft wenn Tage und Skuldfrid miteinander allein

waren, ſprachen ſie mit tiefer Erbitterung von Konſtantin Canitz, und Skuldfrid pflegte dann mit dunkelrothen Wangen und funkelnden Augen auszurufen:

„Und wenn ich hundert Jahre alt würde, ſo würde ich nie die entſetzliche Schmach vergeſſen, daß wir, du und ich, von ihm geſchlagen worden ſind. Mama hat ſtets geſagt, daß es eine unauslöſchliche Erniedrigung iſt, geſchlagen zu werden, und ſiehſt du, Tage, noch niemals hat mich jemand in der Abſicht, mich zu ſchlagen, auch nur mit einem Finger angerührt. Er aber, ein Canitz, hat es gethan und ich werde ihm niemals verzeihen.“

Sie zeigte auf die Narbe an Tage's Stirn und ſetzte hinzu:

„Bis an meinen Tod werde ich den Menſchen verabſcheuen, der dir dies zugefügt, und bei dem Klang ſeines Namens ſtets den Schmerz des Schlages fühlen, den er mir ins Geſicht gab.“

Konſtantin hatte nach dem Vorfall mit den Kindern ganz plötzlich Kronobro verlaſſen, obſchon alle Gäſte und der General ſelbſt noch dablieben.

Doctor Wagner war zum Bezirksarzt ernannt worden und ſonach ebenfalls dageblieben. Alles, was man über Konſtantin's plötzliche Abreiſe erfahren, war, daß er noch denſelben Abend, wo der Auftritt im Walde ſtattgefunden, ein Billet bekam, welches ihm durch einen Boten vom Gaſthofe zugeſendet ward. Nachdem er daſſelbe geleſen, war er ſogleich ausgeritten und erſt den folgenden Morgen wiedergekommen, wo er dann den General aufgeſucht und mit dieſem eine lange Unterredung gehabt hatte.

Am Nachmittage deſſelben Tages erklärte der General ſeinen Gäſten, daß ſein Sohn unverweilt in die Militärſchule zu Petersburg eintreten müſſe.

Achtzehntes Kapitel.

Wir überſpringen nun einen Zeitraum von ſechs Jahren.

Für die Bewohner von Ektorp und Junta waren dieſelben ohne beſonders bemerkenswerthe Ereigniſſe verfloſſen.

Jeden Herbſt reiſte Profeſſor Aberney von Junta ab nach Åbo. Tage und Tante Sarah begleiteten ihn und während ihrer Abweſenheit ward Junta blos von dem Verwalter und ſeiner Frau bewohnt.

Auf Ektorp verging der Winter ſehr einförmig. Skuldfrid las, muſicirte, arbeitete, fuhr in die Kirche und beſuchte dieſe und jene Hütte, wo ihre freigebigen Hände ſtets einen Beweis von Wohlthätigkeit zurückließen.

So war ihr Leben von den Kinderjahren an vergangen und ſie fühlte keine Sehnſucht nach einer andern Lebensweiſe.

Im Frühling kam Aberney nach Junta zurück, wo ſie dann ja ihren guten Freund Tage und Tante Sarah wieder traf, und dann begannen die Lectionen, die Promenaden, die Spiele und die Unterhaltungen, welche Skuldfrid immer mehr und mehr an Tage und Aberney feſſelten.

So waren drei Jahre vergangen, den vierten Frühling kamen Aberney und Sarah allein. Tage war Aberney's Wunſche gemäß nach Schweden gegangen und ſollte ſich zum Seeoffizier bilden.

So verfloſſen drei Jahre, ohne daß Skuldfrid den lieben Freund ihrer Kindheit wiederſah. Skuldfrid war jetzt ſiebzehn Jahre alt. Aus dem ſchönen Kinde war eine anmuthige Jungfrau geworden, die noch ganz das geſunde, frohe Gemüth und ungekünſtelte Herz des Kindes beſaß. Das in vollkommener Einſamkeit erzogene Mädchen beſaß gleichwol nichts von der Schüchternheit oder der tiefſinnigen Träumerei des Einſiedlers. Wenn ſie einmal träumte, während ſie ihre Lieder ſang, ſo waren es lächelnde Träume, geſund und naturwahr wie ihr ganzes Weſen, oder auch ſtolz und kühn wie ihr Charakter, aber niemals weinerlich oder ſchwermüthig.

Fröhlich wie die Lerche eilte ſie an einem ſchönen Tage zu Anfang des Monats Mai nach Junta. Sie war durch einige Zeilen Aberney's von ſeiner Ankunft daſelbſt unterrichtet worden.

Ihr guter Freund war im höchſten Grade überraſcht, als er ſeinen Schützling jetzt wiederſah und fand, daß ſie ſich in dieſen letzten Monaten zum Weibe entwickelt hatte. Der Blick, den er auf ſie heftete, bewies, daß der gelehrte Mann, obſchon in ſeine Studien vertieft, von einer ungewöhnlichen Schönheit doch überraſcht werden konnte.

Tante Sarah, deren ganz beſonderer Günſtling Skuldfrid geworden, tractirte ſie mit allen Raritäten, welche ihre Speiſekammer an Compots und Gebäck zu liefern vermochte, und Skuldfrid war an Herz und Seele noch ſo vollkommen Kind, daß ſie ſich alle Delicateſſen, welche Sarah auftiſchte, wohl ſchmecken ließ.

Der erſte und auch der andere Beſuch auf Junta ward gänzlich dadurch in Anſpruch genommen, daß man ſich gegenſeitig erzählte, wie der Winter vergangen, wobei

man nicht unterließ, alle mehr oder minder bemerkenswerthen Vorfälle zu erwähnen, die nur im mindesten von der gewöhnlichen Tagesordnung abwichen.

Auf der Hausthürtreppe sitzend erzählte sie ihrem guten Freunde, wie sie Aberney immer noch nannte, daß sie ein langes Stück Leinwand gewebt, daß sie so und soviel Garn gesponnen, was für Bücher sie gelesen, welche neue Compositionen sie eingeübt, wie vielmal sie in der Kirche gewesen, wie viel schöne Topfgewächse sie gezogen und wie viel Paar Tauben mehr sie jetzt besaß.

Als sie mit dem Bericht über alle diese Merkwürdigkeiten fertig war, setzte sie hinzu:

„Ich habe auch reiten gelernt."

„Reiten!" wiederholte Sarah und blickte bestürzt von ihrer Stickerei auf. „Das ist wol nicht möglich, denn so etwas geziemt sich nicht für ein sittsames Mädchen. In meiner Jugend hätte man sich so etwas nimmermehr erlaubt. Es sind blos sehr vornehme Damen, welche sich ungescheut dergleichen Unweiblichkeiten gestatten können."

„Wenn eine vornehme Dame reiten kann, ohne daß es anstößig ist, dann kann ich es auch thun, denn was für die eine paßt, das paßt auch für die andere."

Skuldfrid sah Tante Sarah mit lächelnder und zugleich trotziger Miene an.

„Annika zu Hause", fuhr sie fort, „wäre beinahe vom Schlage gerührt worden, als sie mich zum ersten mal zu Pferde sah. Sie rannte auch sogleich zu Mama, um mich anzuklagen, aber damit war es nichts. Ich bekam von meiner Mutter volle Freiheit, mich auf meinem Gaule herumzutummeln."

Skuldfrid lachte.

Tante Sarah strich sich mit großer Heftigkeit die Schürze glatt, ein Zeichen, daß sie auf schlechter Laune war. Aberney nahm mit echter Professormiene das Wort:

„Liebes Kind, nach meiner Meinung solltest du das gänzlich bleiben lassen. Eine Reiterin zu sein, ist durchaus

nicht etwas, was dem Weibe zur Zierde gereicht. Es ist durchaus nichts Angenehmes, ein junges Mädchen wie einen Kosacken auf ihrem Pferde einhersprengen zu sehen. Wir Männer lieben, in ihr ein schüchternes, sanftes Wesen zu bewundern, welches in seinem Thun und Lassen alles Männliche verabscheut."

„Ach, mein guter Freund, ein solches schüchternes und sanftes Wesen werde ich niemals", fiel Skuldfrid ein. „Furcht ist mir etwas Unbekanntes, und dafern ich nichts Unrechtes thue, muß ich alles thun können, was mich gelüstet. Ich liebe Bewegung und Freiheit. Diese beiden Vergünstigungen habe ich genossen, so lange ich zurückdenken kann. Sie sind meine Schätze gewesen und sind es noch, deshalb liebe ich es, wie ein Sturm auf meinem Rosse dahinzufliegen. Wollte Gott, ich hätte nur auch ein ordentliches Reitpferd, aber so glücklich bin ich nicht."

Es entstand ein kleiner Wortstreit zwischen Skuldfrid und Aberney, bei welchem letzterer sich über den wirklich überlegenen Verstand des jungen Mädchens, über die Schnelligkeit ihres Gedankenganges und über die Klarheit, womit sie ihre Behauptungen bewies, nicht wenig wunderte.

Es war dies im Grunde genommen etwas ganz Natürliches, wenn man bedenkt, daß Skuldfrid, durch die Richtung, welche sie in Bezug auf Kenntnisse von Aberney bekommen, einer wirklichen Geistesbildung theilhaftig geworden, und ihren von Natur guten Kopf ungewöhnlich geübt hatte.

Bei ihrem dritten Besuch nahmen die Unterrichtsstunden wieder ihren Anfang. Wenn Skuldfrid's Stimme schon in ihren Kinderjahren schön gewesen war, so hatte sie jetzt eine solche Kraft und Klarheit gewonnen, daß man von ihr sagen konnte, sie besitze eine wirkliche Nachtigallstimme.

Ein paar Wochen vergingen schnell für Skuldfrid, die ihre Lectionen liebte und sich an der Seite des väterlichen Freundes so glücklich fühlte.

Eines Tages beſchloß Skuldfrid nach Junta zu reiten. Außerdem pflegte ſie jetzt zu Fuße dahin zu gehen. Der Verwalter Ivar hatte mittags, als er Skuldfrid begegnete, geſagt, daß Bläs, das beſte Pferd von den dreien, die es auf Ektorp gab, frei wäre, im Fall Mamſell es benutzen wollte. Natürlich wollte Skuldfrid es, und der Verwalter erhielt daher Auftrag es zu ſatteln.

Als Mittag vorbei war, ging Skuldfrid in den Stall hinunter. Sie wollte Annika nicht wiſſen laſſen, daß ſie ritte, weil die Alte dann angefangen hätte, ſich über den Schrecken zu beklagen, in welchen Skuldfrid ſie ſetzte.

In ihrem kleinen, kurzen Rock und Beinkleidern von dunkelm, ſelbſtgewebtem Zeuge, mit einem runden Strohhut auf dem Kopfe, war Skuldfrid eine ganz einfache, aber deſſenungeachtet ausgezeichnet ſchöne Reiterin.

Mit Pferd und Geſchirr verhielt es ſich freilich anders. Monſieur Bläs war ein hellbrauner, kleiner Bauernklepper, mit einem weißen Stern auf der Stirn, langer, zottiger Mähne und kurzen Ohren, die er unaufhörlich abwärts ſenkte. Das Geſchirr beſtand aus einem alten, abgenutzten Sattel, den der Verwalter einmal aus einer Auction mitgebracht, und das Gebiß hatte ebenfalls ſeine beſten Tage geſehen. Die Zügel waren von Hanf und allerdings ganz neu, aber unbeſchreiblich einfach.

Doch, was hatte dies alles zu ſagen? Die Hauptſache mit Skuldfrid war, reiten zu dürfen, alles Uebrige war Nebenſache. Froh und ſtolz ſaß ſie im Sattel, gerade als ob ihr Pferd ein andaluſiſcher Renner und das Geſchirr mit Gold und Edelſteinen geſchmückt geweſen wäre.

Es ging munter vorwärts, obſchon bedeutend im Bauerntrabe. Als ſie ein Stück fort waren, hielt ſie das Pferd an und ließ es im Schritt gehen.

Der Wald war Skuldfrid's Wonne und ſie legte den Weg durch denſelben allemal langſam zurück.

Gott weiß, woran das Mädchen dachte, während

Monſieur Bläs ganz gemächlich mit ſeiner Bürde dahinmarſchirte.

Plötzlich ward ſie durch den Schall von Hufſchlägen, die ſich hinter ihr vernehmen ließen, aus ihren Gedanken aufgerüttelt. Es kam jemand in geſtrecktem Galop geritten.

Bläs hob den Kopf empor und wieherte. Skuldfrid drehte ſich im Sattel herum und erwartete mit einem nicht geringen Grad von Neugier zu ſehen, wer es wol ſei. Sie konnte ſich nicht entſinnen, wieder einen Reiter auf dieſer Straße geſehen zu haben, ſeitdem General Canitz vor drei Jahren geſtorben war. Daß es kein Bauerburſche war, der auf die Weide ritt, hörte man ſofort an den leichten Hufſchlägen.

„Wie ſchön", dachte Skuldfrid, „wenn man einmal einen Fremden zu ſehen bekäme. Das würde förmlich Epoche machen."

Kaum hatte ſie den Gedanken ausgedacht, als ein ſchneeweißes Roß die kleine Anhöhe heraufgeſprengt kam, welche ſie hinter ſich gelaſſen. Das Pferd trug einen eleganten Reiter auf dem Rücken. Ohne im mindeſten durch den Anblick eines jungen Mannes zu Roß erſchreckt zu werden, ließ Skuldfrid ihren Gaul ſeinen beſcheidenen Bauerntrab fortſetzen und wartete ganz ungeduldig darauf, den Reiter zu ſehen.

Jetzt war dieſer ganz nahe. Wieder drehte ſie den Kopf herum.

Bei dieſer Bewegung Skuldfrid's hielt der Reiter den Zügel gerade in dem Augenblick an, wo ſein Pferd vorbeigalopiren wollte. Entweder war es die ungewöhnliche Schönheit des Mädchens oder der eigenthümliche Anblick, dieſe ſchlanke, zierliche Frauengeſtalt in ſo armſeligem Reitcoſtüm und auf einem Pferde zu ſehen, welches zu ganz andern Dienſten, als es jetzt leiſtete, beſtimmt war, was den jungen Mann vermochte, plötzlich ſein Pferd anzuhalten, oder es war wirklich der Grund,

den er vorgab, indem er ſeine Uniformmütze abnahm und ſagte:

„Entſchuldigen Sie, darf ich mir wol die Frage erlauben, ob dies der rechte Weg nach Kronobro iſt?“

Dabei waren ſeine Augen mit dem Ausdruck der größten Ueberraſchung auf die junge Dame geheftet.

„Nein, von dieſem ſind Sie hier gänzlich abgekommen, und müſſen nun entweder vorwärts reiten bis an den Kreuzweg bei Junta oder zurück bis an die große Landſtraße am Ende des Waldes“, antwortete Skuldfrid, allerdings mit dunkelerröthenden Wangen, aber außerdem ohne alle Befangenheit. Mit der Hand deutete ſie die beiden verſchiedenen Richtungen an, welche der Reiter einſchlagen konnte.

„Dann ziehe ich es vor, weiter zu reiten“, antwortete der junge Mann mit fremdartiger Ausſprache; „ich kehre nicht gern um, wenn ich einmal einen Weg betreten habe.“

„Gleichwol aber iſt dies zuweilen unumgänglich nothwendig, denn ſonſt können wir ja niemals wieder nach der Heimat zurück, die wir genöthigt ſind zu verlaſſen.“

Skuldfrid ſagte dies mit ihrer gewöhnlichen Ungezwungenheit, ohne durch die hellen, ſtrahlenden Augen des Fremdlings verlegen gemacht zu werden. Sie war ſich ihrer eigenen Schönheit viel zu unbewußt, um darauf zu achten, daß in ſeinem Blick ein Ausdruck unverſtellter Bewunderung lag.

Der junge Mann dagegen ſchien durchaus keine Luſt zu haben, den Weg allein fortzuſetzen, ſondern ließ ſein Pferd mit dem Skuldfrid's gleichen Schritt halten und nahm das Geſpräch wieder auf, indem er die Converſation auf eine eigenthümliche und originelle Weiſe führte, welche unwillkürlich intereſſirte.

Ehe Skuldfrid es ſich verſah, hatten ſie den Kreuzweg erreicht.

„Hier ſcheiden ſich unſere Wege“, ſagte ſie lächelnd. „Kronobro liegt rechts.“

„Und wohin führt Ihr Weg?“ fragte der Fremdling.

„Links, wo Junta liegt. Wenn Sie jetzt geradeaus reiten, so werden Sie bald auf die Landstraße stoßen.“

Sie verneigte sich zum Abschied.

„Darf ich fragen, ob der Ort, nach welchem Sie reiten, Ihre Heimat ist?“

„Nein, ich will blos einen Freund besuchen. Leben Sie wohl!“

Skuldfrid verneigte sich nochmals. Es lag in dieser Bewegung etwas so bestimmt Abweisendes, daß die einzige Antwort des jungen Mannes darin bestand, daß er seine Mütze abnahm und mit einigen verbindlichen Worten für die angenehme Gesellschaft dankte, worauf er davongalopirte.

Gedankenvoll setzte Skuldfrid ihren Weg weiter fort. Die feinen und schönen Züge des Fremdlings, seine stolze und doch anmuthige Haltung, seine tiefen, durchdringenden Augen — alles dies hatte auf Skuldfrid einen lebhaften Eindruck gemacht, besonders da in diesem Gesicht etwas lag, was ihr bekannt vorkam.

„Vermuthlich gleicht er irgendeinem Traumbild in meinem Innern“, dachte Skuldfrid lächelnd, „denn in der Wirklichkeit selbst habe ich ja keine andern Menschen gesehen als die Bauern, den Pastor, Professor Aberney, Tage, Tante Sarah und die Leute im Hause.“

Diesen Tag ging es mit der Lection ungewöhnlich schlecht. Skuldfrid war auf den naturhistorischen Vortrag ihres guten Freundes nicht aufmerksam, sondern unterbrach ihn unaufhörlich mit Fragen über ganz andere Gegenstände. Endlich sagte sie lächelnd:

„Heute wäre es ganz gewiß amusanter, etwas über Finnland und den letzten Krieg zu hören. Ach, lieber Freund, die Hitze ist so drückend, daß ich nicht im Stande bin zu denken.“

Aberney sah mislaunig aus, was er schon bei Skuldfrid's Ankunft gewesen war, denn es war ihm unangenehm,

ſie zu Pferde zu ſehen. Bei dieſem Beweis von Mangel an Intereſſe aber ward er es noch mehr.

Skuldfrid bemerkte ſogleich die Wolke auf ſeiner Stirn, neigte den Kopf auf die Seite und ſagte lächelnd:

„Ach, Onkel, du mußt nicht gleich ſo mürriſch ausſehen, wenn ich zuweilen unaufmerkſam bin. Es rührt dies daher, daß mich zuweilen die Sehnſucht ergreift, von dem Lande zu ſprechen, welches in ſo vielen Kämpfen geſtritten und geblutet, und welches ich ebendeshalb ſo innig, ſo von ganzem Herzen liebe, daß ich mich niemals mit den Menſchen ausſöhnen kann, welche —"

Eine Hand legte ſich auf Skuldfrid's Mund — es war Tante Sarah's Hand.

Die Wolke war inzwiſchen von Aberney's Stirn verſchwunden und er begann von Finnland zu ſprechen, welches auch ihm lieb und theuer war.

Ein Beſuch des Paſtors unterbrach jedoch ſehr bald das Geſpräch, und da Aberney nun von ſeinem Gaſte in Anſpruch genommen ward, ſo nahm Skuldfrid Abſchied und begab ſich nach Hauſe.

Während ſie nach dem großen Waldwege hinabritt, wunderte ſie ſich, daß ſie Onkel Aberney nichts von ihrer Begegnung mit dem Fremdling erzählt hatte. Sie konnte nicht begreifen, warum ſie dies nicht gethan, und war nahe daran, ihr Pferd herumzuwerfen, um dieſen Fehler wieder gut zu machen, als ihre Aufmerkſamkeit durch einen Gegenſtand am Kreuzwege gefeſſelt ward.

Es war dies nämlich ein weißes Pferd, welches an einen Baum angebunden ſtand. Sie erkannte es ſofort wieder.

„Hat er denn den Weg nach Kronobro nicht fortgeſetzt?" fragte ſich Skuldfrid in Gedanken, „oder weshalb hat er das Pferd hier gelaſſen?"

In dieſem Augenblick erhob ſich die Geſtalt eines Mannes. Er hatte von den Gebüſchen verborgen am Fuße des Baumes gelegen, wo das Pferd ſtand. Ehe

noch Skuldfrid zur Stelle kam, ſchwang er ſich in den Sattel und erwartete ſie zu Pferde.

„Zürnen Sie meiner Dreiſtigkeit, daß ich Sie hier erwarte?“ fragte er mit einer artigen Verbeugung und einem verbindlichen Lächeln.

„Sie wollten ja nach Kronobro?“

„Das iſt wahr, nach reiflicher Ueberlegung aber zog ich es vor, den andern Weg zu nehmen, den Sie mir zeigten.“

„Thaten Sie dies, um doppelt ſolange reiten zu können?“

„Ja, denn es gibt wirklich Augenblicke in unſerm Leben, wo wir die Zeit feſtzuhalten und den Weg, den wir zurücklegen ſollen, zu verdoppeln wünſchen.“

„Aber Sie ſagten ja, daß Sie nicht gern umkehren.“

„Das iſt wahr, aber ich kehre auch nicht um, ſondern ſetze meinen Weg blos weiter fort. Uebrigens liegt ja in den Umſtänden ſo vieles, was uns veranlaſſen kann, unſere Handlungsweiſe zu ändern. Nur unſere Grundſätze ſind es, welche ſich niemals ändern dürfen.“

Ohne weitere Erlaubniß abzuwarten, ritt er neben Skuldfrid her.

„Wenn man Finnland das erſte mal beſucht“, äußerte er während des Geſprächs, „ſo hat die Natur dieſes Landes infolge ihrer rieſigen Wälder, ihrer Sümpfe und ihrer Berge etwas Abſchreckendes; es iſt ein Land, welches für den, der nicht darin geboren, nicht ſonderlich einladend iſt.“

„Dann kennen Sie dieſes Land nicht mit ſeinem Reichthum an blanken Seen und erhabenen Naturſchönheiten. Ach, in meinen Augen iſt es ſchön und theuer!“

„Sie ſind hier geboren und erzogen. Wäre übrigens Finnland auch noch ſo häßlich, ſo hat es gleichwol das Recht, ſtolz auf ſeine Töchter zu ſein.“

„Sagen Sie lieber auf ſeine muthigen Söhne. Seine

Männer ſind wie die Felſen, neben welchen ſie aufgewachſen ſind, ſtark und muthig wie dieſe.“

Der junge Mann lächelte, während er antwortete.

„So glauben wir alle von unſern Landsleuten. Jede Nation hält die ihrigen für die beſten.“

„Das iſt wol möglich, aber in dieſem Falle iſt es die Geſchichte, welche das Urtheil ſpricht. Das Volk, welches geſiegt und mit Heldenmuth für ſeine Selbſtändigkeit gekämpft, iſt ſeinem Charakter nach ein großes Volk.“

„So wie die Finnen“, fiel der Fremdling faſt ironiſch ein.

„Ja, das finniſche Volk iſt groß von Charakter“, antwortete Skuldfrid mit glühenden Wangen und blickte den Fremdling ſtolz an.

„Ich kenne Ihr Volk nicht, aber ich glaube gern, was Ihr ſchöner Mund ſagt, beſonders wenn es mit ſo vielem Enthuſiasmus ausgeſprochen wird. Sie dürfen gleichwol nicht vergeſſen, daß Finnland jetzt ein ruſſiſches Fürſtenthum iſt. Es iſt ſonach nicht ſtets ſiegreich aus dem Kampfe hervorgegangen.“

„Es ward nicht beſiegt, ſondern verrathen. Gegen die Gewalt hätte der Finne gekämpft bis auf den letzten Mann, aber gegen Betrug und Verrätherei gibt es keinen Heldenmuth.“

„So jung und ſchon ſo bewandert in ernſten Dingen, daß Sie Ihre Nation mit Wärme vertheidigen!“

Das Intereſſe des Fremdlings hatte ſich bedeutend geſteigert.

„Bedarf es wirklich eines hohen Alters und großer Kenntniſſe, um das Vaterland zu lieben? Jeder Tagelöhner hegt ja daſſelbe Gefühl. Die Liebe zum Vaterlande iſt uns angeboren.“

„Das iſt wol möglich, aber gleichwol iſt es ein Inſtinct, den nicht alle empfinden. Ich kenne Menſchen, welche die ganze Welt als ihr Vaterland betrachten.“

„Das können aber nur ſehr wenige ſein.“

„Glauben Sie?“ ſagte der Fremdling und lachte auf eigenthümliche Weiſe. „Ich gehöre leider zu der Anzahl dieſer wenigen, welche kein Vaterland anerkennen.“

„Dann beklage ich Sie“, ſagte Skuldfrid und gab ihrem Pferde einen leichten Hieb mit der Weidenruthe, deren ſie ſich als Reitgerte bediente.

Bläs trabte ein wenig ſchneller.

„Warum reiten Sie ein ſo ſchlechtes Pferd?“ rief der Fremdling unwillkürlich, nachdem er den Bauerngalop, welchen Bläs ausführte, eine Weile betrachtet hatte.

„Aus dem einfachen Grunde, weil ich kein beſſeres habe“, antwortete Skuldfrid lachend, ohne im mindeſten verlegen zu werden.

„Wer hat Sie reiten gelehrt?“

„Unſer Verwalter und ich ſelbſt. Ich glaube gern, daß ich eine ſchlechte Reiterin bin, aber dies hat weiter nichts zu bedeuten, denn ich reite einzig und allein deshalb, weil es mir Vergnügen macht. Ach, ich möchte dahinſauſen wie der Sturmwind.“

„Wirklich? und gleichwol reiten Sie ſo langſam!“

„Durch den Wald, ja. Hier lauſche ich den Seufzern der Waldfrau, die durch die Bäume rauſchen, und auf den Geſang der Vögel — hier iſt mir ſo wohl zu Muthe.“

Es entſtand eine kurze Pauſe. Skuldfrid ließ ihr Pferd wieder im Schritt gehen und ſchien einige Augenblicke zu vergeſſen, daß ſie nicht allein war. Der Fremdling brach endlich das Schweigen.

„Sie wohnen wol hier in dieſer Gegend?“

„Ja, ich bin hier aufgewachſen.“

Sie befanden ſich jetzt auf einer Anhöhe, und durch eine Oeffnung des Waldes hindurch ſah man einen ſchönen Binnenſee und an dieſem ein Gehöft. Skuldfrid zeigte auf letzteres und ſetzte hinzu:

„Dort liegt meine Heimat, Ektorp.“

„Ah!“

Eine leichte Wolke glitt über die breite und klare Stirn des Fremden, als ob ſich ihm eine unangenehme Erinnerung aufdrängte.

„Sie ſind wahrſcheinlich ein Reiſender, der Finnland zum erſten mal beſucht", hob Skuldfrid wieder an, ohne die Veränderung in ſeinem Geſicht zu bemerken.

„Ja, ich bin ein Reiſender und halte mich für den Augenblick in Kronobro auf."

„In Kronobro? Der Beſitzer iſt alſo zurückgekehrt? Er iſt, Gott ſei Dank, mehrere Jahre nicht hier geweſen."

„Warum ſagen Sie: Gott ſei Dank?"

„Weil — weil — weil er — ein Ruſſe iſt", antwortete Skuldfrid, „und für jeden Ruſſen, der nicht in Finnland iſt, danke ich Gott."

Die Miene des Fremden verdüſterte ſich und es lag ein eigenthümlicher Ausdruck in ſeiner Stimme, während er antwortete:

„Sie ſind unvorſichtig und vergeſſen ganz, daß ich ein Fremder bin."

„O nein, aber welchen Nutzen hätten Sie wol, meine Worte übel zu deuten? Ich habe ja blos geſagt, was ich denke, und das kann doch niemals ein Verbrechen ſein!"

„Zuweilen doch, zum Beiſpiel wenn ich ſelbſt ein Ruſſe wäre."

„Sie!" rief Skuldfrid und riß ſo heftig in ihr Pferd, daß Monſieur Bläs, welcher an dergleichen Bewegungen durchaus nicht gewöhnt war, einen gewaltigen Seitenſprung that und die Reiterin dadurch aus dem Sattel ſchleuderte.

Sofort ſtand der Fremde auf der Erde und bückte ſich, um Skuldfrid aufzuheben.

Bläs, der ſich freifühlte, folgte ſeiner Sehnſucht nach dem Stalle und ſetzte ſich in vollen Carrière heimwärts. Das Pferd des Fremdlings dagegen ſtand ſtill wie ein Lamm, während ſein Herr Skuldfrid aufhob.

„Wie ſteht's? Haben Sie Schaden genommen?" fragte er theilnehmend.

Ein ſonderbares Spiel des Schickſals wollte, daß ſie ſich jetzt an derſelben Stelle befanden, wo Konſtantin vor ſechs Jahren Tage und Skuldfrid gemishandelt hatte.

„Ich kann mit dem einen Fuß nicht auftreten — ich muß mir ihn verrenkt haben", antwortete Skuldfrid, die bei dem Verſuch, zu ſtehen, vor Schmerz todtenbleich ward.

Mit ſtarkem Arm trug ſie der Fremde auf einen weichen Raſen, wo er ſie niederſetzte.

„Dieſes Ihr Misgeſchick werde ich wol auf meinem Gewiſſen haben", ſagte er. „Wie ſteht es mit dem Fuß?" ſetzte er ſanft hinzu. „Wenn Sie hier warten wollten, ſo will ich nach Ihrem Hauſe reiten und Ihnen einen Wagen holen, oder glauben Sie, daß Sie auf meinem Pferde ſitzen können, ſo will ich Sie zu Fuße begleiten. Gehen iſt, wie Sie ſelbſt finden, für Sie unmöglich."

„Ach dann werde ich mich dafür entſcheiden, Ihr Pferd zu benutzen. Sie ſind zu gütig, daß Sie mir es ſo ritterlich anbieten."

Skuldfrid lächelte.

„Aber Sie dürfen nicht länger hier zaudern, denn Ihr Fuß erheiſcht ſchnelle Hülfe, und ehe ich Kronobro erreiche, um den Arzt zu holen, wird ohnehin einige Zeit vergehen."

„Den Arzt!" rief Skuldfrid erſchrocken. „Nein, um Gottes willen, ſchicken Sie nicht nach einem Arzt! Bei mir zu Hauſe wird man mich ſchon zu pflegen wiſſen."

Das Wort Arzt rief in ihrer Erinnerung das einzige mal zurück, wo ſie ſich eines ſolchen hatte bedienen müſſen.

„Und das Uebel wird ſich wahrſcheinlich verſchlimmern."

Er bückte ſich, um Skuldfrid aufzuheben, aber ſie ſchob ſeinen Arm ſanft zurück, indem ſie ſagte:

„Ich bin ſchon oft gefallen und habe mir Schaden gethan, aber blos ein einziges mal habe ich bisjetzt die

Hülfe eines Arztes gebraucht. Verſprechen Sie mir daher, mir keinen ſolchen zu ſchicken."

„Ich verſpreche nichts, aber ich ſage beſtimmt: Hier dürfen Sie nicht länger weilen."

Ehe noch Skuldfrid Zeit hatte, weitere Einwendungen zu machen, war ſie von der Erde empor und auf den Rücken des Pferdes gehoben.

„Thut der Fuß ſehr wehe?" fragte der junge Mann.

Skuldfrid war nicht im Stande ein Wort zu ſprechen, ſo heftig war der Schmerz. Auch wartete der junge Mann keine Antwort ab, ſondern ergriff das Pferd am Zügel und führte ſo das arme Mädchen nach Ektorp.

Kein Wort ward zwiſchen ihnen weiter gewechſelt. Am Gitterthor bat Skuldfrid ihren Begleiter, halt zu machen und ihr aus dem Sattel zu helfen, was er auch that.

Sie ſetzte ſich auf eine kleine Bank, die hier ſtand, und ſagte, als er ſie über den Hof hinüberführen wollte:

„Nein, laſſen Sie mich hier bleiben. Wenn Sie ſich entfernt haben, werde ich jemand rufen, der mir beiſteht."

„Warum wollen Sie nicht erlauben, daß ich Sie geleite und die wenigen Schritte über den Hof hinüberführe?"

„Meine Mutter ſieht nicht gern Fremde", antwortete Skuldfrid.

Der junge Mann betrachtete ſie einige Minuten lang, als ob er nicht recht wüßte, ob er gehorchen ſollte oder nicht. Dann nahm er die Mütze ab, machte eine achtungsvolle Verbeugung und entfernte ſich mit den Worten:

„Leben Sie wohl! Möge Ihr Fuß bald wieder geſund werden."

Und ehe Skuldfrid Zeit hatte, einige Worte des Dankes zu ſtammeln, ſchwang er ſich aufs Pferd und ſprengte in wildem Galop davon.

Sie ſchaute ihm mit wehmüthigem Blicke nach. Es kam ihr vor, als ob der Buchfinke, welcher zwitſchernd auf dem Baume über ihrem Haupte ſaß, ihr eine Menge

traurige Dinge hätte erzählen wollen. Ein eigenthümliches, unruhiges und qualvolles Gefühl erfüllte Skuldfrid's ſonſt ſo ruhige Bruſt und eine geheime Ahnung flüſterte, daß der Unfall mit dem Fuße ein ſchlimmes Omen ſei.

Endlich, als ſie von dem forteilenden Reiter nichts mehr ſah, begann ſie zu rufen, und nach wenigen Minuten ward Annika unter der Küchenthür ſichtbar.

Da eine hohe Fliederhecke die Bank, auf welcher Skuldfrid ſaß, verdeckte, ſo konnte die alte Dienerin ſie nicht ſehen, und erſt nach mehreren wiederholten Rufen lenkte ſie ihre Schritte nach der Richtung, aus welcher der Ton herkam.

„Was iſt denn paſſirt, daß du ſo fürchterlich ſchreiſt?“ fragte Annika ärgerlich.

„Ach liebe Annika, ich habe den Fuß gebrochen und kann nicht von der Stelle“, antwortete Skuldfrid.

„Ach du Herr mein Schöpfer! Den Fuß haſt du gebrochen? — Und wie ſiehſt du aus? Beſtäubt und zerzauſt wie eine Landſtreicherin! Ich merke ſchon, du biſt wieder einmal geritten! Wie oft habe ich geſagt, daß das zu nichts Gutem führen würde und —“

Hier unterbrach ſich Annika, denn Skuldfrid ward leichenblaß.

„Vetter!“ rief die Alte einem Knecht zu, der in dieſem Augenblick gegangen kam, „tragt einmal die Mamſell hinauf — ſie hat ſich den Fuß verrenkt.“

Annika ging immer noch, obſchon mit gedämpfter Stimme, keifend voran, und Vetter folgte mit Skuldfrid, die er auf Jungfer Annika's Anordnung hinauf in ihr Zimmer trug.

Der Fuß ward entkleidet und man fand, daß er ſehr geſchwollen war. Annika wuſch ihn mit Branntwein, während ſie mit Skuldfrid berieth, wie man es umgehen könne, Frau Smidt etwas zu ſagen, wenigſtens dieſen Abend.

Trotz aller angeſtrengten Bemühungen der alten Dienerin ward aber der Fuß immer ſchlimmer und ſchlimmer und ſie ward ganz troſtlos, als der Verſuch, ihn gerade zu ziehen, ohne Erfolg blieb.

„Es wird wol am beſten ſein, liebes Herzchen, wenn Ivar oder Petter nach Kronobro reitet und den Doctor holt", ſagte Annika.

In demſelben Augenblick hörte man einen Wagen gefahren kommen und am Gitterthor halt machen.

Dies war etwas ſo Außerordentliches, daß Annika trotz ihrer Angſt von der wimmernden Skuldfrid hinweg ans Fenſter ſprang.

„Ein fremder Herr und dies mitten in dieſem Elende!" rief ſie und eilte hinaus. „Das fehlt noch!"

Im Vorhauſe begegnete ſie dem Angekommenen, einem ältern Mann von ſehr vortheilhaftem Ausſehen. Annika erkannte ſofort Doctor Wagner.

„Man hat mir geſagt, daß Mamſell Smidt Schaden genommen habe", ſagte der Doctor.

Annika ſtierte ihn an, und in ihrem Kopfe ſpukten wunderliche Ideen von Waldgeiſtern und dergleichen, welche Botendienſte geleiſtet. Wer hätte ſonſt den Doctor rufen können, und wie war es auf natürliche Weiſe zu erklären, daß er gerade in dem Augenblick kam, wo ſie ſeine Hülfe zu haben wünſchte?

Da die Alte keine Antwort gab, ſo hob Wagner wieder an:

„Sollte man zufällig Spott mit mir getrieben haben, und Mamſell Smidt meines Beiſtandes nicht bedürfen?'

„O ja, o ja — ach mein Gott freilich bedarf ſie ihn, aber es iſt ſo wunderbar — es iſt — es iſt —"

Annika nickte und ſchüttelte wiederholt den Kopf und führte den Doctor endlich hinauf zu Skuldfrid.

Er begrüßte die Patientin, die bei ſeinem Anblick die Farbe wechſelte, mit ausgeſuchter Höflichkeit. Dann unterſuchte er den beſchädigten Fuß, welcher, wie ſich ergab,

ganz ausgerenkt war. Er bat dann Skuldfrid mit einigen gewählten Worten um Entschuldigung, daß er sich genöthigt sähe, ihr Schmerz zuzufügen.

Skuldfrid hielt jedoch das Einrichten mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit aus und ohne daß ein Ton der Klage über ihre Lippen kam. Der Arzt verschrieb ihr hierauf einige Umschläge.

Als der Wagen mit dem Arzte wieder fortrollte, kam Frau Smidt langsam aus dem Garten gegangen. Die verflossenen sechs Jahre hatten die Spuren des Kummers ihren Zügen noch tiefer eingegraben. Ihre ganze Erscheinung war gleichsam eine von Schmerz versteinerte. Bei ihrem Eintritt in das Vorhaus rief sie nach Annika, die sogleich aus Skuldfrid's Zimmer herunterkam.

„Es war mir, als hörte ich das Geräusch eines Wagens", sagte Frau Smidt. „Ist jemand Fremdes hier gewesen?"

„Ja, der Doctor von Kronobro", antwortete Annika dreist.

„Was suchte er hier?"

„O, Skuldfrid hat sich nämlich —"

„Skuldfrid! Skuldfrid!" wiederholte Frau Smidt und trat der alten Dienerin einen Schritt näher, „was ist ihr zugestoßen?"

„Sie hat sich den Fuß verrenkt. Es hat jedoch keine Gefahr damit und der Doctor hat ihn schon eingerichtet."

Ohne weiter auf etwas zu hören, ging Frau Smidt hinauf zu ihrer Tochter.

Annika murmelte:

„Gott sei Dank, daß sie nicht fragte, wie der Doctor hierher kam, denn diese Frage hätte ich ihr nicht beantworten können."

Neunzehntes Kapitel.

Wir verſetzen uns jetzt nach Kronobro. Dieſer große Herrenſitz hatte, ſeitdem der General vor drei Jahren hier geſtorben war, öde und verlaſſen geſtanden. Konſtantin befand ſich beim Tode des Vaters auf einer Seereiſe.

Jetzt nach Verlauf von ſechs Jahren langte der junge Beſitzer plötzlich auf den Gütern ſeiner Väter an, und zwar in Begleitung zweier ruſſiſchen Edelleute, welche leidenſchaftliche Jäger waren.

Das Hauptgebäude auf Kronobro beſtand in einem viereckigen Hauſe mit zwei großen Flügeln. General Canitz hatte die Zimmer mit fürſtlicher Pracht einrichten und möbliren laſſen. Hier war aller Luxus aufgehäuft, welcher den Geſchmack des reichen Ruſſen kennzeichnet.

Das Haus war mit ſeinen Marmorſäulen und Balconen ein wirklicher Palaſt zu nennen. Der größte Salon der erſten Etage, der ſich in der Mitte des Gebäudes befand und quer durch daſſelbe ging, mit Fenſtern, die auf den Fußboden herabreichten, und Glasthüren, die auf den Balcon hinausführten, konnte als Probe von der Einrichtung der übrigen Zimmer dienen. Die Tapeten waren hier von grauem Seidendamaſt mit eingewebten Blumen in Roth und Silber. Die zwiſchen den Fenſtern ange-

brachten Spiegel waren in versilberte Rahmen gefaßt, die wiederum mit den prachtvollsten Krystallen und Mineralien eingelegt waren. Die Möbel von versilbertem Holz waren mit demselben Stoff überzogen, aus welchem die Tapeten bestanden, ein großer und vier kleinere Kronleuchter von Silber mit rothem Glas hingen von der Decke herab, und in allen Ecken des Salons standen Marmorgruppen, welche silberne Candelaber trugen.

Die Vorhänge waren mit kostbaren Borten und Quasten in Roth, Grün und Silber befestigt.

Auf einem der vielen kleinen Sofas, die sich in diesem Salon befanden, lag an demselben Abend, wo Skuldfrid die Begegnung mit dem Unbekannten gehabt, der junge Besitzer von Kronobro. Die Glasthüren des Gartenbalcons standen offen und ließen balsamische Blumendüfte herein.

Lothard Konstantin Canitz war jetzt ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt, mit einem im höchsten Grade vortheilhaften Aeußern. Die hohe und breite Stirn war so frei und offen, daß es war, als könne dieselbe niemals von einer Wolke beschattet werden. Die tiefliegenden, großen, dunkeln Augen hatten einen gemischten Ausdruck von Intelligenz, Sanftmuth, Leidenschaft, Feuer und Kühnheit. Die Form des Gesichts war ein reines Oval, die Nase fein geformt, der Mund klein mit blendend weißen Zähnen, dunkles Haar und ein ebensolcher Backenbart schlossen das Gesicht in einen Rahmen ein.

Für den Augenblick schien Konstantin von unruhigen Gedanken gepeinigt zu werden. Von Zeit zu Zeit sah er auf seine Uhr und endlich, als dieses ihn nicht zerstreuen konnte, ergriff er eine silberne Klingel, die neben ihm auf einem kleinen Marmortisch stand, und läutete heftig.

Ein Bedienter in grün und rother Livree ward sofort sichtbar.

„Iſt der Doctor wieder da?“ fragte Konſtantin den Diener auf ruſſiſch.

„Nein, noch nicht“, war die Antwort, welche in derſelben Sprache gegeben ward.

„Sobald er kommt, ſage ihm, daß ich warte.“

Dieſelbe Frage und derſelbe Befehl ward jetzt zum ſiebenten mal ausgeſprochen, ſeitdem der Doctor Kronobro verlaſſen hatte.

Als der Diener nach einer tiefen Verbeugung das Zimmer verlaſſen hatte, begann Konſtantin in ſichtlich ungeduldiger Gemüthsſtimmung auf- und abzugehen.

Endlich blieb er an einer der geöffneten Glasthüren ſtehen und blickte hinaus ins Freie.

Weit draußen ſah man das Meer und die Sonne lehnte ihre glühende Wange an ſeinen kühlen Buſen.

Von welcher Art die Betrachtungen, welche das Innere des jungen Mannes beſchäftigten, auch ſein mochten, ſo ward er doch bald durch das Eintreten einer Perſon geſtört.

Konſtantin drehte ſich ſogleich herum, und Doctor Wagner kam auf ihn zu.

„Nun Doctor, wie ſteht's?“ fragte Konſtantin auf franzöſiſch.

„Den Fuß habe ich eingerichtet, aber ſie muß ſich nun zwei bis drei Wochen ganz ruhig verhalten und darf ſich nicht rühren“, antwortete der Doctor mit einem verbindlichen Lächeln.

„Ich verſprach Ihnen jede beliebige Belohnung, dafern Sie den Schaden ſchnell heilten.“

„Herr Baron, meine Kunſt kann die Natur nur unterſtützen. Wir Aerzte ſind keine Götter.“

„Das merke ich allerdings, und ich weiß wirklich nicht, was Ihre Kunſt eigentlich nutzt, da die Natur die größte Arbeit verrichtet.“

Konſtantin warf ſich auf ein kleines Sofa, welches er an die geöffneten Glasthüren geſchoben.

„Sie nutzt dazu, einen verrenkten Fuß einzurichten, einen gebrochenen Arm in Schienen zu legen, die Wunden, die man ſich zugezogen, zu heilen und —"

„Ah! Sie haben ein gutes Gedächtniß, wie ich bemerke. Wiſſen Sie was, Doctor? Sie ſind eine ganz eigenthümliche Zuſammenſetzung von Schlauheit und Kühnheit, von demüthiger Kriecherei und dreiſter Offenheit. Sie ſind, wie alle Ihre Landsleute, eine wunderbare Miſchung von Schurke und ehrlichem Mann."

Ueber die lächelnden Züge des Doctors flog ein drohender Ausdruck, aber ſo raſch, daß er keine Spur zurückließ.

„Was Sie da von mir und meinen Landsleuten ſagen, kann, wie ich zu behaupten wage, von allen Menſchen geſagt werden. In irgendeinem Winkel unſers Innern findet ſich ſtets der Keim, aus welchem ſich ein Schurke bilden kann, und es kommt ausſchließlich auf die Verhältniſſe, in die wir kommen, an, ob der Schurke oder der ehrliche Mann die Oberhand gewinnt."

„Oder ob ſie Hand in Hand gehen wie bei Ihnen."

„Sehr richtig; doch ich muß Sie verlaſſen", entgegnete der Doctor mit einer tiefen Verbeugung.

Konſtantin ſtreckte die Hand aus und ſagte lächelnd:

„O glauben Sie nicht, daß Sie ſo leicht loskommen. Gurtzskow und Brunskowirtz ſind auf der Jagd. Ich bin daher allein und wünſche, daß Sie mir heute Abend Geſellſchaft leiſten. Ich habe das und jenes mit Ihnen zu beſprechen. Es iſt lange her, ſeitdem wir keine vertrauliche Unterredung miteinander gehabt haben. Sie ſind alſo für die übrigen Stunden dieſes Tages mein Geſellſchafter."

„Mit dem größten Vergnügen", antwortete der Doctor höflich, ſetzte den Hut aus der Hand, ſchob einen Seſſel herbei und wollte Platz nehmen, als Konſtantin ſagte:

„Haben Sie die Güte zu klingeln. Wir können unmöglich plaudern, wenn wir nicht Pfeifen und Wein haben."

Als der Doctor die Klingel ergriff, warf er zugleich einen finſtern Blick auf den jungen Mann, der ihm mit einer gewiſſen rückſichtsloſen Ueberlegenheit begegnete.

Einige Augenblicke ſpäter finden wir den Arzt und den Beſitzer von Kronobro ihre Pfeifen rauchend, während ſie zugleich aus Gläſern ſchlürften, welche eine treffliche Sorte edelen Traubenſaftes enthielten.

Es war eine lange Pauſe eingetreten. Der Doctor ſchien ausſchließlich beſchäftigt, ſeine ungewöhnlich kleinen Füße zu betrachten, Konſtantin dagegen ſchaute gedankenvoll in die Rauchwolken hinein. Seine Nachdenklichkeit war echt und aufrichtig, die Bewunderung des Doctors für ſeine Stiefel dagegen vollſtändig erheuchelt, denn er warf dann und wann einen lauernden Blick auf Konſtantin.

Endlich brach dieſer letztere das Schweigen. Er heftete ſeine durchdringenden Augen auf den Doctor und ſagte:

„Haben Sie nicht etwas von Ihrer neuen Patientin zu erzählen?“

„Ich habe Ihnen ja über ihr Befinden ſchon Auskunft gegeben“, antwortete der Doctor ganz gleichgültig, ohne zu thun als verſtünde er, daß Konſtantin von ihr ſprechen hören wollte.

„Na, ſpielen Sie nicht den Einfältigen, Doctor! Könnten Sie wirklich Ihren Scharfſinn ſo verleugnen, daß —“

„Daß ich nicht ahnte, daß ganz andere Gefühle als Mitleiden die Urſache Ihrer Unruhe über den Unfall des Mädchens ſind, wollen Sie ſagen. O nein, ich faſſe Ihre Gefühle jetzt noch vollkommen ebenſo gut auf wie früher, jetzt für den Augenblick aber ſchweige ich und warte, daß Sie mir ſagen werden, Sie hätten das Mädchen nicht blos ſchön, ſondern auch unwiderſtehlich einnehmend gefunden. Sie gleicht einer üppigen Roſe, welche mit ihrer Schönheit und ihrem Duft ſelbſt einen Heiligen verlocken kann, ſie brechen zu wollen. Und daher rührt Ihr Intereſſe.“

„So!“ entgegnete Konſtantin mit faſt ſpöttiſchem Lächeln. „Sie glauben alſo, ich ſei keines Mitleids fähig, dafern es nicht ſeinen Urſprung in meinen egoiſtiſchen Begierden habe?“

„Der Glaube, Herr Baron, kommt hier nicht in Frage. Ich bin vollkommen überzeugt, daß dem ſo iſt; doch dies war es nicht, worüber Sie mit mir zu ſprechen wünſchten, ſondern es war vielmehr die ſchöne Dirne da drüben auf dem kleinen Ektorp.“

„Sie haben recht. Was ich bin, wie viel Gutes oder Böſes ſich in mir findet, das weiß noch niemand, nicht einmal ich ſelbſt und am allerwenigſten Sie.“

Es trat eine Pauſe ein.

„Sahen Sie die Mutter des Mädchens?“ fragte Konſtantin endlich.

„Nein, blos die alte Magd.“

„Wiſſen Sie etwas von den Bewohnern von Ektorp?“

„O ja, ebenſo viel wie alle andern Leute hier im Orte und vielleicht noch ein wenig mehr. So weiß ich zum Beiſpiel, daß dieſes Mädchen, welches jetzt durch ihre Schönheit einen ſo gewaltigen Eindruck auf Sie gemacht hat, daſſelbe Kind iſt, welches Sie vor ſechs Jahren mishandelten.“

„Wirklich? Ich fürchtete es in der That“, entgegnete Konſtantin mit bekümmerter Miene. „Ja noch mehr, ich glaubte in dieſen ſchönen Zügen das Geſicht der Kleinen wiederzuerkennen, als ſie beſinnungslos dalag und Sie mich zwangen zu fliehen.“

„Ferner weiß ich, daß die Mutter ein vollkommen abgeſondertes, zurückgezogenes Leben führt. Sie geht mit niemand um, fährt niemals anders aus als zur Kirche, was dreimal jährlich geſchieht, und nimmt nie Beſuch an, ausgenommen den des Paſtors. In dieſer Einſamkeit hat ſie ihre ſchöne Tochter erzogen, welche ohne allen Zwang aufgewachſen iſt — an Gewohnheit und Manieren ein Naturkind, an Geiſtesbildung aber den

meiſten ihres Alters überlegen. Ferner weiß ich, was Sie vielleicht ſelbſt nicht wiſſen, nämlich daß Frau Smidt das Gut Ektorp von dem General, Ihrem Vater, auf zwölf Jahre gepachtet hat und daß dieſer Pacht jetzt erneuert werden oder die Witwe die Beſitzung verlaſſen muß. Es iſt dies natürlich Sache Ihres Verwalters und der alten Frau ſelbſt."

Die Augen des Doctors ruhten mit einem beinahe hämiſchen Ausdruck auf Konſtantin.

„Nun, das ſind ja vollkommen gleichgültige Dinge", fiel dieſer ein.

„Allerdings, aber wer weiß, wozu die Kenntniß derſelben in Zukunft dienen kann. Es iſt ſtets gut, zu wiſſen, auf welchem Fuße man mit Perſonen ſteht, für die man ſich intereſſirt; der eigene Vortheil iſt der Urſprung aller Zuneigung."

„Welch eine abſcheuliche Lebensphiloſophie!"

„Wol möglich, gleichwol aber iſt ſie die, welcher wir alle bei unſern Handlungen folgen."

Konſtantin zuckte verächtlich die Achſeln, als ob er damit andeuten wollte, daß er es nicht der Mühe werth hielte, dieſen Einwurf zu beantworten.

„Von wem hat das Mädchen denn die ungewöhnliche Geiſtesbildung, von der Sie ſprachen, erhalten?"

„Theils von der Mutter, theils von Aberney, dem Profeſſor und Beſitzer von Junta."

„Das iſt wol der Vater des Knaben, welcher das Mädchen an jenem verhaßten Tage ſo hartnäckig zu vertheidigen ſuchte?"

„Der Onkel iſt es. Der Profeſſor iſt unverheirathet und ein Mann von einigen vierzig Jahren, von ſtattlichem Aeußern und ſeinem Innern nach ein echter Finne."

„Ich verſtehe — ein Stierſchädel."

„Ja, wenn Sie mit dieſem Namen die unerſchütterliche Feſtigkeit, die Redlichkeit und die warme Vaterlandsliebe bezeichnen wollen, welche das finniſche Volk auszeichnet."

„Wann ſind Sie, Doctor, ein ſolcher Bewunderer dieſes «trägen und halsſtarrigen» Volks geworden?"

„Sie erlauben, Herr Baron; ich bewundere nicht, ſondern ich ſpreche blos von einem Factum.'

„Gut! Wollen Sie nun hören, was ich mit Bezug auf dieſes Mädchen wünſche?"

„Brauchen Sie dies wirklich zu ſagen? Ich ſollte meinen, dies wäre vollkommen überflüſſig. Erſtens wünſchen Sie, ſie möge nicht erfahren, daß Sie Konſtantin Canitz ſind. Sie möge Sie für Gurtzskow oder einen andern anſehen, nur nicht für den Beſitzer von Kronobro. Weiter wünſchen Sie durch mich einen Briefwechſel zu Stande zu bringen, und endlich, daß ich das Terrain recognoſcire, damit Sie erfahren, auf welche Weiſe Sie mit dem Mädchen in Berührung kommen können."

Konſtantin ſprang vom Sofa auf, ſtürzte ein volles Glas Wein hinunter, ging einmal im Zimmer auf und ab und blieb dann mit verſchränkten Armen vor dem Doctor ſtehen, indem er langſam ſagte:

„Haben Sie das Märchen geleſen, wie der Teufel Seelen wirbt?"

„Nein, ich leſe niemals Märchen."

„Das iſt ſchade. Außerdem würden Sie ſich darin wiedererkannt haben, denn er macht es gerade ſo wie Sie. Er nimmt die ſchönſten Vorſätze des Menſchen und verkehrt ſie zum Böſen. Es geſchieht dies auf die Weiſe, daß er in dem Augenblick, wo ein guter Entſchluß gefaßt war, der menſchlichen Schwachheit alle möglichen Auswege zeigt, ihre Leidenſchaften zu befriedigen. So machen Sie es auch. — Als ich mich von dem jungen Mädchen entfernte, beſchloß ich, ſie niemals wiederzuſehen. Ich ſchickte Sie zu ihr, damit ihr bald geholfen würde, denn ich betrachtete mich als die Veranlaſſung des Unfalls. Ich wünſchte unerkannt zu bleiben, damit ſie keine unangenehme Erinnerung an unſer kurzes Beiſammenſein hätte. Endlich beabſichtigte ich, Ihnen meinen Wunſch mitzu-

theilen, Kenntniß von der pecuniären Lage dieſer Leute zu erhalten, ſowie daß Sie ſagen ſollten, der Mann, welcher ihr die Unannehmlichkeit mit dem verrenkten Fuße zugezogen, habe den Ort wieder verlaſſen. Alles dies war bei meiner Ehre das, was ich mir vorgenommen."

„Nun, in dieſem Fall geht es ja auch recht gut an, daß Sie Ihre ſchönen und romantiſchen Vorſätze noch ausführen."

Konſtantin ging wieder in ſcheinbar aufgeregter Gemüthsſtimmung im Zimmer auf und ab. Der Blick des Doctors folgte ihm.

„Ich möchte wiſſen", hob Konſtantin wieder an, indem er an den geöffneten Glasthüren ſtehen blieb, „ob mein Vater nicht einen furchtbaren Fehlgriff beging, als er Sie zu meinem Hofmeiſter machte. Sie waren der Mann, den ich bis zur Anbetung liebte. Sie beſaßen deshalb eine unbegrenzte Macht über mich, und mit Ihrem überlegenen Verſtand hätten Sie mich leicht vom Böſen zurückhalten können. Gleichwol gibt es kaum irgendeine ausſchweifende oder unerlaubte Handlung in meinem Jünglingsleben, die nicht aus den Keimen hervorgegangen wäre, welche Sie meinem Innern eingepflanzt."

„Aber wenn dem ſo iſt, wie können Sie mich dann einen ehrlichen Mann nennen?"

„In Ihrem Verhältniß zu mir als Lehrer habe ich Sie niemals einen ehrlichen Mann genannt, denn eben hierin ſind Sie Schurke geweſen."

„Und dennoch waren Sie es, der mir den Poſten verſchaffte, welchen ich jetzt bekleide."

„Ich verſchaffte Ihnen denſelben aus zwei Gründen. Erſtens deshalb, weil Sie, indem Sie mein Hofmeiſter geweſen, eine Zeit verſchwendet, welche Sie vortheilhafter hätten anwenden können. Ich ſtand bei Ihnen in einer großen Schuld, die nicht ſo leicht abgetragen werden konnte. Das Einkommen, welches Sie als mein Hofmeiſter hatten, konnte Ihnen nicht den Verluſt der Zeit

erſetzen, die ich Ihnen gekoſtet. Desbalb war es meine Pflicht, die Sache ſo einzurichten, daß Sie ein mit Ihren eigenen Anſprüchen übereinſtimmendes Amt erhielten."

„Und Sie glauben, ein ſolches habe ich nun? Warum nicht lieber das, was Ihr Vater mir bei der Fürſtin * * * verſchaffen wollte?"

„Weil Sie dann hätten in Rußland leben müſſen, bei einer Ruſſin, umgeben von allem, was Ihren Haß gegen die Unterdrücker Polens erwecken müßte. In Rußland wäre ſelbſt der Schimmer Ihrer beſſern Inſtincte vertilgt worden. Hier dagegen, in einem Lande, deſſen Volk den Leiden, welches das Ihrige getroffen, fremd iſt, gab es nichts, was die ſchlummernde Erbitterung in Ihrer Seele erweckt hätte. Wagner, der ehrliche Mann, war es, dem ich durch meinen Vater das Amt eines Bezirksarztes verſchaffte und zum Arzt für Kronobro machte, vollkommen überzeugt, daß Sie hier für Ihre Thätigkeit und Menſchenliebe ein hinreichendes Feld hätten. Die Jahre, welche ſeitdem verfloſſen, haben mir bewieſen, daß ich Sie nicht unrichtig beurtheilte. Sie ſind beliebt und geachtet bei allen, den Armen ſowol als den Reichen. Sie ſind der Freund der erſtern, der Beiſtand der letztern geweſen und haben als Arzt ebenſo wie als Menſch Ihren Platz gewiſſenhaft ausgefüllt."

„Und gleichwol nannten Sie mich ſoeben einen Schurken", fiel der Doctor mit geſchmeidigem Lächeln ein.

„Ja, und das thue ich auch jetzt wieder, denn die Lebensphiloſophie, welche Sie mir beibringen wollten, iſt die eines Schurken. Die Geſchicklichkeit, mit welcher Sie die Saiten meines Innern zu berühren wußten, ſodaß Sie vor der Zeit meine Begierden erweckten, war die eines Schurken, und wenn ich gegenwärtig nicht ein vollkommen verderbter junger Mann mit einem von Ausſchweifungen vertrockneten Herzen bin, ſo iſt das nicht Ihr Verdienſt, ſondern die Ehre gebührt meinen natür-

lichen Anlagen sowie dem Umstande, daß ich mehrere Jahre lang von dem schleichenden, giftigen Einflusse Ihrer Lehren entfernt gelebt habe."

Konstantin schwieg.

Doctor Wagner schien keine Lust zu haben, das Gespräch fortzusetzen. Er rauchte ganz gleichgültig seine Pfeife und ließ den jungen Mann ungestört in den Betrachtungen, in welche er sich versenkte.

Plötzlich wendete Konstantin sich wieder zu ihm:

„Warum wollten Sie einen moralisch häßlichen Menschen aus mir machen? Warum zeigten Sie mir bei jeder Versuchung die Mittel, durch welche ich meine unedeln Wünsche befriedigen konnte? Sie thaten auf diese Weise alles, was zu meinem Untergange dienen konnte."

Konstantin's Stimme war gereizt.

„Herr Baron, Sie haben sich selbst aufgeregt und deshalb sehen Sie alles in einem falschen Lichte, sonst würden Sie einsehen, daß ich nur nach den Ansichten gehandelt habe, welche die meinigen sind. Ich bin allen jenen Vorurtheilen fremd, welche für die große Masse Gesetz sind, und ich habe dieselben bei unserm Umgange nicht dazwischentreten lassen. Ich habe die Ueberzeugung, daß ein junger Mann Kenntniß von allen Verhältnissen des Lebens haben muß, um eine richtige Anschauung vom Leben selbst zu erhalten. Er muß den schäumenden Becher des Genusses gekostet haben, um seine Schwäche und seine Stärke kennen zu lernen. Meine Lebensphilosophie ist überdies die, daß wir unser Dasein genießen müssen. Ist diese Ansicht nicht richtig, so dürfen Sie mich beklagen, aber nicht anklagen, denn sie ist jedenfalls mein und eine andere konnte ich Ihnen nicht beibringen."

„Ihr eigenes Leben ist also keine Reihe von taumelnden Freuden, sondern ganz untadelhaft?"

„Und warum? Weil meine Genüsse von anderer Art

ſind wie die anderer Menſchen. Ich liebe den Wein, aber nur den mäßigen Genuß deſſelben; — ich habe noch kein Weib gefunden, welches mir reizend erſchienen wäre. Die Folge hiervon iſt geweſen, daß ich mich niemals den Freuden des Weins oder der Liebe hingegeben habe. Ich habe eine Hauptleidenſchaft, und dieſe ſind meine Studien. Dieſen gebe ich mich hin und genieße ſie mit vollen Zügen. Mein Beruf als Arzt iſt mir theuer. Dies iſt der Grund, weshalb ich ihm mit Sorgfalt obliege. Machte er mir kein Vergnügen, ſo würde ich ein nachläſſiger und gleichgültiger Arzt ſein, denn wir thun nur das gut, was uns Vergnügen macht. Ich überlaſſe mich ohne Zwang allem, was das Leben angenehm machen kann. Der Fehler, Herr Baron, iſt nicht mein, wenn die Natur mir weniger Fähigkeiten zum Genuß gegeben hat als Ihnen."

Hier trat wieder kurzes Schweigen ein, worauf der Doctor von etwas anderm zu ſprechen begann, und bald gelang es ihm, Konſtantin's Intereſſe an den Gegenſtand, den er behandelte, ſo zu feſſeln, daß der junge Mann ihr früheres Geſpräch vergeſſen zu haben ſchien.

Nur wenig Menſchen haben ein größeres Talent beſeſſen, durch ihre Beredſamkeit zu intereſſiren und zu feſſeln, als Doctor Wagner, und gerade dies machte ihn ſo gefährlich, wenn er ſeine in ſittlicher Beziehung ſo höchſt verwerflichen Sophismen durchführte.

Die beiden Herren nahmen ein leckeres Souper ein. Es war Mitternacht vorüber, als der Doctor ſeinen Hut nahm, um ſich nach Hauſe zu begeben. Er bewohnte den linken Flügel, der an und für ſich ein ſtattliches Herrenhaus ausmachte.

Konſtantin reichte dem Doctor die Hand zum Abſchied und ließ ihn bis an die Thür gehen, ohne ein Wort über ſeinen Beſuch am folgenden Tage bei Skuldfrid zu ſagen. Der Doctor hütete ſich wohl, dieſen Gegenſtand auch nur mit einem Worte zu berühren.

Gerade aber als der Doctor die Hand auf das Thürschloß legte, um zu öffnen, sagte Konstantin mit affectirter Gleichgültigkeit:

„Welche Zeit besuchen Sie morgen Ihre junge Patientin?"

„In aller Frühe", war die Antwort.

Noch eine Verbeugung, ein Druck auf das Schloß und der Doctor verschwand.

Konstantin blieb mitten im Zimmer stehen und heftete seinen Blick auf die Thür. Er murmelte bei sich selbst:

„Welche hölliſche Gedanken und Wünſche hat dieſer Dämon in meiner Bruſt erweckt! Ha, welch ein elendes Werkzeug bin ich in der Hand dieſes Menſchen! Bin ich denn auch wirklich das ſchwache Weſen, welches ſich von den Leidenſchaften beherrſchen läßt, die ein anderer anſtachelt? Ach, ich weiß ſelbſt nicht, was ich bin, bis irgendein mächtiges und ſtarkes Gefühl die Seele beherrſcht und in die Saiten des Herzens greift. Bisjetzt habe ich noch keine jener innern Kräfte kennen gelernt, welche uns Sterbliche zu großen Männern oder zu Lumpen machen. Ich habe niemals Aeltern, niemals eine Heimat gehabt, ich habe niemals Liebe gekannt, weder zu Vater noch zu Mutter, ich habe niemals einen Freund und — was noch ſchlimmer iſt — niemals ein Vaterland gehabt. Gezeugt von einem Vater, der ſeinem Vaterlande abtrünnig geworden, geboren von einer Mutter, die ich niemals gekannt, iſt mein Blut ein gemiſchtes, und nicht einmal der Inſtinct feſſelt mich mit Vorliebe an Landsleute oder Heimat. Ich gehöre einer Nation an, die ich verachte; ich diene einem Monarchen, den ich verabſcheue; meine ganze Stellung iſt geeignet, in meinem Innern jenes Chaos von Böſem und Gutem hervorzurufen, welches bisjetzt meinen Charakter bezeichnet hat. Ich, der reiche und mächtige Canitz, bin arm und beklagenswerth, denn obſchon erſt zweiundzwanzig Jahre alt, bin

ich doch des Lebens müde und beſitze weiter nichts als einen Reichthum, wofür ich mir alles kaufen kann, nur nicht wirkliche Freunde, Aeltern, Vaterland und Glück. Der Ueberfluß kann Taumel ſchaffen und Gelegenheit zur Befriedigung unſerer Launen geben, aber nicht eine einzige Minute wahres Glück ſchenken."

Zwanzigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Morgen, als der Doctor im Begriff ſtand, ſeinen Kaffee zu trinken, trat Konſtantin in ſeine elegante, behagliche Wohnung. Wagner ſaß in einer großen Bibliothek, deren Wände ſämmtlich mit gefüllten Bücherſchränken beſetzt waren.

Bei Konſtantin's Anblick erhob ſich Wagner ſofort und begrüßte ihn mit ausgeſuchter Artigkeit, indem er ſagte:

„Was verſchafft mir ſchon ſo zeitig die Ehre Ihres Beſuchs, Herr Baron?"

Bei ſich ſelbſt jedoch dachte er:

„Ich wußte ſchon, daß er ſich vor meinem Weggange einfinden würde, und ich wollte mein Leben verwetten, daß er einen Brief mitbringt, den ich an das Mädchen beſorgen ſoll."

„Ich wollte Sie treffen, lieber Doctor, ehe Sie nach Ektorp führen, um Sie zu bitten, heute bei mir zu ſpeiſen", ſagte Konſtantin.

„Für dieſe Einladung bin ich ſehr dankbar. Sobald ich von meinen Krankenbeſuchen zurückkomme, werde ich die Ehre haben, mich einzufinden."

Konſtantin ſprach ſodann von einigen gleichgültigen

Dingen, worauf er ſich wieder entfernte, zur nicht geringen Ueberraſchung des Doctors, welcher einen vertraulichen Auftrag erwartet hatte.

„Was beabſichtigte er eigentlich mit dieſem Beſuch?“ fragte Wagner ſich ſelbſt. „Einladungen zu Tiſche pflegt er ſonſt ſtets durch einen Diener beſorgen zu laſſen, folglich war dies blos ein Vorwand. Er, der reiche und ſtolze Canitz, ſollte ſich perſönlich einer Einladung wegen bei Wagner einfinden? Unmöglich.“

Der Doctor lachte höhniſch und nahm wieder ſeinen Platz am Kaffeetiſch ein, den er verlaſſen hatte. Als er die Taſſe ergriff, erblickte er einen danebenliegenden Brief. Derſelbe war an ihn adreſſirt.

„Aha“, ſagte der Doctor mit ſardoniſchem Lächeln, „Nun wird man Aufſchluß über ſeine Artigkeit erhalten.“

Er wog den Brief in der Hand und hielt in Gedanken folgenden Monolog:

„Was enthält wol dieſer Brief? Denken wir darüber nach. Wahrſcheinlich einige Redensarten, daß ich mit meinen Worten ſeinen ſchlechtern Menſchen geweckt u. ſ. w., und endlich wird er mich bitten, einen Gruß oder ein Billet an das Mädchen zu beſtellen, welches ich in meiner ärztlichen Behandlung habe. Bah! Dieſer armſelige Menſch beſitzt nicht einmal ſo viel Seelenkraft, daß er ein ausſchweifender Geſell ſein kann, ohne deshalb andere anzuklagen.“

Das Lächeln des Doctors veränderte ſich plötzlich und erhielt ein Gepräge von unverſöhnlichem Haß, während er fortfuhr:

„Du irrſt dich, weichlicher Jüngling, wenn du glaubſt, daß ich dich blos der Ausſchweifung in die Arme werfen will. Nein, ich will deinen Untergang. Ich wünſchte dein Leben zu einer Kette von Qualen und Verbrechen zu machen, die dein Inneres durch die Martern der Reue zerfleiſchen, wenn dein ſtolzes Herz zu dem Bewußtſein

erwacht, daß du dich erniedrigt haſt. Und doch, was könnteſt du leiden, was mit dem Unheil zu vergleichen wäre, womit dein Geſchlecht die Meinen überhäuft hat!"

Er erhob ſich heftig und erbrach das Siegel des Briefs. Derſelbe enthielt ein kleines Billet, an „Mamſell Smidt" adreſſirt, und folgende Zeilen an Wagner:

„Sie haben ſich erboten, mein Briefträger zu ſein. Deshalb, beſter Doctor, bin nicht ich es, der Sie durch den Auftrag verletzt. Uebergeben Sie das hier beiliegende Briefchen ſeiner Adreſſatin, am liebſten aber ſo, daß ſie es nicht eher findet, als bis Sie wieder fort ſind."

„Und keine Vorwürfe?" murmelte der Doctor. „Um ſo beſſer."

Er ſteckte den Brief in die Taſche.

„Ich kannte dein ſchwaches Gemüth zu gut, um nicht zu wiſſen, daß du an die Angel, die ich auswarf, anbeißen würdeſt."

Eine Viertelſtunde ſpäter rollte der Wagen des Doctors nach Ektorp.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Auf dem Sofa, welches gerade vor dem Fenſter in Skuldfrid's Zimmer ſtand, lag das junge Mädchen und betrachtete mit bekümmertem Blick die grünbelaubten Bäume, welche im Winde nickten, und die Wellen des Binnenſees, welche langſam von dem Strande hinwegrollten. Beide Fenſter waren geöffnet und der leichte Sommerhauch kam mit Armen voll Blumenduft herein in das jungfräuliche Gemach des jungen Mädchens, um die friſchen Wangen zu liebkoſen.

Frau Smidt hatte die ganze Nacht bei ihrer Tochter zugebracht, am Morgen aber ſie verlaſſen, weil Annika den Doctor erwartete, und die ſchüchterne Witwe mit keinem Fremden zuſammentreffen wollte.

Annika war um „ihr Kind" ſehr geſchäftig geweſen. Sie hatte Blumen hereingebracht, das Sofa mit Laubguirlanden geſchmückt und alles, was in ihren Kräften ſtand, gethan, damit ihre „kleine Wilde" die Gefangenſchaft nicht allzu ſehr fühlen möchte.

Skuldfrid dagegen war außerordentlich zerſtreut und gab nicht Acht auf alle dieſe tauſend kleinen Beweiſe, welche die alte Dienerin ihr von ihrer zärtlichen Fürſorge

gab. Es war nicht zu verkennen, daß ſie von etwas beunruhigt ward.

Endlich konnte Annika nicht umhin zu fragen:

„Aber, liebes Kind, thut dir denn dein Fuß ſo wehe, oder was fehlt dir ſonſt? Es iſt gerade als lägſt du mit dem Kopfe in einem Ameiſenhaufen, ſo drehſt und wendeſt du ihn und bemerkſt nicht, wie ſchön ich alles um dich herum gemacht habe. Sag', was macht dich ſo unruhig?"

Annika klopfte mit ihrer braunen, knotigen Hand Skuldfrid auf die Wange.

„Ach, liebe Annika, es iſt nicht der Schmerz am Fuße, denn dieſer thut nicht mehr ſehr wehe, ſondern es iſt der Verdruß, daß ich nicht zu meinem guten Freund Onkel Aberney kann. Ich möchte ihm gern einen Brief ſchicken, weiß aber nicht, wie ich das anfangen ſoll. Alles dies macht mich unruhig in meinem Gemüth."

„Hm! hm!" ſagte Annika, hatte aber nicht Zeit, mehr zu ſagen, denn in dieſem Augenblicke trat der Doctor ein.

Der Beſuch deſſelben dauerte diesmal länger als am vorigen Tage und ſein Benehmen war mehr herzlich als ſteif und ceremoniös. Er ſprach von der Gegend, von Finnland und dem finniſchen Volk, und durch die angenehme Art und die Leichtigkeit, womit er ſich ausdrückte, gelang es ihm, Skuldfried ein wenig mehr Vertrauen einzuflößen als früher.

Als er aufſtand, um ſich zu entfernen, bemerkte er:

„Da habe ich eine ganze Stunde verplaudert, aber ich mache mir kein Gewiſſen daraus. Da Ihr Fuß Sie noch ans Lager gefeſſelt hält, ſo haben Sie noch vollauf Zeit zu Betrachtungen.

Annika begleitete ihn hinaus. In der Hausflur ſagte ſie ſich verneigend:

„Ich bitte um Verzeihung, aber ich möchte gern eine Frage an Sie thun, Herr Doctor."

„Recht gern.“

„Woher hatten Sie erfahren, daß Skuldfrid den Fuß gebrochen?“

„Die Sache iſt ganz einfach. Ich war auf dem Heimwege, als ein junger Mann mich anrief und ſagte: die Mamſell auf Ektorp habe Schaden genommen, worauf ich ſogleich hierher fuhr.

„Ach, das iſt dann wirklich eine Schickung des Himmels geweſen“, ſagte Annika.

„Oder der Hölle“, murmelte der Doctor, während er in ſeinen Wagen ſtieg.

Auf dem Tiſch neben Skuldfrid lag ein Buch, in welchem ſie geleſen hatte. Als der Doctor fort war, nahm ſie es wieder zur Hand. Bei dieſer Bewegung ſchlug ſich das Buch von ſelbſt auf, und ſiehe da, es lag ein zierlich zuſammengebrochenes Briefchen, an „Mamſell Smidt“ adreſſirt, darin.

Bei dieſem Anblick überzog eine dunkle Röthe Skuldfrid's Wangen und ſie ſchlug das Buch raſch wieder zu.

In dieſem Augenblick trat Annika mit der Frage ein, ob Skuldfrid etwas bedürfe; ſei dies nicht der Fall, ſo wolle ſie zu Frau Smidt gehen, um mit dieſer etwas Dringendes zu beſprechen.

Als das junge Mädchen wieder allein war, öffnete ſie langſam das Buch und drehte den Brief mit unentſchloſſener Miene um, während ſie dachte:

„Von wem kann das ſein? Und wie iſt es hierher gekommen?“

Ihr Herz ſchlug ängſtlich, und der Brief ward wieder in das Buch gelegt.

„Du darfſt ihn nicht öffnen“, ſagte die Vernunft.

„Was könnte wol Unrechtes dabei ſein?“ flüſterte die Neugier.

Der Brief ward wieder zur Hand genommen, gedreht, beſichtigt und endlich, ohne daß Skuldfrid recht wußte,

wie es zugegangen, war er geöffnet. Die muntern, wiß begierigen Augen laſen Folgendes:

„Als ich Sie geſtern verließ, war mein feſter Entſchluß, Sie niemals wiederzuſehen, weil ich mir die Schuld gab, Urſache des geſchehenen Unglücks zu ſein. Ja, noch mehr, ich ſah in dieſem Unfall ein warnendes Zeichen des Schickſals, welches mich auserſehen, Ihnen Schmerz und Kummer zu bereiten. Dieſem wollte ich dadurch zuvorkommen, daß ich aller Berührung mit einer Perſon auswiche, die ſchon bei unſerer erſten Bekanntſchaft von einem Leiden ereilt ward.

„Trotz aller dieſer Vorſätze aber erhalten Sie doch dieſen Brief von mir. Mein geſtern gefaßter Beſchluß iſt heute ſonach umgeſtoßen worden. — Indeſſen, ich weiß es ſelbſt nicht — ich weiß blos, daß ich mein ganzes Leben dankbar dafür ſein würde, wenn ich Ihre Verzeihung für das Ungemach erlangte, welches ich dadurch für Sie herbeigeführt, daß ich Ihnen meine Geſellſchaft aufdrängte."

Skuldfrid las und las immer wieder dieſen Brief, der ohne alle Namensunterſchrift war. Was lag in dem Inhalte deſſelben, was ihr Gemüth feſſelte und ſo angenehm auf daſſelbe einwirkte? Sie wußte es ſelbſt nicht, aber entſchwunden war mit einem mal alle Unruhe und alle Ungeduld, und als Annika wieder eintrat, ward ſie von Skuldfrid's ruhiger, lächelnder Miene förmlich überraſcht.

„Ei, du ſiehſt ja wieder ganz freundlich aus!" rief die alte Dienerin. „Ich komme auch mit einer frohen Botſchaft. Deine Mutter hat Ivar erlaubt, nach Junta hinüberzureiten und dem Profeſſor zu ſagen, daß du den Fuß verrenkt haſt."

Skuldfrid machte in ihrer Freude eine ſo heftige Bewegung, daß ihr Fuß wieder zu ſchmerzen begann. Dies hielt ſie indeſſen nicht ab, Annika von Herzensgrund zu umarmen und zu drücken, und die alte Dienerin lächelte das junge Mädchen gutmüthig an.

Skuldfrid ſchrieb nun einen Brief, und Ivar ritt damit fort.

Als Frau Smidt bei ihrer Tochter eintrat, ſtreckte ihr dieſe beide Hände entgegen und ſagte mit der ihrem Alter eigenthümlichen Lebhaftigkeit:

„Du gute, liebe Mama, die du mir erlaubt haſt, nach Junta zu ſchicken. Onkel Aberney ſchreibt mir gewiß ein paar Worte. Ach wie dankbar bin ich dir!“

Frau Smidt lächelte in ihrer wehmüthigen Weiſe, klopfte Skuldfrid auf das Köpfchen und ſetzte ſich an das Fenſter, ohne ein Wort zu ſprechen. Sie ſaß ſo, daß Skuldfrid ihr Geſicht im Profil ſah. Während ſie ſo den Kopf auf ihre Arbeit herabneigte, ſah es aus, als wären ihre Züge in Marmor gemeißelt, ſo leblos ſchien ſie zu ſein. Die Pergamentfarbe, das ſilberweiße Haar, die gerade Naſe und die ſcharf zuſammengepreßten Lippen — alles hatte einen beinahe geſpenſtiſchen Ausdruck. Ganz mechaniſch führte ſie die Nadel, ohne ein einziges mal aufzublicken. Eine unausſprechliche Beklommenheit bemächtigte ſich Skuldfrid's ſoeben noch ſo heitern Sinnes und tiefes Mitleid erfüllte ihr Herz. Sie dachte:

„Was iſt es für ein Schmerz, der die Züge meiner Mutter ſo unauslöſchlich durchfurcht? Was für bittere und düſtere Erinnerungen ſind es, die ihre Seele in ewigen Kummer verſenken? O mein Gott! Wie ſchmerzlich iſt es, dieſes Geſicht zu betrachten und darin Leiden zu leſen, die niemals gemildert werden können. Gibt es denn keine Freude für ſie, die ſo gut, ſo zärtlich, ſo bewundernswürdig iſt? Sie gleicht einer Märtyrerin und flößt ebenſo wie eine ſolche beinahe religiöſe Ehrfurcht ein. Man fühlt, daß der Abſtand zwiſchen ihr und uns andern unermeßlich iſt, und ebendeshalb wagt man nicht, ſich ihr zu nähern.“

Skuldfrid ſeufzte ſo tief, daß Frau Smidt plötzlich den Kopf emporhob und ſie anſah.

„Was fehlt dir, mein Kind? Haſt du heftige Schmerzen?“ fragte ſie.

„O nein, Mama, es beunruhigte mich blos etwas“, entgegnete Skuldfrid, indem ſie die Hände nach der Mutter ausſtreckte. „Komm und ſetz' dich hierher“, fuhr ſie fort. „Wenn ich dich ſo weit von mir ſitzen ſehe, ſo iſt es mir, als wenn der Abſtand zwiſchen uns unendlich wäre.“

Frau Smidt ſtand auf und ſetzte ſich zu ihrer Tochter. Sie fuhr mit der Hand ſchmeichelnd über das ſchöne Haupt und ſagte mit unbeſchreiblich wehmüthigem Lächeln:

„Die Entfernung zwiſchen dir und mir iſt auch in der That unermeßlich. Du biſt der lächelnde, muntere Frühling, der nichts weiß von den Stürmen des Herbſtes. Ich“ — und ſie drückte das Haupt der Tochter an ihre Bruſt — „bin der Winter. Mein Leben iſt Nacht, das deine ein ſonniger und lächelnder Frühlingsmorgen. Ach möge es ewig ſo bleiben! Möge nicht ein einziger Schatten meines ſchwarzen Schickſals auf deinen Lebenspfad fallen.“

Frau Smidt küßte ihre Tochter auf die Stirn.

„Dein Leben iſt alſo wol ſehr unglücklich geweſen, Mutter?“ fragte Skuldfrid, indem ſie mit einem eigenthümlich furchtſamen und doch forſchenden Blick zu Frau Smidt aufſah.

Die Züge dieſer verfinſterten ſich und ſie antwortete in düſterm Ton:

„Kind, verſuche niemals das verfloſſene Leben deiner Mutter zu erforſchen. Es wäre dies für mich der Tod und für dich ſelbſt ein Unglück.“

Sie erhob ſich, um von der Tochter hinwegzugehen, Skuldfrid aber hielt ſie zurück.

„Verzeihe, wenn ich dich betrübt habe, aber du ahnſt nicht, was ich fühle, wenn mein Blick auf deinem Antlitz ruht und ich bedenke, daß, ſo weit ich zurückdenken kann,

es ſtets ebenſo bekümmert geweſen iſt, daß niemals ein Lächeln des Glücks oder der Zufriedenheit deine Züge verklärt hat. O, meine geliebte, meine theuere Mutter, ich bin ja dein Kind, laß mich nun deine Freundin werden, welche die Bürde deines Kummers theilt. Er wird dann ſicher weniger ſchwer werden."

Skuldfrid ſchlang ihre Arme um den Hals der Mutter und ſah mit zärtlichem, bittendem Blick zu ihr auf.

Frau Smidt ſchloß die Tochter an ihre Bruſt und ſagte in ungewöhnlich klarem, ruhigem Tone:

„Ja, du biſt meine Skuldfrid und ebendeshalb will ich, daß die dunkeln Seiten des Lebens dir fremd bleiben. Siehſt du die Blume dort am Fenſter? Wie ſchön blüht ſie, wie üppig ſind ihre Farben und wie lächelnd grün die Blätter, die ſie umgeben. Wohlan, die Erde, ihre Mutter, iſt gleichwol ſchwarz; die Blume fragt aber nicht, weshalb ſie ein Trauergewand trägt. Mache du es auch ſo. Genieße die Strahlen der Sonne, den Hauch des Zephirs, alles was dein junges Gemüth erfreuen kann, aber frage nicht, weshalb das Haar deiner Mutter vor der Zeit ergraut, ihre Wange von Kummer durchfurcht und ihr Glück geflohen iſt. Dieſe Fragen würden deinen Lebensmorgen in düſtere Nacht verwandeln."

Es lag etwas feierlich und doch liebevoll Warnendes in der Stimme. Eine Pauſe trat ein. Skuldfrid war ſo wunderbar geſtimmt, daß ſie nicht durch ein einziges Wort das Schweigen zu brechen wagte. Nach einer langen Weile hob Frau Smidt wieder an:

„Wenn dein Blick auf meinen düſtern Zügen weilt, ſo bedenke, daß der Gott, welcher im Herzen lieſt, auch gerecht iſt, und daß er nicht den Kummer das Leben eines Menſchen verzehren läßt, ohne daß der, welcher leidet, ſich dadurch ein Verdienſt erwirbt. Laß deine unſchuldigen Blicke nicht auf meinem düſtern Antlitz weilen, ſondern hebe ſie gen Himmel. Von welcher Art auch meine innern Schmerzen ſein mögen, ſo beſitze ich gleichwol einen

Reichthum, denn ich beſitze dich, du biſt meine holde, ſchöne Blume, die ich gleich der Erde genährt und in meinem Schoſe erzogen. Gottes Sonne hat mit Anmuth deine ſchuldloſe Wange geſchmückt, und gnädig iſt Gott gegen mich geweſen, da ich dich behalten durfte."

„Ach, Mutter, wie fromm und ergeben du biſt! Ach, wer doch auch einmal ſo werden könnte!"

Bei dieſen Worten zuckte Frau Smidt zuſammen, blickte mit angſtvollem Beben auf die Tochter, küßte ſie haſtig auf die Stirn und murmelte:

„Gott bewahre dich, Kind, davor, ſo zu werden wie ich!"

Damit verließ ſie ſchnell das Zimmer.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Als Ivar von Junta zurückkam, brachte er einen Gruß und die Meldung mit, daß der Professor während des Nachmittags selbst herüberkommen würde. Bei dieser Mittheilung that Skuldfrid einen Freudenschrei, den Augenblick darauf aber sah sie Annika ängstlich an, als ob sie von dieser hören wollte, wie es geschehen könne, daß ein fremder Mensch auf Besuch nach Ektorp käme.

„Liebes Kind, du kannst dir doch denken, daß ich die Sache so angestellt habe, daß deine Mutter mir erlaubte, nach Junta zu schicken."

„Was für eine Sache denn?" fragte Skuldfrid, welche Annika durchaus nicht die Fähigkeit zutraute, ihre Gedanken zu errathen.

„Wie du doch schwatzest! Ich sehe schon, du fürchtest, deine Mutter könne es übel nehmen, wenn der Professor kommt."

„Ja, das ist wahr. Ich fürchte, daß —"

„Du bist eine Närrin, denn du glaubst, Annika habe nicht mehr Verstand als ein Sperling. Aber sei nur ruhig. Dein lieber Professor soll hereindürfen — dafür habe ich schon gesorgt."

Digitized by Google

Annika ging hinaus, und Skuldfrid ward von einer wirklichen Achtung vor dem Verstande der alten Dienerin ergriffen, die sie bisjetzt für ziemlich einfältig angesehen hatte.

Skuldfrid zählte die Stunden, bis der Nachmittag kam, und dann horchte sie mit gespannter Aufmerksamkeit auf jeden Laut, der sich hören ließ, bis das Rollen eines Wagens sich ihren Ohren näherte.

Nun war es schwer, liegen zu bleiben und dem willkommenen Gaste nicht entgegenzueilen.

Endlich öffnete sich die Thür, und mit einem Freudenrufe streckte Skuldfrid dem Eintretenden die Arme entgegen.

Ein unbeschreiblich freundliches Lächeln kräuselte Aberney's Lippen beim Anblick der Freude, welche aus den Zügen des jungen Mädchens leuchtete.

„Ich sollte böse sein", sagte er scherzend, „und du verdientest für deine Tollkühnheit tüchtig ausgescholten zu werden. Was habe ich immer über das Reiten gesagt?"

Er ergriff sie bei den Händen und drückte ihr dieselben herzlich.

„Nur keine Scheltworte", rief Skuldfrid und drückte die Hände des geliebten Lehrers an ihre Lippen. „Bin ich nicht schon hinreichend gestraft, da ich das Zimmer hüten muß und nicht umherstreifen, nicht Junta besuchen darf? Jetzt brauche ich meinen Freund, der mich tröstet! Ach, Onkel, Sie wissen nicht, wie gut ich Ihnen bin, wie sehr mich der Gedanke beunruhigte, Sie nicht zu sehen. Wenn Sie das wüßten, so würden Sie begreifen, daß die Strafe, welche ich zu ertragen habe, schon viel, viel zu groß ist!"

Aberney empfand in seiner Brust ein wunderliches Gefühl, als er Skuldfrid so ungekünstelt von ihrer Zuneigung und von ihrer Sehnsucht nach ihm sprechen hörte. Er, der während seines ganzen Mannesalters so einsam gestanden, er besaß nun zwei junge, warme

Herzen, die mit wahrer, ungeheuchelter Zärtlichkeit an ihm hingen.

Wie tief der Menſch ſich auch in ſeine Studien verſenke, ſo verlangt das Herz doch auch ſeine Nahrung, und es treten Augenblicke ein, wo es ihm ſchauerlich vorkommt, mit all ſeiner Gelehrſamkeit ſo einſam zu ſtehen, ohne ein menſchliches Weſen, welches er liebt und von dem er wiedergeliebt wird. Aberney fühlte ſich daher in dieſem Augenblick zufriedener und glücklicher, als dies während ſeines ganzen Mannesalters der Fall geweſen. Er drückte gerührt einen Kuß auf Skuldfrid's Stirn mit den Worten:

„Habe Dank, mein Kind, dafür, daß du mich lieb haſt. Sei überzeugt, daß du an mir ſtets einen treuen Freund haben wirſt, wie auch das Schickſal ſich für uns beide geſtalten möge.“

Von dieſem Tage an kam Aberney jeden Nachmittag nach Ektorp. Als es mit Skuldfrid wieder ein wenig beſſer ging, pflegte er ſie hinauszutragen auf den Hof.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Doctor beſuchte ſeine Patientin jeden Vormittag und verweilte gewöhnlich ziemlich lange auf Ektorp, indem er ſich mit Skuldfrid über Gegenſtände unterhielt, von welchen er glaubte, daß dieſelben ſie intereſſiren müßten.

Treu wie eine Schildwache ſaß Annika während der Beſuche des Doctors im Zimmer. Sie meinte, es ſchicke ſich nicht, den Arzt mit dem „Kinde" allein zu laſſen.

Wagner ſchien durch die Nähe der alten Dienerin durchaus nicht geſtört zu werden, ſondern that als ob ſie nicht da wäre. Oft brachte er Skuldfrid werthvolle Bücher mit. Bei jedem Buch, welches er ihr gab, erröthete ſie, beſonders wenn er mit einem verbindlichen Lächeln hinzuſetzte:

„Hier iſt ein Werk, welches Sie intereſſiren muß."

Sie konnte dann ſicher ſein, in dem Buche einen Brief oder einige geſchriebene Zeilen zu finden, welche entweder Unruhe oder Theilnahme zu erkennen gaben.

Bei Aberney's erſtem Beſuch hatte Skuldfrid ſich feſt vorgenommen, ihm ihre Begegnung mit dem unbekannten jungen Mann zu erzählen und ihm auch den Brief zu zeigen, welchen ſie am Morgen erhalten; jedesmal aber,

wo ſie den Mund öffnete, um dieſen bemerkenswerthen Vorfall zu erzählen, ſtieg ihr das Blut gewaltſam in die Wangen empor und es widerſtrebte ihr im höchſten Grade, davon zu ſprechen.

Als Skuldfrid zwei Tage nach dem erſten Beſuche des Doctors wieder ein Billet erhielt, ward es unruhig in ihr. Sie fühlte das Bedürfniß, ſich jemand anzuvertrauen, und ſie nahm ſich nun vor, die ganze Sache ihrer Mutter zu erzählen. Wenn aber Frau Smidt eintrat und Skuldfrid die düſtern Züge erblickte, fühlte ſie ſich von demſelben unerklärlichen Gefühl von Furcht ergriffen, welches ſie von ihrer Kindheit an empfunden. Es war ihr unmöglich, unbefangen und vertraulich mit der Mutter zu ſprechen.

Auf dieſe Weiſe blieb der Vorfall mit dem Fremdling verſchwiegen, und nun entſtand etwas anderes, was ſtets auf Verheimlichung folgt, nämlich daß ſie in ihrem Innern zu folgern und ſich zu ſagen begann, es läge doch im Grunde genommen durchaus nichts Unrechtes darin, daß jemand an ſie ſchriebe, und dieſe Sache ginge niemand weiter als ſie ſelbſt etwas an. Weder ihre Mutter, noch Annika, noch Aberney hatte es jemals als etwas Unrechtes bezeichnet, wenn ein Menſch dem andern Briefe ſchickte. Tage hatte ja mehrere Jahre lang an Skuldfrid geſchrieben und ſie an ihn. Weshalb brauchte ſie ſich da deswegen zu beunruhigen, daß der Fremdling ſich auf dieſe Weiſe von ihrem Befinden unterrichten wollte?

Das Ende von Skuldfrid's Schlußfolgerungen war, daß ſie ohne weitere Gewiſſensbedenken jede Zeile, die ſie erhielt, las und daß ſie ſehr bald ſich danach ſehnte, wenn auch der Brief oft nur die Worte enthielt:

„Wann wird Ihr Fuß Ihnen erlauben, einen Spaziergang zu machen? Sehen Sie, das iſt meine erſte Frage, wenn ich erwache, und die letzte, wenn ich einſchlafe.“

Oder ein andermal:

„Ich möchte wiſſen, ob Sie ſehr erbittert auf mich ſind.“

Oder:

„Werden Sie niemals ein paar Zeilen von Ihrer Hand in einem der Bücher liegen laſſen, welche hierher zurückkehren?“

Wie wenig inhaltreich dieſe Billets auch waren, ſo las Skuldfrid ſie doch unzähligemal. Es war etwas unerklärlich Magiſches, was die Phantaſie des jungen Mädchens auf angenehme Weiſe feſſelte und bezauberte.

Deſſenungeachtet hatte ſie ſich aber noch keinen Augenblick verſucht gefühlt, eine Antwort zu ſenden. Ihre höchſt eigenthümliche Erziehung und ihre vollkommene Unbekanntſchaft mit den Forderungen der Convenienz, war der Grund, daß, wenn ſie geneigt geweſen wäre, die Briefe zu beantworten, ſie dies auch gethan haben würde, ohne etwas Tadelnswerthes darin zu ſehen. Nun aber kam es ihr vor, als wenn ſie den Zauber, der in dieſen ſchriftlichen Offenbarungen lag, gänzlich zerſtören würde, wenn ſie ſelbſt einen einzigen Buchſtaben als Antwort darauf ſchriebe.

So waren zwei Wochen vergangen. Des Vormittags fanden die Beſuche des Doctors ſtatt, nach deſſen Weggang ſich allemal irgendwo ein Billet vorfand; des Nachmittags kam Aberney, der ihr Unterricht ertheilte; abends wurde geſungen oder geplaudert bis acht Uhr, wo dann Aberney das Haus und ſeine Elevin, wie er Skuldfrid nannte, wieder verließ.

In der dritten Woche ſagte der Doctor, ſeine Patientin könne auf Annika's Arm und einen Stock geſtützt einen Verſuch zu gehen machen. Als Aberney an dieſem Tage kam, fand er Skuldfrid auf dem Hofe ſitzend.

„Nun, mein lieber guter Freund, darf ich anfangen wieder zu gehen!“ rief ſie ihm entgegen. „Ach, Onkel, reichen Sie mir Ihren Arm und laſſen Sie uns zum Gitterthor hinaus bis an das Birkenwäldchen ſpazieren.“

Lachend und munter wie ein Vogel, welcher dem Käfig entſchlüpft iſt, ging Skuldfrid auf des Profeſſors Arm geſtützt zu dem Gitterthor hinaus. Er wandelte ſo langſam mit ihr, daß ſie endlich mit heiterer Ungeduld ausrief:

„Ach, das iſt ja als wenn wir ein paar Schildkröten wären — wir müſſen ein wenig raſcher gehen!"

„Allerdings, aber dann könnte wieder etwas mit dem Fuße paſſiren. Wer die Freude des Lebens genießen will, muß es mit Maß thun, ſonſt wird er bankrott."

„Dann werden Sie gewiß niemals bankrott, Onkel", meinte Skuldfrid.

„Nein, und zwar aus zwei Gründen", bemerkte Aberney mit nachdenklicher Miene.

„Laſſen Sie hören."

„Erſtens deshalb, weil ich von der Freude ſo wenig genoſſen habe, und zweitens weil man, je mehr man zu verſchwenden hat, deſto mehr ſpart."

Skuldfrid ſah ihn an. Sie gingen ſchweigend die Anhöhe hinauf. Als er ihr hier Platz nehmen geholfen und ſich ſelbſt in einiger Entfernung von ihr ins Gras geſtreckt hatte, ſagte ſie:

„Hat mein Freund auch Kummer zu ertragen gehabt?"

„Die Vergangenheit liegt hinter uns und ich liebe es nicht, zurückzuſchauen, ſondern vorwärts", ſagte Aberney mit ſo beſtimmt abweiſendem Ausdruck in ſeinem Tone, daß Skuldfrid darüber faſt ein wenig erſchrak. Dieſen kalten Ton nahm der Profeſſor ihr gegenüber nur höchſt ſelten an.

Es trat eine lange Pauſe ein. Aberney's Augen folgten den leichten dahineilenden Wolken, die vom Wind über den Himmel gejagt wurden. Skuldfrid's Blicke ruhten auf ihm. Sie dachte:

„Welch ein merkwürdiges Geſchöpf iſt doch der Menſch! Sein Geſicht gleicht dem Einband eines Buchs, worauf man wol den Titel, aber nicht den Inhalt lieſt. Ob

dieſer heiter oder ernſt iſt, darüber verräth der Einband nichts. Und doch möchte ich gern einen Blick in die Seele meiner Mutter und meines Freundes werfen."

In dieſem Augenblick drehte ſich Aberney nach ihr herum und ſagte mit freundlichem Lächeln:

„Warum biſt du ſo ſtill, mein fröhliches Kind?"

„Ich dachte an meine Mutter und an dich, Onkel."

„Und was dachteſt du, Skuldfrid?"

„Das wage ich nicht zu ſagen."

„Fürchteſt du dich vor mir?"

Er reichte ihr die Hand. Skuldfrid legte die ihrige hinein.

„Ja, der Ausdruck deiner Stimme erſchreckte mich."

„Dann vergiß denſelben und ſage mir, was du dachteſt."

„Deine Antwort erinnerte mich daran, daß ich im Grunde genommen doch recht einſam in der Welt ſtehe."

„Du, die du eine Mutter, einen Freund und einen Jugendgenoſſen haſt, die dich alle drei lieben?"

„Meine Mutter ſowol als mein Freund ſind Fremdlinge für mich, wenn es ſich um ſie ſelbſt handelt."

„Da haſt du ganz gewiß unrecht."

„Sage das nicht; denke nur einmal nach. Geſchieht es wol jemals, daß du mit mir von dir ſelbſt ſprächeſt, Onkel?"

„Weshalb ſollte ich dies thun?" entgegnete Aberney und ſeine Züge wurden wieder ſehr ernſt. „Du biſt jetzt noch ganz jung, dein Herz und dein Gemüth kennen die Schattenſeiten des Lebens nur durch die Schilderungen, die du davon geleſen. Du biſt glücklich, ſolange dieſer Zuſtand dauert. Mein Leben bietet nichts Lehrreiches für ein Mädchen, ja kaum für einen Knaben. Merke wohl: nur Kinder und alte Leute fühlen das Bedürfniß, von der Vergangenheit zu ſprechen. Ein Mann iſt in allem, was ihn allein betrifft, ſich ſelbſt genug. Uebrigens dürfen wir niemals wünſchen,

uns in das Leben anderer einzudrängen, denn dies ist ein Gebiet, welches ausschließlich dem Individuum angehört."

Wieder trat Schweigen ein. Skuldfrid's Hand ruhte noch in der Aberney's, ohne daß er oder sie darauf zu achten schienen. Skuldfrid brach das Schweigen:

„Du sagst, wir dürften niemals in das Leben anderer einzudringen suchen. Es ist möglich, daß du recht hast, aber gleichwol dünkt mich dies unausführbar zu sein. Wie will mein Freund, daß das Herz beschaffen sei, welches mit Gleichgültigkeit den Ausdruck von Schmerz auf einem Antlitz sieht, ohne den Leidenden trösten zu wollen? Wenn dies schon von unsern Mitmenschen im allgemeinen gilt, wie viel mehr gilt es dann von denen, die wir lieben. Ach, du weißt nicht, was es heißt, lieber Onkel, von seiner Kindheit an Kummer und Verzweiflung in den Zügen einer theuern Person lesen zu müssen und gleichwol wie ein Fremdling dazustehen und die Sorge nicht theilen zu dürfen!"

„Mein Kind, du denkst jetzt an deine Mutter", sagte Aberney.

„Ja."

„Sage mir, Skuldfrid, warum sprichst du mit mir so selten von ihr? Schon als Kind wichst du jedem Gespräch über diese deinem Herzen theuere Person aus, und erwähntest du sie ja einmal, so geschah es ganz flüchtig und kurz. Ich wollte deswegen keine Fragen an dich thun, weil —"

„Du dich nicht in anderer Geheimnisse eindrängen wolltest, nicht wahr?" entgegnete Skuldfrid wehmüthig lächelnd. „Und gleichwol habe ich oft gewünscht, daß du dies thun möchtest. Zuweilen ist es mir vorgekommen, als wenn die Unruhe, die mich peinigt, verschwunden wäre, wenn ich dir die Ursache derselben hätte erzählen dürfen."

„Aber, mein Kind, es hat dir ja ſtets freigeſtanden, mir dein Herz zu öffnen", entgegnete Aberney und klopfte ganz väterlich die kleine Hand, die er in der ſeinigen hielt.

„Nein, es war mir unmöglich, ohne Veranlaſſung von meiner armen Mutter zu ſprechen. Ueberdies —"

„Nun, warum redeſt du nicht aus?"

„Ueberdies dachte ich, daß wenn mein Freund mich auch nur halb ſo lieb hätte wie ich ihn, er dann mehr von ſich ſelbſt mit mir ſprechen würde."

„Du zweifelſt alſo daran, daß ich dich lieb habe?"

„Nein, das gerade nicht, aber du liebſt mich nicht ſo warm, wie ich dich. Du biſt mir Vater, Lehrer und Freund, aber ich bin dir nicht ſo lieb wie eine Tochter."

„Du biſt noch zu jung, Skuldfrid, um zu wiſſen, daß die Zuneigung eines Vaters ſich nicht auf dieſelbe Weiſe äußert wie die einer Tochter, ſonſt hätteſt du ſchon längſt eingeſehen, daß du meinem Herzen ſtets ebenſo theuer geweſen biſt, als ob du mein eigenes Kind wäreſt; doch laſſen wir das. Ich ſpreche nicht gern von meinen Gefühlen —" er klopfte wieder die kleine Hand — „wohl aber höre ich dich gern von deinen Gedanken und Eindrücken erzählen. Wenn ich nicht früher verlangt habe, daß du von deiner Mutter ſprechen ſollſt, ſo iſt dies aus dem einfachen Grunde geſchehen, weil ich erwartete, daß du es von ſelbſt thun würdeſt."

Aberney und Skuldfrid hatten keine Ahnung davon, daß ſie von zwei Perſonen belauſcht wurden, die indeſſen ſo weit von ihnen entfernt waren, daß ſie nicht hören konnten, was geſprochen ward.

Die eine dieſer Perſonen war Frau Smidt. Nachdem ihre Tochter auf Aberney's Arm geſtützt das Haus verlaſſen und ſich auf den kleinen Hügel begeben, hatte ſie ſich unbemerkt an dem Heckenzaune hin- und bis an eine Bank geſchlichen, hinter welcher hervor ſie durch das

Laub ihre Tochter und deren väterlichen Freund ſehen konnte.

Frau Smidt's Augen hafteten unverwandt an Aberney's Zügen und von Zeit zu Zeit hob ein ſchwerer, qualvoller Seufzer ihre Bruſt.

Der zweite Beobachter war niemand anders als Konſtantin. Er lag ausgeſtreckt auf der Erde hinter einem Gebüſch auf der andern Seite des Weges, von welcher Stelle aus man den Hof von Ektorp ſowie auch den Hügel ſehen konnte, auf welchem Skuldfrid jetzt ſaß.

Man konnte ſagen, daß die Züge des jungen Mannes von dem Augenblick an, wo Aberney Skuldfrid's Hand ergriff, eine ſo große Veränderung erlitten hatten, daß es ſchwer geweſen wäre, ſie wiederzuerkennen, ſo wild war der Ausdruck in ſeinem Blick. Als Aberney, der das Geſicht von ihm abgewendet hatte, Skuldfrid's Hand ſtreichelte, ballte Konſtantin krampfhaft die Hände und biß die Zähne ſo feſt zuſammen, daß einige Blutstropfen auf den Lippen zum Vorſchein kamen.

Skuldfrid hob wieder an:

„So lange ich mich erinnern kann, habe ich, ehe ich dich und Tage kennen lernte, nicht mehr als zwei Menſchen geliebt — meine Mutter und Annika. Mein Gefühl für die erſtere hat aber auf einem ſo hohen Grade von Ehrfurcht beruht, daß ich niemals gewagt habe, mich ihr mit vollem Vertrauen zu nähern. Ja, ich weiß, daß ich mir in ihrer Gegenwart kaum zu lachen getraute, oder mir einen Ausdruck der Freude erlaubte. Wenn ich als Kind ganz munter ein Liedchen ſang, wenn ich tanzte oder ſpielte und meine Mutter kam dazu, ſo verſtummte ich augenblicklich und meine Freude verſchwand."

„War deine Mutter ſehr ſtreng?" fragte Aberney.

„O nein, nichts weniger als dieſes. Sie hat mir nie ein böſes Wort geſagt. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals von ihr ausgeſcholten worden wäre. Sie iſt ſtets gut, zärtlich und hold geweſen."

„Und dennoch dieſe Furcht?“

„Ja. Der Grund mußte in ihrem düſtern, verſchloſſenen und ſchwermüthigen Charakter liegen. Als ich noch ganz klein war, ſprach ſie höchſt ſelten weder mit mir noch mit Annika. Sie pflegte mich da auf ihren Schos zu nehmen, mich mit Heftigkeit an ihr Herz zu drücken und dann in ein wildes Weinen auszubrechen, welches ſo gewaltſam ward, daß Annika mich gewöhnlich von ihr trennte, und dann geſchah es, daß ich ſie mehrere Tage lang nicht zu ſehen bekam. Wenn ſie ſich wieder zeigte, war ſie ſchweigſam und düſter, liebkoſte mich mit der Miene verzweifelten Schmerzes und brachte dann mehrere Tage mit angeſtrengter Arbeit zu, bis ein neuer Ausbruch von Schmerz erfolgte und ſie dann wieder mehrere Tage nicht ſichtbar war. Dieſe Anwandelungen von wilden Zärtlichkeitsbeweiſen und gewaltſamem Schmerz beunruhigten und ſchreckten mich. Ich liebte ſie, aber ich fürchtete ſie auch. Mein heiteres, freies Gemüth trat ſcheu vor ihrem Kummer zurück, weil ich denſelben weder verſtand noch theilen durfte. Wenn ich fragte: «Mama, warum weineſt du?» dann erhöhte meine Frage ihren innern Schmerz und ſie eilte von mir hinweg. Annika ſagte dann ſtets: «Kind, du mußt deine Mutter nicht mit Fragen beläſtigen.» — Sowie ich heranwuchs, wurden dieſe gewaltſamen Ausbrüche ſeltener, und als das Schickſal Sie und mich zuſammenführte, hatten ſie gänzlich aufgehört. Es war als wenn die Thränenquelle verſiegt wäre, aber ohne daß der Kummer ſelbſt ſich vermindert hätte, und ich glaube, daß der ſtumme und düſtere Schmerz meiner Mutter mich noch mehr ſchreckte, während zugleich ihr Eifer, meine Erziehung zu fördern und mich Gott und meine Mitmenſchen lieben zu lehren, meine Liebe zu ihr erhöhte. Frei, ohne alle Bande wuchs ich heran, und die Stunden, welche mein Unterricht in Anſpruch nahm, waren die einzigen, über die ich nicht nach meinem Gutdünken verfügen durfte. Annika ver-

hätſchelte mich einerſeits, während ſie zugleich andererſeits meine oft übermüthigen Einfälle zu zügeln ſuchte, auch ohne daß ich mir aus ihren Worten viel gemacht hätte. Sie war nicht meine Vertraute, denn ſie zankte, wenn ich kleine Ausflüge machte, und obſchon ich mich nicht im mindeſten darum kümmerte, ſo fand ich es doch nicht angenehm. Mit meiner Mutter wagte ich beinahe niemals zu ſprechen, wenn ich mich nicht zuweilen mit Annika veruneinigte."

„Aber weshalb wagteſt du denn nicht, mit deiner Mutter zu ſprechen? Misfiel es ihr?"

„Das weiß ich nicht, denn ſie antwortete mir ſtets freundlich und ſanft; es war mir aber, als ſtünde ſie ſo hoch über mir, daß ich ſie mit meinen kleinen Freuden oder Schmerzen nicht beläſtigen dürfte. Sie war und iſt noch in meinen Augen eine Heilige und oft habe ich in Gedanken zu ihr geſprochen wie zu einem höhern Weſen. Vergangenes Jahr, als ich zur Beichte ging, ſagte ich ihr dies, aber da erſchrak ſie ſo darüber, daß ſie ſich vor mir auf die Knie niederwarf und unter heftigem Schluchzen rief: «O, mein Kind, wie ſoll ich wagen, deinen Blicken zu begegnen, da ich dich ſo entſetzlich betrogen habe!» Seit dieſer Zeit kommt zuweilen eine peinliche Unruhe über mich, und ich glaube, ein undankbares Kind zu ſein, weil ich nicht das Vertrauen meiner Mutter ſuche, ſondern mich freier und froher fühle, wenn ich nicht bei ihr bin. Ach, du weißt nicht, wie ergebungsvoll ſie iſt. O, ich gäbe viel darum, wenn ich das Recht hätte, ſie zu tröſten, die Vertraute ihres Schmerzes ſein zu dürfen!"

Skuldfrid ſchwieg.

„Dank, mein Kind, für das, was du geſagt haſt", entgegnete Aberney, „aber entſchlage dich aller Unruhe. Denke ſo: Meine Mutter hat ſicherlich durch irgendein Unglück das Theuerſte verloren, was ſie beſeſſen; und dies iſt die Wunde, an welcher ihr Herz blutet. Jede

Berührung derſelben verurſacht ihr großen Schmerz. Laß ſie ihren Kummer für ſich behalten. Er kann blos dadurch gelindert werden, daß du nicht davon ſprichſt."

„Ach, ſage mir das noch einmal, damit ich nicht Grund habe, mich deswegen anzuklagen, daß ich nichts zur Linderung dieſes Kummers thue."

„Gegen ein ſolches Seelenleiden kannſt du nichts ausrichten. Das Einzige, was in deiner Macht ſteht, iſt, ſie in Frieden und Freude einen Strahl des Troſtes ſehen zu laſſen, und nun wollen wir nicht weiter von dieſem Gegenſtand ſprechen. Sieh, welch ein herrlicher Abend! Höre, wie die Vögel der ſinkenden Sonne ihr Abendlied ſingen, und du mußt dich dankbar fühlen gegen Gott."

Aberney hatte dadurch, daß er Skuldfrid's Aufmerkſamkeit auf den ſchönen Abend leitete, ihre Gedanken gänzlich von dem Gegenſtande abgelenkt, über welchen ſie ſoeben geſprochen. Er ſtellte Betrachtungen an über die Poeſie, welche wir ſelbſt in dem Materiellen finden. Es lag ſtets etwas ſo Tiefes in Aberney's Worten, daß ſein Zuhörer gleichzeitig darüber erſtaunte und hingeriſſen ward. Er verſtand mit dem Scharfſinn ſeiner Ideen zu blenden und zugleich durch die Einfachheit ihrer Darſtellung ſie klar zu machen, ſodaß ſie von einem jeden gefaßt wurde, der Gedanken und Gefühle beſaß. Er ſprach lange über die Nothwendigkeit für unſern vorwärts ſtrebenden Geiſt, in allem das Ideal der Vollkommenheit zu ſuchen, um uns ſelbſt demſelben zu nähern.

Als die Sonne hinter dem Walde verſchwunden war, erhob ſich Aberney mit den Worten:

„Nun will ich dich hineinführen und mich dann nach Hauſe begeben."

Einige Augenblicke ſpäter rollte die Chaiſe des Profeſſors mit ihm fort, und in demſelben Augenblick glaubte Skuldfrid die Hufſchläge eines vorbeigalopirenden

Pferdes zu hören. Sie ſaß am offenen Fenſter und drehte ſchnell den Kopf herum, um zu ſehen, ob ſie recht gehört.

Auf dem Waldwege, der an Ektorv vorbeiführte, ſprengte wirklich ein Reiter dahin. Skuldfrid erkannte das weiße Roß und hatte nun keine Mühe zu errathen, wer daſſelbe ritt.

Bei dieſer Entdeckung brannte eine höhere Farbe auf ihren Wangen und das Herz ſchlug ſchneller. Warum, das wußte ſie ſelbſt nicht.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Die Sommernacht war ſo weit vorgeſchritten, daß man auf Kronobro in dem großen Salon Licht angezündet hatte. Das hellerleuchtete Gemach war menſchenleer, nur Doctor Wagner ſtreckte ſich gemächlich in einem der Seſſel, rauchte ſeine Pfeife und las in einem Buche.

Draußen auf dem Balcon ſtand Konſtantin über das Geländer gebückt. Er blickte hinaus in die halbdunkle Sommernacht, als ob er hoffte, daß die ſanften, liebkoſenden Winde derſelben den Aufruhr in ſeinem Innern zu zerſtreuen und ſein glühend heißes Blut zu kühlen vermöchten.

Endlich, nachdem er lange ſo unbeweglich geſtanden, ging er in den Salon hinein.

Bei dem Geräuſch ſeiner Tritte blickte der Doctor von ſeinem Buche auf, begann aber ſofort wieder zu leſen.

Konſtantin ging einmal im Zimmer auf und ab und ſagte dann:

„Wiſſen Sie, Doctor, wer die Perſonen ſind, die Ektorp beſuchen?“

Seit dem erſten Beſuche des Doctors bei Skuldfrid hatte Konſtantin nicht wieder von den Bewohnern des

Witwenhofes geſprochen. Wagner erzählte ihm jedesmal, wenn er von dort kam, wie Skuldfrid ſich befand, und fügte dann und wann ein Wort über ihre Liebenswürdigkeit und ungewöhnlichen Geiſtesgaben hinzu.

Konſtantin hörte dies mit an, ohne ihn zu unterbrechen oder zu weitern Mittheilungen zu ermuthigen. Wenn er fertig war, begann der junge Mann gewöhnlich von andern Dingen zu ſprechen. Die Briefe an Skuldfrid ſchickte er in der Regel zu dem Doctor hinunter, ehe derſelbe ſich aufmachte.

Es war deutlich zu ſehen, daß Konſtantin mit Fleiß vermied, von ihr zu ſprechen, und Wagner wunderte ſich daher auch, daß er jetzt direct mit einer Frage herausrückte, welche Bezug auf ſie hatte.

Wagner antwortete ſofort, jedoch ohne das Buch wegzulegen, und als ob es ſich um die gleichgültigſte Sache von der Welt handelte:

„Außer mir und Profeſſor Aberney beſucht wahrſcheinlich niemand dieſes einſame Haus.“

„O, da ſind Sie ſehr ſchlecht unterrichtet.“

„Wirklich? Ich möchte gleichwol das Gegentheil glauben“, entgegnete der Doctor, indem er mit verbindlichem Lächeln aufblickte.

„Jeden Nachmittag kommt ein Mann in ſeinen beſten Jahren und von ſtattlichem Ausſehen auf Beſuch dorthin. Er bringt den ganzen Abend bei Ihrer Patientin zu. Wiſſen Sie, wer dieſer Mann iſt?“

„Profeſſor Aberney.“

„Ich ſage Ihnen aber, es iſt ein Mann in ſeinen beſten Jahren und durchaus kein Greis.“

„Ich bitte um Verzeihung“, fiel der Doctor lächelnd ein. „Ich habe ja niemals behauptet, daß der Profeſſor ein Greis ſei.“

„Aber er zählt doch wol einige funfzig Jahre?“

„O nein, er iſt höchſtens einige vierzig.“

„Der aber, von welchem ich ſpreche, iſt noch jünger!“ rief Konſtantin ungeduldig.

„Er ſieht blos jünger aus, als er iſt. Ich kann Ihnen verſichern, daß der Mann, von welchem Sie ſprechen, niemand anders iſt als Profeſſor Aberney.“

„Er ſcheint mit Ihrer Patientin auf ziemlich vertrautem Fuß zu ſtehen.“

„Ja, ſie hegt unbegrenzte Anhänglichkeit an ihn.“

Die Adern ſchwollen auf Konſtantin's Stirn bei den Worten des Doctors. Er drehte ſich auf dem Abſatz herum und ging einigemal im Zimmer auf und ab.

Der Doctor nahm, nachdem er dem Baron mit einem eigenthümlichen langen Blicke gefolgt war, ſeine Lectüre wieder auf.

„Sie ſagten mir einmal“, hob Konſtantin, nachdem er einigemal das Zimmer gemeſſen, „etwas von dieſem Profeſſor. Was war es nur?“

„Ich kann mich nicht erinnern, was es war, ausgenommen vielleicht, daß er, wie man glaubt, kein ſonderlicher Freund Rußlands iſt. Vor einigen Jahren hatte ihn auch die ruſſiſche Behörde deshalb ins Auge gefaßt. Man hatte ihn in Verdacht politiſcher Intriguen.“

„Ja, ja, jetzt beſinne ich mich auf alles. Alſo er hat Umgang mit der menſchenſcheuen Witwe?“

„Mit der Mutter nicht, ſondern mit der Tochter, oder richtiger geſagt, die Tochter hat das Haus des Profeſſors beſucht. Er war und iſt noch ihr Lehrer. Vielleicht wird er eines Tags noch mehr.“

„Was meinen Sie?“

„Ich meine, daß ihn nichts abhält, die Hand ſeiner liebenswürdigen Schülerin zu beanſpruchen. Er wäre nicht der erſte, der ſich eine Frau herangezogen.“

„Sie wollen meine Eiferſucht gegen dieſen Mann reizen“, ſagte Konſtantin in gedämpftem Tone.

„Ihre Eiferſucht? Wie wäre dies möglich; das Mädchen iſt Ihnen ja gleichgültig.“

„Sie wiſſen das Gegentheil.“

„Durchaus nicht.“

„Still, dieſe Spiegelfechterei führt zu nichts; Sie ärgern mich blos damit, denn Sie wiſſen, daß das Mädchen mich intereſſirt.“

„Nun wohl, Herr Baron, wenn dem ſo iſt, ſo ſage ich: Nehmen Sie ſich in Acht. Profeſſor Aberney ſteht hoch in der Achtung und Zuneigung dieſes ſchönen Kindes. Ueberdies verabſcheut er ſchon den Namen Ruſſe.“

„Das thut auch ſie“, dachte Konſtantin.

„Es wird Ihnen, ſolange der Profeſſor an ihrer Seite bleibt, niemals gelingen, Macht über das Herz des Mädchens zu erlangen. Er ſeinerſeits wird ſicherlich nicht geſtatten, daß Sie ihm ein Kleinod rauben, welches er entweder ſelbſt zu beſitzen wünſcht, oder für ſeinen Pflegeſohn beſtimmt hat.“

„Warum folgte ich nicht meiner Eingebung, weit fort von dieſem Mädchen zu gehen, von welchem ich gleich beim erſten Zuſammentreffen wußte, daß es meiner Ruhe gefährlich werden würde?“

„Dieſer Ausweg ſteht Ihnen immer noch offen, und Sie können ihn betreten, ſobald es Ihnen beliebt.“

Der Doctor begann wieder ſein Buch zu leſen, und es verging eine Viertelſtunde, ohne daß ein Wort gewechſelt ward.

„Sie müſſen auf irgendeine Weiſe es möglich zu machen wiſſen, daß ich Zutritt in das Haus erhalte“, ſagte Konſtantin.

„Was Sie da verlangen, iſt unmöglich. Indeſſen, Sie beſitzen ſelbſt ein Mittel, und dieſes beſteht darin, daß Sie Ihren Verwalter hinſchicken und ſagen laſſen, daß Sie den neuen Pacht ſelbſt abzuſchließen wünſchen.“

„Taugt nichts; da wäre ja mein Incognito zerſtört. Iſt Ihre Patientin bald wiederhergeſtellt?“

„In einer Woche ungefähr wird ſie als vollkommen wiederhergeſtellt betrachtet werden können.“

„Morgen fahren Sie zu Ihrer gewöhnlichen Zeit wieder hin?“

„Ja.“

„Gute Nacht.“

Konstantin ging in das Zimmer rechts.

„Noch ein Wort, Herr Baron. Frau Smidt ist mit dem Pacht für das letzte Jahr in Rückstand.“

„Nun und?“

„Sie können diese Forderung geltend machen, wenn Sie wollen.“

„Glauben Sie, daß ich um das Mädchen feilschen wolle?“ fragte Konstantin stolz.

„Ich wünsche Ihnen gute Nacht“, antwortete der Doctor lächelnd, machte eine tiefe Verbeugung und verließ den Salon.

„Dämon!“ murmelte Konstantin und ging in sein Zimmer.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Am folgenden Tage erhielt der Doctor nicht ein kleines Billet von einigen Zeilen, ſondern einen förmlichen Brief, zugleich mit einem Bande von Schiller's Werken für Skuldfrid.

Als der Doctor nach ſeinem Beſuch Abſchied von ihr nahm, überreichte er ihr das Buch mit den Worten:

„Hier iſt Schiller's «Don Carlos», den Sie zu leſen wünſchten. Ich hoffe, daß er Ihnen Vergnügen machen wird; erlauben Sie mir jedoch Ihnen den Rath zu geben, daß man ſchönen Worten ebenſo wenig Vertrauen ſchenken darf als einem netten Feuerwerk. Dichter und Liebhaber ſind mit Redensarten nicht ſparſam.“

Dieſe letztern Worte wurden mit beſonderm Nachdruck geſprochen und trieben das Blut in Skuldfrid's Wangen empor. Sobald ſie allein war, beeilte ſie ſich, den Inhalt des Buchs zu unterſuchen, und fand in demſelben folgenden Brief:

„Sie werden ſicherlich erſtaunen über das, was ich jetzt ſchreibe, wenn Sie finden, daß ich dreiſt eine Frage an Sie thue und ebenſo dreiſt fordere, daß Sie dieſelbe ganz aufrichtig beantworten. Sie lächeln und denken:

Ich kümmere mich nicht darum, was er verlangt. Einen Augenblick, bitte ich, und es wird mir leicht werden, Ihnen zu beweiſen, daß Sie das Schweigen, welches Sie bisjetzt ſo hartnäckig bewahrt, brechen müſſen.

„Als der Zufall Sie und mich zuſammenführte, geſchah es ganz ſicher deshalb, weil das Schickſal, der Befehlshaber des Zufalls, es ſo beſchloſſen hatte. Welche Rolle Sie noch in meinem Leben ſpielen werden, weiß ich nicht. Ich kann dem Intereſſe, welches Sie bei mir erweckt, nicht einmal einen Namen oder eine beſtimmte Form geben. Mir iſt blos Eins klar, nämlich, daß es mir eine Freude iſt, an Sie zu denken, in Ihrer Nähe zu ſein und Sie aus der Ferne zu betrachten. Ich weiß auch, daß Ihr Anblick, als ich unbemerkt an Ihrer Wohnung vorbeiritt, mir genug war und daß ich keine Annäherung zwiſchen uns wünſchte. Ebenſo gewiß aber, wie dies eine Wahrheit iſt, iſt es, daß es mir ſchmerzlich geweſen iſt, ein männliches Weſen, welches weder Ihr Vater noch Ihr Bruder iſt, an Ihrer Seite zu ſehen.

„Glauben Sie nicht, daß ich dieſen Mann um ſein Glück beneide. Um ihn zu beneiden, müßte ich Sie lieben, und dazu kenne ich Sie noch nicht genau genug; aber ich habe mein Glück darin gefunden, Sie mir frei zu denken wie den Vogel in der Luft, und es iſt mir peinlich, wenn man ſagt: Dieſer Mann iſt beſtimmt, Ihr Gatte zu werden.

„Wollen Sie wiſſen, weshalb? Unſere kurze Bekanntſchaft iſt ſo eigenthümlich und Ihre ganze Art und Weiſe der aller andern Frauen ſo unähnlich, daß Sie mir vorkamen wie eine Roſe, die mitten in einem Walde aufgewachſen iſt, unbekannt mit den Blumenbeeten des Gartens, mit den Tändeleien der Schmetterlinge und dem Zwang der Spaliere. Sie waren ein Naturkind, unbekannt mit allem Böſen in der Welt, mit den ſchiefen Begriffen und lächerlichen Vorurtheilen derſelben, dagegen aber geſchmückt mit einem veredelten Verſtand, einem un-

ſchuldigen Herzen und einem poetiſchen Gemüth. Genug, Sie waren meiner Auffaſſung nach eine Verſchmelzung von Natur, Wahrheit und Bildung mit dem heitern, offenen Charakter eines Kindes. Es lag etwas Bezauberndes darin, mir Sie ſo zu denken. Ich wünſchte nichts mehr als dieſen ſchönen Traum bewahren zu dürfen. Da kommt aber ihre männliche Geſellſchaft, um wieder wie ein finſterer Schatten die lieblichen Gemälde zu verdunkeln.

„Geſtern ſagte man: Sie iſt beſtimmt, Profeſſor Aberney's Braut zu werden. Wohlan, was kann ich wol dagegen einzuwenden haben? Nichts. Aber Sie wären dann nicht mehr mein holdes Traumbild, ſondern ein Weib, welches ſich vermählen wird.

„Was will ich wol? Ich will von Ihnen eine Beſtätigung oder Widerlegung dieſes Gerüchts haben. Vier Worte ſind alles, was ich von Ihnen begehre, und dies iſt ja ſehr wenig, beſonders wenn Sie damit meinem aufgeregten Gemüth Ruhe ſchenken können. Es wäre grauſam, mir ſie zu verweigern. Wie auch Ihre Antwort lauten möge, ſo werde ich ſtets in ehrerbietiger Entfernung bleiben; ſollten Sie dagegen Schweigen beobachten, ſo könnte es geſchehen, daß ich mich Ihnen auf eine oder die andere Weiſe in dem Hauſe Ihrer Mutter näherte. Ich bin leider ein eigenthümliches Gemiſch von guten und böſen Kräften. Steigern Sie nicht die letztern durch Weigerung; ich bitte darum. Senden Sie mir morgen «Don Carlos» wieder zurück und legen Sie die Worte darein, die ich begehre.

„Geſtern fühlte ich mich mehrmals verſucht, Ihrer Mutter einen Beſuch abzuſtatten, die Furcht aber, Ihnen zu misfallen, hielt mich davon zurück. Würde ich dadurch wirklich Ihren Unwillen erweckt haben? Dies iſt eine Frage, welche achtungsvoll gethan wird von

Lothard."

Es war das erſte mal, daß er das, was er ſchrieb, mit einem Namen unterzeichnete, und Skuldfrid blickte

darauf, als ob es ihr ſchwer würde, die Augen davon zu trennen. Ihr erſter Gedanke war:

„Ich muß dies da meinem guten Freund zeigen und ihn fragen, ob ich antworten ſoll.“

Sie begann aber recht herzlich zu lachen, als ſie daran dachte, daß hier geſchrieben ſtand, ſie würde Aberney's Gattin werden, und ſie beſchloß daher, ihrem Freunde kein Wort zu ſagen, ſondern die geſtellte Frage ganz einfach zu beantworten.

Funfzehn Federn wurden geſchnitten, probirt und untauglich befunden. Die ſechzehnte endlich ward für gut genug erachtet, um damit zu ſchreiben, aber nun machte es ihr fürchterliches Kopfzerbrechen, ob ſie die Frage wirklich blos mit vier Worten beantworten, oder ob ſie nicht lieber ſich etwas umſtändlicher ausſprechen ſollte. Der Brief enthielt ja am Schluſſe eine zweite Frage, die auch beantwortet werden mußte. Genug, nachdem ſie ihren eigenen Namen auf einen ganzen Bogen geſchrieben, um ſich zu überzeugen, daß die Feder gut ging, ſchrieb ſie folgende Zeilen nieder:

„Man kann ſeinen Lehrer ſehr, ſehr lieb haben, aber deswegen braucht man ihn nicht zu heirathen. Profeſſor Aberney wird durchaus kein unwiſſendes Kind zur Frau haben wollen. Es würde mir ſehr unangenehm ſein, wenn Sie einen Beſuch auf Ektorp abſtatteten. Meine Mutter empfängt niemals Fremde.

„Leben Sie wohl und haben Sie Dank für all Ihre Theilnahme.“

Skuldfrid las ihre Antwort ein dutzend mal durch, ehe ſie dieſelbe zuſammenbrach, verſchloß das kleine Billet mit einer Oblate und ſchrieb darauf: „Monſieur Lothard“, worauf ſie es in den „Don Carlos“ legte.

An dieſem Nachmittag kam Aberney nicht. Er hatte einige Worte an Skuldfrid geſchrieben und ihr gemeldet, daß er auf einige Tage nach Åbo gereiſt ſei.

Am nächſtfolgenden Morgen, als der Doctor Skuldfrid

beſuchte, war ſie ungeheuer verlegen, und als ſie ihm beim Abſchied das Buch reichte, konnte ſie nicht aufblicken. Er nahm es ihr ab, ohne eine Miene zu zucken oder durch ein einziges Wort Verwunderung darüber zu erkennen zu geben, daß ſie das Trauerſpiel ſo ſchnell durchgeleſen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Als der Wagen des Doctors auf dem Hofe von Kronobro vor dem Flügel des Doctors halt machte, kam ihm hier ein Diener entgegen, der ihn ersuchte, sogleich zum Baron hinaufzugehen, was er auch that. Bei seinem Eintritt in den Salon rief Konstantin oder Lothard, wie wir künftig unsern Helden nennen wollen, ihm entgegen:

„Bringen Sie das Buch wieder mit?"

„Ja."

Der Doctor machte eine höfliche Verbeugung und überreichte es ihm.

Lothard riß es mehr aus der Hand des Doctors, als er es empfing, und sagte:

„Sie speisen wol heute Mittag mit uns?"

„Ich werde die Ehre haben."

Inwieweit Lothard die Antwort hörte oder nicht, ist ungewiß, denn er hatte schon das Zimmer verlassen.

„Meine Auffassung war also vollkommen richtig", dachte der Doctor. „Schon bei dem ersten Zusammentreffen mit dem jungen Mädchen verliebte er sich in sie, obschon er sich damals noch scheute, sie zu seinem Opfer

zu machen. Bah! Dergleichen Bedenklichkeiten hegt ein Ruſſe nicht länger als vierundzwanzig Stunden; diesmal aber dürften ſeine Wünſche auf einen heftigen Widerſtand ſtoßen, und wenn ich meine Karten richtig zu miſchen verſtehe, ſo ſoll ſeine Leidenſchaft ihn zu einer ſchlechten That nach der andern verleiten und dann — dann — Ja, ja, du ſtolzer, übermüthiger Canitz — dann dürfteſt du eines Tags alles entgelten, was dein Geſchlecht an mir verbrochen!"

Während ſo der Haß in dem Gemüth des Doctors den Dictator ſpielte, führte in Lothard's Bruſt ein ganz entgegengeſetztes Gefühl das Wort.

Nachdem er ſich in ſein Cabinet eingeſchloſſen, öffnete er ſchnell das Buch und nahm den Brief heraus. Er betrachtete das kleine zuſammengefaltete Papier, welches ſonach Worte enthielt, die die Macht beſaßen, den Beſitzer von Millionen bitter zu verwunden oder hoch zu erfreuen. Seiner äußern Erſcheinung nach ſo unbedeutend, konnte es ihm ein Leid zufügen, von welchem alle dieſe Millionen ihn nicht loskaufen konnten, oder aber ihm eine Freude ſchenken, die er ſich nicht dafür verſchaffen konnte.

Welch ein unbegreifliches Räthſel iſt das Leben! Der Menſch, der allen Ueberfluß und alles materielle Glück beſitzt, iſt oft an wahrem Glück der Allerärmſte.

Nachdem Lothard das Billet lange betrachtet, erbrach er es. Mit ängſtlicher Ungeduld durchlief er die wenigen Zeilen. Wie ungeheuer wenig und doch zugleich wie viel enthielten ſie! Lebhaft und heftig in ſeinem Innern, wechſelte der Eindruck raſch, obſchon ſeine ruſſiſche Erziehung ihn von außen verſchloſſen machte. Die Gewohnheit, jeden unbewachten Ausbruch des Gefühls zurückzuhalten, war ihm zur andern Natur geworden, ſodaß er ſich ſelten jene ſtürmiſchen Ausbrüche von Zorn oder Freude geſtattete, die ſonſt mit ſeinem Charakter übereinſtimmten und ihn als Jüngling kennzeichneten.

Mittags war er ſehr aufgeheitert und ſcherzte mit

ſeinen Tiſchgenoſſen, den beiden jungen Ruſſen und dem Doctor. Das glatte, lächelnde Geſicht des letztern ward ein wenig überſchattet, als ſein Blick auf Lothard's ſchöne, vor Freude ſtrahlenden Züge fiel.

Nach der Mahlzeit trennte man ſich. Die beiden ruſſiſchen Edelleute beabſichtigten der Jagd, ihrer Hauptleidenſchaft, obzuliegen, und Lothard ſtieg wie gewöhnlich zu Pferde, um einen Spazierritt zu machen.

Das ſchöne ſchneeweiße Thier hatte jetzt beinahe drei Wochen lang täglich einen und denſelben Weg gemacht, ſodaß es von ſelbſt den Waldpfad einſchlug, welcher nach Ektorp führte. In einiger Entfernung von dem abgelegenen Gehöft ſprang Lothard aus dem Sattel und band das Pferd an einen Baum, worauf er ſeine Schritte durch den Wald nach ſeinem gewöhnlichen Beobachtungsplatze lenkte.

Gleichwol erreichte er denſelben nicht, denn als er an der ſchmalen ſtark gekrümmten Allee, welche nach dem Gehöfte führte, vorbeigehen wollte, ſah er jemand mit langſamen, vorſichtigen Schritten, auf einen Stück geſtützt, dieſelbe entlang kommen.

Er blieb ſtehen. Er hatte ſchon den Gegenſtand ſeines lebhaften Intereſſes erkannt.

Skuldfrid blickte auf, und auch ſie blieb ſtehen, denn obſchon ſie noch in ziemlicher Entfernung voneinander waren, ſo erkannte doch auch ſie den Fremdling.

Bei dieſer Bewegung von ihrer Seite ſtand zu vermuthen, daß Lothard wie ein ungeduldiger Liebhaber vorwärts ſtürzen würde, ſtatt deſſen aber blieb er unbeweglich ſtehen, als ob er Skuldfrid dadurch andeuten wollte, daß er es gänzlich ihr anheimſtellte, ob ſie ſich ihm nähern oder von ihm entfernen wollte.

Nachdem Skuldfrid ein paar Secunden ſtill geſtanden, ſetzte ſie ihren Weg weiter fort und kam ihm ſonach entgegen.

Bei dieſer Bewegung von ihrer Seite näherte er ſich

ihr mit ſchnellen Schritten. Als er vor ihr ſtand, nahm er ehrerbietig die Mütze ab und ſagte:

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie bei meinem Anblick nicht umgekehrt ſind. Sie würden damit zu erkennen gegeben haben, daß Sie nicht mit mir zuſammenzutreffen wünſchten.“

„Ich habe den ganzen Tag gewünſcht, daß das Schickſal noch einmal unſere Wege zuſammenführen möchte“, antwortete Skuldfrid lächelnd und mit einer warmen Röthe auf ihren ſiebzehnjährigen Wangen. „Um womöglich dem Schickſal meine Wünſche erfüllen zu helfen, habe ich mich heute zum erſten mal wieder auf eigene Fauſt herausgewagt.“

Der ungekünſtelte Ton, womit dies geſagt ward, ſetzte Lothard in wirkliche Verlegenheit. Das Schmeichelhafte, was in ihrem Wunſch, ihn zu treffen, für ſeine Eigenliebe lag, ging gänzlich verloren. Sie ſprach ja davon, wie von der natürlichſten Sache von der Welt, ganz mit derſelben Stimme, als ob von einem Schulkameraden oder einem alten Bekannten die Rede geweſen wäre.

„Und gleichwol blieben Sie zögernd bei meinem Anblick ſtehen“, hob Lothard, der nicht recht wußte, was er ſagen ſollte, wieder an.

„Das war ja ganz natürlich. Wir ſind im Grunde genommen ſo unbekannt miteinander, daß ich überlegte —“

Skuldfrid ſtockte und lächelte wie ein Kind, wenn es etwas Schelmiſches zu ſagen beabſichtigt.

„Was denn? Wie gut Sie heute gegen mich geweſen ſind?“

„O nein, ob ich nicht böſe auf Sie ſein ſollte.“

„Auf mich? Und weshalb denn?“

„Weil Sie mich durch Ihre Briefe in Verlegenheit geſetzt haben.“

„Das verſtehe ich nicht. Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen?“

Skuldfrid ſah ihn an, ſchüttelte dann lachend ihren ſchönen Kopf und antwortete:

„Ein finniſches Mädchen kann ſich nicht wohl auf einen ruſſiſchen Offizier ſtützen — das wäre eine feindliche Stütze!“

„Sehen Sie mich denn für einen Feind an?“

Lothard betrachtete dieſe reizenden Züge mit einem Blick, welcher wenigſtens bewies, daß ſeine Gefühle keine feindſeligen waren.

„Ganz gewiß, alle Ruſſen ſind meine Feinde.“

„Laſſen Sie mich glauben, daß Sie ſcherzen. Es wäre mir wirklich ſchmerzlich, wenn Sie im Ernſte ſprächen. Ja, ich wage ſogar zu behaupten, daß Sie heute das Gegentheil bewieſen haben.“

„Wodurch denn?“

„Durch die Güte, womit —“

„Womit ich Ihren Brief beantwortet habe?“

„Ganz recht. Sie haben damit ein gutes Werk verrichtet und bewieſen, daß ein finniſches Mädchen auch gegen einen Feind Barmherzigkeit üben kann.“

„Dies iſt etwas, was wir alle thun ſollen, was aber ein Ruſſe ſelten thut.“

„Ich bitte, laſſen wir dieſes Thema ruhen. Sie können ſich denken, wie peinlich es für mich iſt.“

Skuldfrid blieb an einem gefällten Baumſtamm ſtehen, der gerade am Rande des Wegs lag, wenn man aus der Allee in den Wald einbog. Sie ſetzte ſich darauf und ſagte mit freundlichem Blick, während ſie Lothard die Hand reichte:

„Entſchuldigen Sie, wenn ich verletzt habe, und nehmen Sie es mit meiner Aufrichtigkeit nicht ſo genau. Ich ſage, was ich denke, ohne die Abſicht, dadurch wehe zu thun.“

„Und welches Wehe könnten Sie zufügen, daß man es beim Laute Ihrer Stimme nicht ſogleich vergäße?“

Lothard drückte die dargebotene Hand ganz leicht und ließ ſie ſofort wieder los.

„Sie ſagten, Sie hätten mich zu treffen gewünſcht", hob er wieder an. „Welchem Umſtande verdanke ich dieſes Glück?"

„Erſtens hatte ich wirklich etwas, was ich Ihnen ſchon längſt zu ſagen wünſchte, und zweitens war es — Neugier."

„Neugier?"

„Allerdings. Wir ſind uns ein einziges mal begegnet und dann haben Sie mir drei Wochen lang faſt täglich einige geſchriebene Zeilen geſendet. Ich ſollte meinen, dies könnte wol Neugier erwecken. Genug, ich wünſchte noch einmal den Menſchen zu ſehen, der ſo beharrlich auf ſchriftlichem Wege mit mir geſprochen."

„Dies iſt das zweite mal, daß Sie ſagen: «noch einmal.» Soll dies bedeuten, daß Sie ſodann mich los zu ſein wünſchen?"

„Daran habe ich nicht gedacht, aber ich wollte ſagen, daß — daß —"

Skuldfrid erröthete. Lothard's Dünkel rechnete ſich dieſes Erröthen zugute.

„Sprechen Sie, ich bitte! Jeder Ihrer Wünſche iſt für mich Geſetz."

„Wohlan, dann wünſche ich, daß Sie nicht mehr an mich ſchreiben."

„Misfällt es Ihnen?"

Lothard's tiefliegende Augen erweiterten ſich auf eine eigenthümliche Weiſe, während er Skuldfrid fixirte. Er verſuchte einen Schimmer von Verlegenheit in dieſer Frage zu entdecken, aber vergebens. Skuldfrid blickte ganz unbefangen zu ihm hinauf, während ſie antwortete:

„Durchaus nicht. Die Briefe haben mir Vergnügen gemacht, die Art und Weiſe aber, auf welche ſie mir zugeſendet worden, iſt mir peinlich geweſen. Ueberdies ha-

ben Sie nun alle Illuſion zerſtört, da Sie mich bewogen haben, zu antworten, und deshalb —"

Skuldfrid neigte das Köpfchen ein wenig auf die Seite und ſetzte mit lächelndem Blick hinzu:

„Deshalb ſollen Sie nicht mehr ſchreiben. Ich will es nicht."

„Seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen gehorchen werde."

„Ich danke Ihnen."

„Aber nun müſſen Sie ſich auch großmüthig zeigen."

„Laſſen Sie hören."

„Sie müſſen zuweilen um dieſelbe Zeit hier ausruhen. Dann kann ich, wie heute, einige Worte mit Ihnen ſprechen. Bemerken Sie wohl, ich ſtelle es ganz Ihnen anheim, mir dieſe Freude ſo kärglich oder ſo freigebig zu ſchenken, wie Ihnen beliebt, dafern es während der kurzen Zeit, die ich noch in dieſer Gegend verweile, nur ein einziges mal geſchieht. Bewilligen Sie meine Bitte?"

„Ja, ich glaube es."

„Verſprechen Sie mir es?"

„Nun wohl, ich verſpreche es."

„Ich danke!"

Lothard machte eine höfliche Verbeugung.

Noch eine Weile plauderten die jungen Leute, dann erhob ſich Skuldfrid, um wieder nach Hauſe zurückzukehren.

„Darf ich Sie jetzt auch noch nicht begleiten?" fragte Lothard. „Hat unſere kurze Unterredung Ihr Vorurtheil gegen meine Nation noch nicht inſoweit vermindern können, daß Sie meinen Arm annehmen wollen?"

„Wie wenig kennen Sie mein finniſches Gemüth, wenn Sie glauben, daß irgendeine Zeit oder irgendein Umſtand ein Vorurtheil beſeitigen könne, welches ich einmal gefaßt. Ich bin wie meine Landsleute hartnäckig, ſowol im Guten wie im Böſen."

„Dann weigern Sie ſich alſo meinen Arm zu nehmen?“

„Ja.“

„Sie ſind ein höchſt eigenthümliches Mädchen, mit einer Aufrichtigkeit, welche zuweilen frappirt.“

„Nun im Namen dieſer Aufrichtigkeit ſage ich Ihnen jetzt Lebewohl.“

„Dann darf ich Ihnen alſo nicht folgen?“

„Nein“, antwortete Skuldfrid, indem ſie ſich erhob. „Die Urſache iſt, daß ich die Bekanntſchaft mit Ihnen niemand mitgetheilt habe —, weshalb ich dies nicht gethan habe, verſtehe ich ſelbſt nicht. Ich weiß blos, daß es mir unmöglich geweſen iſt, dieſe Mittheilung über meine Lippen zu bringen, obſchon ich mir mehrmals feſt vorgenommen hatte, mit meinem Freunde darüber zu ſprechen.“

„Ihr Freund iſt vermuthlich ein Spielkamerad?“

„O nein, es iſt —“

Skuldfrid ſtockte. Vor ihrer Erinnerung ſtand Lothard's Brief, worin er gefragt, ob Aberney ihr Gatte werden würde.

„Sie zögern ſchon wieder mit der Antwort. War meine Frage vielleicht undelicat?“

Lothard's Augen funkelten.

„Ach nein! Ihr letzter Brief iſt an dieſem Zögern ſchuld und brachte mich auch jetzt in Verlegenheit. Mein Freund iſt Profeſſor Aberney“, ſetzte ſie mit einem gewiſſen Nachdruck hinzu. „Er iſt mir Vater und Lehrer geweſen und hat mir viel Wohlwollen erwieſen, deshalb habe ich ihn ſo lieb, ſo lieb!“

„Wie beneidenswerth iſt er! Doch ich will Sie nicht länger aufhalten“, ſagte Lothard, zog die Mütze und war im nächſten Augenblick verſchwunden.

Es lag in dieſem Ton und Blick etwas, was einen unbehaglichen Eindruck auf Skuldfrid machte. Sie wußte nicht recht, weshalb, aber die Erinnerung daran beun-

ruhigte ſie. Sie hätte ihn gern zurückgerufen, um ihn zu fragen, ob ſie etwas Verletzendes geſagt.

Mit langſamen Schritten wandelte ſie die Allee zurück und überlegte, weshalb er ſie wol ſo haſtig verlaſſen habe.

Als ſie den Hof erreichte, begegnete ſie Annika, die eben von ihrer Gätarbeit im Garten zurückkehrte.

„Wo biſt du denn geweſen, liebes Kind?“ fragte die alte Dienerin unruhig. „Nun wirſt du dir deinen Fuß wol wieder verdorben haben. Es iſt von dem Profeſſor ein Brief an dich da. Er kam ſoeben und liegt in dem Zimmer.“

In dem Briefe ſtand, daß Aberney nach Äbo gereiſt war, um dort einen Schweden zu treffen, mit welchem er dringende Geſchäfte abzumachen hätte. Er würde, ſchrieb er, erſt in ein paar Wochen wieder nach Junta kommen.

War Skuldfried ſchon vorher unruhig, ſo ward ſie es bei dieſer Mittheilung noch mehr. Die Nachſchrift enthielt jedoch folgende Zeilen, welche alle betrübenden Gedanken ſofort verſcheuchte:

„Wenn ich nach Junta zurückkomme, bringe ich einen Gaſt mit, den es dir gewiß Freude machen wird, wiederzuſehen. Ich meine Tage.“

Skuldfrid's Herz pochte laut vor Freude bei dem Gedanken an Tage, den ſie ſeit drei Jahren nicht geſehen. Die zwei Wochen mußten ja bald vergehen, und dann, wie herrlich! Ihr Angeſicht ſtrahlte jetzt vor Freude.

Bulwer ſagt: „Die Natur hat den Thieren, welche in einem kalten Klima wohnen ſollen, eine dicke Haut gegeben, und den Menſchen, welche auf ihrer Wanderung durchs Leben von Sorgen heimgeſucht werden ſollen, hat ſie ein heiteres, elaſtiſches Gemüth verliehen.“

So war es auch mit Skuldfrid. In Einſamkeit aufgewachſen, unbekannt mit den Menſchen, dem Leben, der Wirklichkeit und all dem Bittern, welches dieſe birgt, war ſie ein gutes und heiteres Kind, welches nur aus Bü-

chern wußte, was ſich in der Welt zutrug. Was mit der Zeit eigentlich aus ihr wurde, wie ihr Charakter ſich entwickelte, dies konnte ſich erſt zeigen, wenn die Ereigniſſe die Kräfte, welche jetzt in ihr ſchlummerten, zum Handeln erweckten. Die Natur hatte ſie, die an der Seite einer ſchwermüthigen, bekümmerten Mutter herangewachſen, mit einem friſchen, fröhlichen Gemüth begabt, welches unter Geſang und frohem Spiele ſeine einſame, abgeſonderte Kindheit verlebte. Sie beſaß eine lebhafte und ſtarke Seele, ein warmes Herz, ohne daß die Eigenſchaften deſſelben durch weinerliche Träumerei oder durch unbefriedigte Sehnſucht verdunkelt wurden.

Träume hatte Skuldfrid allerdings, aber dieſelben waren heiter und lächelnd wie ihr ganzes Weſen. Ihr frühzeitig entwickelter Verſtand war durch Lectüre mehr veredelt und ausgebildet worden, als ſonſt bei Mädchen ihres Alters der Fall zu ſein pflegt, aber dies war nicht in jene vorzeitige Frühreife ausgeartet, welche Seele und Herz alt macht, ſondern ſie bewahrte ſtets einen Anſtrich kindlicher Friſche, die ſo unſchätzbar iſt.

Wie alle lebhaften Gemüther, nahm Skuldfrid leicht Eindrücke in ſich auf, aber ſelten übten dieſelben einen mehr als vorübergehenden Einfluß, und in der jetzigen Periode ihres Lebens möchte es ſchwierig geweſen ſein, zu beſtimmen, ob ihr Gefühl von den Impulſen des Augenblicks abhängen, oder ob es ſtark, tief und mächtig werden würde. Jetzt konnte ſie von traurigen Gedanken augenblicklich zu heitern übergehen; ein Nichts konnte ſie betrüben, aber auch erfreuen. Der Grundton ihres Gemüths war heiter, und die bekümmerten Gedanken glichen leicht vorüberziehenden Wölkchen.

Am nächſtfolgenden Vormittag erklärte der Doctor, der Fuß ſei nun vollkommen wiederhergeſtellt, doch müſſe Skuldfrid ſich hüten, denſelben allzu ſehr anzuſtrengen. Mit ſeinem verbindlichen Lächeln ſetzte er hinzu:

„Meine Beſuche als Arzt ſind nun überflüſſig, doch hoffe ich, daß Sie mir erlauben werden, einmal nachzufragen, wie meine Patientin ſich befindet.“

Ehe noch Skuldfrid Zeit hatte zu antworten, verneigte er ſich und verließ das Zimmer.

Digitized by Google

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Zwei Tage waren vergangen, ohne daß Skuldfrid den Hof oder Garten verlaſſen hatte; den erſten hatte ſie mit ihrer Mutter den ganzen Vormittag fleißig gearbeitet. Sie hatte geleſen und überſetzt wie gewöhnlich. Sie hatte ganze zwei Stunden Klavier geſpielt, als aber ihre Mutter ſie aufforderte, verſchiedene neue Lieder zu ſingen, hatte ſie geantwortet: «Singen kann ich heute nicht.»

Am Nachmittag zog Frau Smidt ſich mit ihrer Arbeit in ihr Zimmer zurück, und Skuldfrid gedachte einen Augenblick hinunter in das kleine Gebäude zu gehen und ſich an den Webſtuhl zu ſetzen; Annika aber erklärte, ihr Fuß ſei noch nicht wieder kräftig genug, um das mehrſchäftige Gewebe zu treten.

Die Folge hiervon war, daß Skuldfrid den ganzen Nachmittag damit zubrachte, daß ſie ſich an den Blumenbeeten des Gartens und des Hofes zu thun machte, ihre vielen Topfgewächſe pflegte u. ſ. w.

Als der Abend herannahte, ſchweiften ihre Augen von den Blumenbeeten des Hofes nach dem ſchmalen Waldwege, den man vom Hofe aus ſehen konnte, aber es war kein lebendes Weſen auf demſelben ſichtbar.

Als Skuldfrid ſpät am Abend, nachdem alles ſich

zur Ruhe begeben, an ihrem Fenſter ſaß und ihren Blick über die Landſchaft ſchweifen ließ, wunderte ſie ſich, daß ſie zum erſten mal in ihrem Leben den Tag lang gefunden. Sicherlich war es die durch Aberney's Abweſenheit herbeigeführte Leere, welche die Veranlaſſung hiervon war, gleichwol aber war es nicht das Bild des theuern Lehrers, welches unaufhörlich in ihrer Erinnerung auftauchte, ſondern die ſchönen, ſchwärmeriſchen Züge des Unbekannten.

Der zweite Tag verging wie der erſte, und auch dieſer kam Skuldfrid ungeheuer lang vor, obſchon ſie ſehr viel mit ihren Tauben, Vögeln und anderm Federvieh zu thun hatte, welches alles unter ihrer Aufſicht ſtand und um welches ſie ſich jetzt ſeit langer Zeit nicht hatte bekümmern können.

Trotzdem ward die Zeit lang und, was noch ſchlimmer war, alles, was ſie machte, ſchien ihr langweilig zu ſein.

Der Abend fand ſie wieder am offenen Fenſter mit dem Kopfe auf die Hand geſtützt. Sie war eben beſchäftigt, ſich ſelbſt zu fragen, warum ſie während dieſer Tage ſich ſo eigenſinnig innerhalb der Gitterthore von Ekorp gehalten und nicht hinausgewagt hätte. Ganz gewiß war es deswegen geſchehen, weil der Doctor ihr verboten hatte, ſich anzuſtrengen.

So weit war ſie mit ihrer Selbſtprüfung gekommen, als vom Strande her ſich eine ſchöne Männerſtimme hören ließ, die ein höchſt eigenthümliches Lied ſang, welches einer Volksweiſe glich, aber nicht einer ſchwediſchen oder finniſchen, ſondern einer, welche unter einem glühendern Himmel gedichtet worden.

Skuldfrid's Blicke folgten der Richtung, aus welcher der Geſang kam, und ſie ſah einen einſamen Ruderer in einem Boot, welches ganz langſam auf der ſpiegelhellen Fläche der Bucht dahinglitt.

„Das iſt er", dachte Skuldfrid und folgte dem Boot mit den Augen. Die Entfernung war zu groß, um

Züge zu unterſcheiden, die ganze Geſtalt aber verrieth, daß es nicht jemand aus dem Volke war, wie ſich ohnehin ſchon aus dem Geſange hatte ſchließen laſſen.

Nachdem das Boot hinter einer kleinen vorragenden Landſpitze verſchwunden war, ſchlugen die fernen Töne immer noch an Skuldfrid's Ohr, und lange nachdem ſie verklungen waren, widerhallten ſie in ihrer Seele.

Am nächſten Tage gegen Abend wandelte Skuldfrid durch das Gitterthor des Hofes hinaus und nach dem Waldwege. Sie war noch nicht in denſelben eingebogen, als auch Lothard mit entblößtem Haupte ſchon vor ihr ſtand.

„Sie ſind ſehr grauſam geweſen", ſagte er, „da Sie mich zu ſo langem Warten verurtheilt haben. Ich hatte gehofft, daß Ihre Güte meine Fürſprecherin ſein würde."

„Es ſind ja erſt zwei Tage, ſeitdem ich Sie traf", ſagte Skuldfrid lächelnd.

„Erſt, ſagen Sie? Nun ja freilich, Ihnen, die Sie aus Furcht, mit mir zuſammenzutreffen, ſich nicht aus dem Thore herausgewagt haben, iſt die Zeit ſicherlich ſehr kurz geweſen."

Der Ton des jungen Mannes war ein wenig bitter und ſein Auge betrachtete das junge Mädchen mit finſterm Blick.

„Nein", entgegnete Skuldfrid, „wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo muß ich geſtehen, daß dieſe Tage mir recht lang geworden ſind. Ich habe während derſelben ſehr viel an Sie gedacht."

Lothard's Stirn klärte ſich auf.

„Wie gütig von Ihnen, mir das zu ſagen!"

„Und warum ſollte ich es nicht ſagen?" entgegnete Skuldfrid und ſah ihn mit einem Blick an, welcher die ſchmeichelhaften Illuſionen, die von der Eigenliebe augenblicklich hervorgerufen worden, gänzlich wieder zerſtreute. „Ich wünſchte nämlich, Sie zu fragen, warum Sie ſo misvergnügt ausſahen, als wir uns das letzte mal trennten. Ich würde Sie zurückgerufen haben, um dieſe Frage an

Sie zu thun, wenn Sie mich nicht so schnell verlassen hätten. Jetzt möchte ich gern wissen, was die Ursache Ihres veränderten Benehmens war."

„Brauche ich dies wirklich zu sagen?"

„Versteht sich — wenn ich frage."

„Wenn Sie über den Gegenstand unsers Gesprächs nachdenken, können Sie die Lösung des Räthsels von selbst finden."

Sie gingen langsam den Waldweg entlang.

„Nein, ich kann mir nicht denken, was Sie misvergnügt machte."

„Nicht misvergnügt — das ist nicht das rechte Wort — sondern betrübt. Ich fühlte — doch gleichviel was. Da Sie einmal die Ursache nicht errathen, so erlassen Sie es mir, dieselbe zu sagen."

„Wie Sie wollen. Ich will Sie nicht mit Fragen peinigen, besonders da Sie jetzt besser gelaunt zu sein scheinen."

„Und wenn ich nun auch das Gegentheil wäre, was würden Sie wol danach fragen?"

„Sehr viel! Es würde mich betrüben. Ich kann es nicht ertragen, wenn jemand bös auf mich ist."

„Jemand? Wenn aber dieser Jemand für Sie eine so vollkommen gleichgültige Person ist wie ich —"

„Sie sind mir nicht gleichgültig."

„Nein, ich bin etwas weit Schlimmeres — ich bin ein verhaßter Russe."

Skuldfrid blieb stehen, sah ihn an und sagte in ernstem Tone:

„Warum erinnern Sie mich daran? Ich habe es während dieser Tage gänzlich vergessen."

„Um so mehr Grund für mich, Sie daran zu erinnern."

Skuldfrid begann weiter zu gehen, und Lothard fuhr in ruhigem, ernstem Tone fort:

„Wenn Sie einiges Wohlwollen gegen mich hegen, so will ich es durchaus nicht dem Umstand verdanken,

daß Sie meine verhaßte Nation vergeſſen. Ich würde dann ſtets in Gefahr ſchweben, es zu verlieren, ſobald Sie ſich darauf beſinnen, wer ich bin. Es würde mir gerade ſo gehen wie jetzt. Sie würden augenblicklich misvergnügt werden und dann iſt es beſſer, wenn Sie niemals anders ſind. Ich will mir nicht Ihr Wohlwollen erſchleichen, denn dazu lege ich viel zu hohen Werth darauf."

Es trat eine Pauſe ein. Skuldfrid ging mit geſenktem Blick, und Lothard betrachtete ſie aufmerkſam.

Endlich wendete ſie das Geſicht nach ihm herum und ſagte:

„Es iſt wahr, daß ich in meinem innerſten Herzen die Ruſſen verabſcheue, daß ich mich ſehr unglücklich fühlen würde, wenn ich genöthigt wäre in Rußland zu leben, aber dies hindert nicht, daß es auch unter den Ruſſen Leute geben kann, mit welchen man mit Vergnügen umgeht und welche ein Recht auf Achtung haben."

„Sagen Sie mir, iſt Ihr Haß gegen meine Landsleute ein nationaler, oder hat er einen beſondern perſönlichen Grund?" fragte Lothard, indem er ſeine Begleiterin ſcharf fixirte.

„Ich habe ihn mit der Muttermilch eingeſogen, und ſo lange ich zurückdenken kann, habe ich mit dem Wort Ruſſe das Böſe bezeichnet. Als ich zwölf Jahre alt war, ereignete ſich ein kleiner Vorfall, welcher dieſen in mir wurzelnden Abſcheu gleichſam bekräftigte, und alles zuſammengenommen hat dahin gewirkt, daß ich mich endlich ſelbſt wundere, wenn ich jetzt ohne allen Widerwillen Sie anſehen und mit Ihnen ſprechen kann."

„Die Entdeckung, daß ich Ruſſe bin, machte gleichwol einen ſo unangenehmen Eindruck, daß ein gebrochener Fuß die Folge davon war. Die ſchmerzvollen Wochen, welche Sie deshalb zu verleben hatten, werde ich ſtets auf meinem Gewiſſen haben. Wollen Sie ſich nicht ſetzen? Von dem Hügel hier haben wir die Ausſicht auf den ſchönen Binnenſee."

Digitized by Google

Er bot Skuldfrid die Hand, um ihr behülflich zu ſein, aber ſie hüpfte ohne alle Unterſtützung über den Graben. Lothard folgte ihr, und nachdem ſie eine Weile dageſtanden und den See betrachtet, der durch die Oeffnung im Walde ſichtbar war, kam das Geſpräch allmählich von Finnland auf andere Gegenden, welche Lothard in ſeiner Eigenſchaft als Seeoffizier beſucht und die er mit ſehr lebhaften Farben ſchilderte.

Beide hatten ſich unter einen großen Baum geſetzt, der ſeine Laubkrone leiſe über ihren Häuptern rauſchen ließ.

Mit geſpannter Theilnahme lauſchte Skuldfrid den Schilderungen über Italien. In lebhafter, kühner Weiſe erzählte Lothard von einem Abend in Venedig, wo er eine Fahrt auf den Lagunen gemacht, während der Gondelführer eins jener glühenden Lieder geſungen, welche das Volk des Südens kennzeichnen.

„Dort lernten Sie wol das Lied, welches Sie geſtern Abend ſangen?“ fiel Skuldfrid ein.

Das Mädchen war wirklich wie geſchaffen, Lothard ein wenig in Verlegenheit zu bringen. Er hatte aus Zartgefühl, und um ſie nicht verlegen zu machen, mit keinem Wort andeuten wollen, daß er ſie geſehen, und nun ſprach ſie von ſeinem Geſang gerade ſo, als ob ſie ihn in einer Geſellſchaft gehört. Dennoch antwortete er ſofort:

„Ja, es war eine der vielen Barcarolen, die ich in Venedig hörte.“

„Singen Sie ſie noch einmal, damit ich auch den Text höre.“

„Dieſer iſt ebenſo wie das Lied italieniſch.“

„Ah, Sie glauben vielleicht, daß ich ihn nicht verſtehen würde“, rief Skuldfrid lachend. „Da irren Sie ſich aber; ich habe italieniſch gelernt.“

„Sie? Von wem denn?“ fragte Lothard, indem er ſie mit Erſtaunen betrachtete.

„Von meinem guten Freund Onkel Aberney.“

„Von ihm!“ rief Lothard und ſeine Züge veränderten ſich augenblicklich, während er kalt hinzuſetzte: „Sicherlich ſingt der Profeſſor weit beſſer als ich, und deshalb werden Sie mir erlauben, daß ich Ihren Wunſch nicht erfülle.“

Skuldfrid ſah ihn an und ſagte:

„Jetzt ſind Sie wieder verändert.“

Lothard fuhr ſich mit der Hand über die Stirn.

„Ich wünſchte“, ſagte er, „daß Sie nicht bemerkten, wie peinlich gewiſſe Dinge mir vorkommen.“

„War es mein Wunſch, daß Sie ſingen möchten, was Ihnen peinlich vorkam? In dieſem Falle wollen wir nicht weiter davon ſprechen. Ich bin ſo gewohnt, alles zu ſagen, was ich wünſche, daß Sie ſich weiter nicht daran zu kehren brauchen. Ihr Geſang war ſo wunderbar ſchön, daß ich ihn gern noch einmal gehört hätte.“

„Singt Profeſſor Aberney?“

„Ob er ſingt!“ rief Skuldfrid in einem Tone, als ob Lothard eine förmlich läſterliche Frage geſtellt hätte. „Ja wohl, und er hat eine ſehr ſchöne und ſtarke Stimme. Tante Sarah ſagt, er ſei wegen ſeiner Compoſitionen und ſeines Geſanges ſehr berühmt.“

„Dieſer Mann beſitzt ſonach alle möglichen guten Eigenſchaften und Talente“, ſagte Lothard mit ironiſchem Lächeln. „Wenn Sie erlauben, wollen wir nicht weiter von ihm ſprechen.“

„Warum nicht? Ich verſtehe Sie nicht?“

„Um ſo beſſer. Haben Sie ſchon die Frage in meinem Briefe vergeſſen?“

Skuldfrid konnte ſich des Lachens nicht enthalten, als ſie ſich dieſer Frage erinnerte, ſo lächerlich kam es ihr vor, daß jemand glauben konnte, Aberney, ihr väterlicher Freund, ſolle ihr Gatte werden können. Skuldfrid's ſilbernes Gelächter verſcheuchte die finſtern Gedanken aus Lothard's Seele.

Digitized by Google

„Ich habe ja Ihre Frage beantwortet!“ rief ſie, „und dieſelbe iſt ſo äußerſt lächerlich, daß ich nicht begreife, wie Sie wieder darauf zurückkommen können.“

Das Geſpräch kam ſehr bald wieder auf Italien, und die Zeit verging ſchnell. Als die Sonne ſich hinter dem Walde barg, ſagte Skuldfrid dem Unbekannten Lebewohl.

Digitized by Google

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Von diesem Tage an machte Skuldfrid jeden Abend einen Spaziergang und es dauerte nicht lange, so erstreckten sich diese Ausflüge bis Junta, um Tante Sarah zu begrüßen, welche sich jetzt ungeheuer einsam fühlte, da sie ihren lieben Neffen nicht da hatte und sich folglich auch nicht mit ihm zanken konnte.

Skuldfrid war sehr willkommen und die Alte wußte gar nicht, was sie ihr alles zu Liebe thun sollte.

Auf allen Spaziergängen des jungen Mädchens fügte es der Zufall, daß sie mit dem jungen Mann zusammentraf, und jedesmal, wo sie schieden, hatte sie eine neue und liebenswürdigere Eigenschaft bei ihm entdeckt.

Allerdings erschien er zuweilen in seiner Art und Weise auf ganz unerklärliche Weise veränderlich. In einem Augenblick heiter und scherzhaft, konnte er im nächsten finster und mürrisch werden, und dann sprach er mit einem gewissen bittern Hohn, welcher Skuldfrid schmerzlich berührte.

Diese Ausbrüche von veränderter Gemüthsstimmung fanden allemal statt, wenn Skuldfrid während des Gesprächs entweder Aberney's oder Tage's Namen nannte.

Abgesehen hiervon war er geistreich und besaß ein

ganz beſonderes Talent, alles mit poetiſchem Blick aufzufaſſen und zu ſchildern. In ſeinen Manieren war er ſtets ehrerbietig und zuweilen zurückhaltend. Es war, als ob er ſich gleichſam fürchtete, ſich Skuldfrid auf vertrauliche Weiſe zu nähern.

Die drei Wochen, welche Aberney hatte wegbleiben wollen, waren ſonach für Skuldfrid verfloſſen, ohne daß ſie es bemerkte, ſo ſchnell waren ſie enteilt.

Es war ein ſchöner Sonnabendnachmittag im Juli, als ſie wieder von Ektorp nach Junta wanderte, um Tante Sarah mit einigen ſelbſtgezogenen und gepflückten Erdbeeren zu überraſchen. Wie gewöhnlich begegnete ſie bei der Biegung des Waldwegs dem Fremden.

„Wiſſen Sie, woran ich unterwegs dachte?“ fragte ſie.

„Nein, aber ich hoffe, daß Sie mir es ſagen werden.“

„Nun — daß es nun beinahe zwei Monate ſind, ſeitdem wir einander das erſte mal begegneten, und noch weiß ich weder Ihren Namen noch wer Sie ſind. Ich habe auch noch gar nicht daran gedacht, als heute erſt.“

„Und warum gerade heute?“

„Weil ich ganz kürzlich Annika den verhaßten Namen des Beſitzers von Kronobro nennen hörte.“

„Den verhaßten Namen, ſagen Sie?“

„Ja, er iſt mir verhaßt, weil er die Erinnerung an einen Schimpf weckt. Doch wir wollen nicht davon ſprechen. Meine Mutter und mein Seelſorger haben mich gelehrt, daß man alle Beleidigungen verzeihen und vergeſſen müſſe. Dennoch wird es mir ſehr ſchwer, wenn ich an dieſen —“

„Canitz denke!“ ergänzte Lothard mit einer eigenthümlichen Schärfe in ſeinem Tone.

„Ja; genug, ſein Name erinnerte mich daran, daß Sie mir geſagt, Sie verweilten als Gaſt auf Kronobro, und daß ich nicht weiß, ob Sie Gaſt des Doctors oder des Beſitzers ſind.“

„Wollen Sie wirklich wiſſen, wer ich bin?“

„Ja, allerdings.“

„Wenn ich Sie aber bäte, es Ihnen vor der Hand nicht ſagen zu müſſen, was würden Sie dann antworten?“

„Daß ich es ſchon weiß.“

„Wirklich?“ fragte Lothard und das Blut ſtieg ihm ſiedend in die Wangen empor.

„Der Doctor beſuchte mich heute und gab es mir zu verſtehen“, entgegnete Skuldfrid. „Er erzählte, daß auf Kronobro zwei ruſſiſche Offiziere als Gäſte weilten, und der eine davon führt den Namen Lothard Gurtzskow. Sehen Sie“, ſetzte Skuldfrid lachend hinzu, „ich kenne Ihren Namen ganz genau.“

„Erinnern Sie ſich einmal, im Fall es nöthig werden ſollte, daß nicht ich es bin, der Ihnen das geſagt hat“, entgegnete Lothard in ernſtem Tone.

„O, ich werde es nicht vergeſſen. Uebrigens habe ich in einem Buch unter dem Titel «Die Regeln des feinen Tons» geleſen, daß es unhöflich iſt, ſich — bevor man mit einer Dame ſpricht — ihr nicht erſt vorſtellen zu laſſen.“

„Ja, in Geſellſchaft, unſere Bekanntſchaft aber iſt unter Gottes freiem Himmel geſchehen, und das ändert vieles. Wenn ich die Unhöflichkeit begangen habe, mich Ihnen nicht ſelbſt vorzuſtellen, ſo haben Sie ja ganz daſſelbe gethan. Sie haben mir auch niemals geſagt, wer Sie ſind.“

„Sie wiſſen es ja ſchon.“

„Das iſt wahr, aber nicht durch Sie. Gleichwol kenne ich noch nicht Ihren Taufnamen.“

„Nun wohl, ich will artiger ſein als Sie.“

Skuldfrid blieb ſtehen, machte dem jungen Mann ein tiefes Compliment und ſagte:

„Ich erlaube mir, Ihnen hiermit Skuldfrid Smidt vorzuſtellen.“

„Skuldfrid! Skuldfrid!“ wiederholte Lothard, als ob dieſer Name ihn gleichzeitig frappirte und eine unangenehme

Erinnerung in ſeiner Seele weckte. „Ja, jetzt beſinne ich mich. Sie führen wirklich dieſen ſonderbaren Namen — dieſen Namen, der ſo wunderlich in mein Ohr klang, als ich ihn zum erſten mal hörte.

„Und wann war dies?"

„O, ich hörte ihn einmal von jemand rufen", antwortete Lothard und ſetzte dann kurz abbrechend hinzu: „Wem wollen Sie dieſe Beeren bringen?"

Skuldfrid erzählte, daß ſie dieſelben ſelbſt gezogen und für Tante Sarah beſtimmt habe. Das Geſpräch kam dadurch auf ein gleichgültiges Gebiet und drehte ſich eine Weile um Blumen.

An dem Scheidewege, der nach Junta führte, blieb Lothard ſtehen. Er warf ſich ins Gras nieder, um Skuldfrid's Rückkehr zu erwarten. Die Gedanken, welche den jungen Mann beſchäftigten, ſchienen durchaus keine angenehmen zu ſein, denn ein Zug tiefer Schwermuth ruhte auf ſeiner Stirn.

Endlich ward Skuldfrid lächelnd und freudeſtrahlend wieder ſichtbar. Lothard ging ihr entgegen.

„Wie heiter Sie ausſehen!" ſagte er. „Ganz gewiß haben Sie zum Austauſch für Ihre Erdbeeren eine recht angenehme Mittheilung erhalten."

„Sie haben es errathen. Morgen kommer r ein Freund und Tage nach Hauſe. Ach, wie freue ich, ſie wiederzuſehen!"

Lothard entgegnete kein Wort, ſondern ging ſch d neben ihr her. Skuldfrid, welche vergebens warte i er etwas ſagen würde, bemerkte endlich, da er fo zu ſchweigen:

„Sind Sie ſchon wieder unzufrieden? Geſtehen Sie, daß Sie es während unſers kurzen Zuſammenſeins allemal eine Zeit lang ſind."

„Ich bin nicht unzufrieden, am wenigſten mit Ihnen, aber es gibt Dinge, welche mich zuweilen auf ſchmerzliche Gedanken bringen. So zum Beiſpiel, wenn Sie mit

freudeſtrahlenden Blicken von Ihrer Anhänglichkeit an Profeſſor Abernen und ſeinen Sohn ſprechen, denke ich an mich ſelbſt und an meine Armuth. Ich habe niemand, der ſich über meine Ankunft freute, oder über meinen Abſchied betrübte. Ich habe kaum einen Hund, der mit Liebe an mir hängt. Ich fühle gleichſam Neid gegen die Glücklichen, für welche Sie Freundſchaft hegen. Auch ich möchte einen Freund haben."

„Haben Sie denn keinen?" fragte Skuldfrid mit Theilnahme.

„Erlauben Sie, daß wir meine Perſon aus dem Spiele laſſen — es iſt dies ein zu unintereſſantes Thema für die Unterhaltung. Achten Sie weiter nicht auf den Ausdruck von Wehmuth, der ſich zuweilen in meinen Zügen ſpiegelt, wenn ich daran erinnert werde, daß andere für Sie ſo viel ſind und ich für Sie gar nichts bin."

Wieder wanderten ſie ſtumm nebeneinander her. Skuldfrid ſah ernſthaft aus. Als ſie an den Fuß einer Anhöhe kamen, ſagte Lothard:

„Setzen Sie ſich eine Weile hierher. Sie werden von Ihren Freunden ſo in Anſpruch genommen werden, daß ich ſicherlich lange nicht die Freude haben werde, Sie wieder zu treffen!"

Skuldfrid ſetzte ſich. Lothard nahm in einiger Entfernung von ihr Platz.

„In einigen Wochen werde ich dieſe Gegend verlaſſen", ſagte er.

„Dann reiſen Sie wol nach Petersburg?" fragte Skuldfrid, indem ſie das Geſicht abwendete.

„Das weiß ich nicht; ich weiß blos, daß ich nicht hier bleibe."

„Und warum?"

„Canitz muß dann abreiſen."

„Und Sie mit Ihrem Freunde?"

„Ja. — Sie nennen ihn meinen Freund und Sie

haben recht, denn er iſt allerdings der einzige, den ich habe."

Lothard lächelte bitter und ſetzte dann hinzu:

„Aber auch ſeine Anhänglichkeit an mich iſt nicht viel werth."

„Dieſer Menſch liebt überhaupt wol niemand weiter als ſich ſelbſt", fiel Skuldfrid ein.

„Ich glaube, Sie thun ihm unrecht. — Sein eigenes Ich liebt er von allem am wenigſten, und iſt ebenſo wie ich des Lebens und ſeiner ſelbſt müde."

„Aber vorhin, ehe wir uns trennten, ſchienen Sie das Leben nicht mit ſo müden Augen zu betrachten."

„Da vergaß ich das Leben über Ihnen. Wenn ich an Ihrer Seite gehe und mich über ganz gleichgültige Dinge mit Ihnen unterhalte, dann vergeſſe ich über dem Reiz des Augenblicks alles, und ich wünſche dann ungeſtört dieſe kurzen Augenblicke zu genießen, welche die Sonnenſtrahlen an meinem nur ſelten hellen Himmel ausmachen. Ich fühle dann, daß das Leben auch für mich ſchön ſein könnte. Ihr Anblick iſt ein Bedürfniß für mein Inneres geworden. Ich dünke mich ein beſſerer Menſch zu ſein, wenn ich bei Ihnen bin, wenn ich den Ton Ihrer Stimme, den Schall Ihres Gelächters höre. Wundern Sie ſich daher nicht, wenn jeder Gegenſtand, der zwiſchen Sie und mich tritt, Bitterkeit in meiner Seele erweckt. Sie ſind mir theuer geworden, während ich Ihnen gleichgültig geblieben, oder höchſtens ein Gegenſtand bin, dem Sie mit Wohlwollen begegnen, wenn niemand von denen, die Sie lieben, zugegen iſt, den Sie aber bei der Begegnung mit dieſen vergeſſen werden."

„Ich weiß nicht, ob das, was Sie jetzt ſagen, Ihr Ernſt iſt", antwortete Skuldfrid, „aber ich ſollte meinen, Sie müßten einſehen, daß ich Freundſchaft für Sie fühle, daß ich gern mit Ihnen zuſammen bin und daß ich Sehnſucht fühle, wenn ich Sie nicht ſehe. Wir können

ja einander ſagen, was wir doch beide glauben und wiſſen, nämlich, daß wir Freunde ſind.“

Skuldfrid reichte ihm mit ihrem unbeſchreiblich ſanften Lächeln die Hand und ſetzte hinzu:

„Haben Sie auch keinen andern Freund, ſo haben Sie doch wenigſtens einen in mir.“

Lothard zögerte, ihre Hand zu ergreifen, that es aber endlich doch.

„Ich glaube, Sie zögern, meine Hand als die einer Freundin zu faſſen“, ſagte Skuldfrid.

„Es iſt die Freundſchaft zwiſchen einem Ruſſen und einer Finnin — Freundſchaft zwiſchen Ihnen und mir — Sie ſind ein ſiebzehnjähriges Mädchen und ich bin ein zweiundzwanzigjähriger Mann.“

„Aber was wollen Sie? — Ich kann unmöglich in Ihnen einen Ruſſen ſehen, und daß wir beide jung ſind, macht es wol nicht für uns unmöglich, Freunde zu ſein?“

„Beinahe doch“, murmelte Lothard, ſetzte aber gleich darauf mit feſter Stimme hinzu: „Wenn's mir in dieſem Augenblick unmöglich vorkommt, Ihr Freund ſein zu können, ſo will ich verſuchen, das Unmögliche möglich zu machen. Ach, Sie lächeln und ſehen mich ganz verwundert an. Sie ſind mit der Menſchennatur viel zu unbekannt, als daß Sie mich verſtehen könnten, aber ich will Ihnen heute Abend etwas anvertrauen, was Ihnen beweiſen wird, daß meine Anhänglichkeit nicht aus einem unedeln Herzen hervorgegangen iſt. Wenn ich heute das Anerbieten Ihrer Freundſchaft mit Zögern und ſcheinbarer Kälte entgegennahm, ſo geſchah es deshalb, weil ich mir ſelbſt das heiligſte Verſprechen gegeben habe, Ihr Vertrauen und Ihre Unerfahrenheit niemals zu meinem Vortheil zu benutzen. Sie ahnen nicht, welche Gefahr die Freundſchaft zwiſchen einem jungen Mann und einem jungen Mädchen für beide bringen kann. Wie theuer die Ihrige mir iſt, könnte ich Ihnen niemals begreiflich machen, und gleichwol habe ich den Muth zu ſagen: Ueberlegen Sie

es ſich genau, und wollen Sie das freundliche Wort wieder zurücknehmen, ſo thun Sie es. Ich werde von Ihnen niemals etwas anderes begehren als Wohlwollen. Merken Sie wohl: heute kann ich noch ſo handeln, morgen wäre es vielleicht unmöglich.“

Noch niemals hatte Skuldfrid ihn ſo erhaben ſchön geſehen wie in dieſem Augenblick. Sein Blick ruhte auf ihr mit ſo ernſtem und zugleich ſo zärtlichem Ausdruck, daß er ſich gleichſam in ihr Herz einbrannte.

Skuldfrid reichte ihm beide Hände und ſagte mit jugendlicher Begeiſterung:

„Mögen Sie meine Freundſchaft haben wollen oder nicht, ſo gehört ſie Ihnen auf jeden Fall. Mögen Sie in meiner Nähe bleiben oder in weite Ferne reiſen, ſo werde ich dennoch Ihre Freundin bleiben, ſolange mein Herz ſchlägt.“

„Dank!“ ſtammelte Lothard, drückte ihr die Hände und ließ ſie dann wieder los, indem er murmelte:

„Gott ſchütze Sie! Sie ſind ein Engel, und möge er mir beiſtehen, damit ich Ihnen niemals Schmerz zufüge.“

In dieſem Augenblick ließ ein heiſeres, gellendes Gelächter ſich über Skuldfrid's Haupte hören. Sie ſprang erſchrocken auf und Lothard ward bleich, faßte ſich aber ſofort wieder und ſagte:

„Es war eine Elſter, die ihr Abendlied zwitſcherte.“

Dann wanderten ſie weiter heimwärts.

Digitized by Google

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Während Lothard und Skuldfrid zwischen Junta und Ektorp luſtwandelten, fand auf Kronobro ein ganz anderes Geſpräch unter vier Augen zwiſchen Doctor Wagner und dem Gutsverwalter Herrn Scheindinge ſtatt.

Doctor Wagner hatte während der Jahre, wo der junge Beſitzer von Kronobro nicht da geweſen war, von dieſem Auftrag erhalten, hier als Herr zu reſidiren.

Wagner's als uneigennützig bekannter Charakter war ſchon zur Zeit des Generals Veranlaſſung geweſen, daß dieſer ihm in ſeiner Abweſenheit die Rolle des Hausherrn zugetheilt, weil man, wie der General ſich ausdrückte, niemals auf die Ehrlichkeit eines Verwalters rechnen konnte, wenn nicht ein wachſames Auge ſtets Aufſicht über ihn führte.

Obſchon Lothard ſich nicht ſehr um die Ehrlichkeit ſeines Verwalters bekümmerte, ſo hatte er gleichwol dem einmal ausgeſprochenen Wunſche ſeines Vaters gemäß Wagner beauftragt, in ſeiner Abweſenheit Herr zu ſein und darauf zu ſehen, daß die Unterthanen des Guts keinen Grund zur Klage hätten. Es war dies ein Auftrag, den Wagner gern übernahm und zwar aus vielen Gründen.

Er war von Natur ſtolz und herrſchſüchtig. Dieſe beiden Eigenſchaften, welche er ſein ganzes Leben lang hatte unterdrücken müſſen, machten es ihm angenehm, zu ſehen, wie alle Gutsunterthanen, von dem geringſten an bis zum Verwalter, ihm eine Unterthänigkeit bewieſen, als ob er der wirkliche Beſitzer geweſen wäre. Andererſeits lag in dem ſonderbaren Charakter dieſes Mannes eine angeborene Vorliebe für das Volk, ein wahres Intereſſe für das Wohl deſſelben und ein inniger Wunſch, die Lage der untern Klaſſen erträglich zu machen.

Wagner war menſchlich, mitleidig gegen ſeine Mitmenſchen, ſolange ſeine eigenen Intereſſen und Leidenſchaften nicht dazwiſchentraten. Wenn dieſe durch nichts gereizt wurden, ſo war er ein ehrlicher Mann in des Wortes ganzer Bedeutung, und wäre dies ſicherlich auch in allen ſeinen Handlungen geweſen, wenn nicht ein tiefliegender Haß gegen Rußland und die Familie Canitz insbeſondere von ſeinen Jünglingsjahren an ein niemals befriedigtes Rachegefühl genährt und alle jene Dämonen, die dadurch wach gerufen wurden, in Bewegung geſetzt hätte.

Mit einem ausgezeichneten Verſtand, einer ſcharfen Beobachtungsgabe und demzufolge auch einer ſichern Auffaſſung des menſchlichen Charakters und des Gemüthes eines jeden Individuums, welches ihm in den Weg kam, begabt, hatte er während ſeiner abhängigen Stellung hinter einer unterwürfigen und demüthigen Außenſeite ſowol ſeinen verletzten Hochmuth als ſeinen leidenſchaftlichen Haß zu verbergen gewußt. Er hatte ſich zum Vertrauten ſeines größten Feindes gemacht und ſeine Rolle bei dem General Canitz ſo geſpielt, daß dieſer ihn beauftragt hatte, den fürſtlich reichen Erben des ganzen Canitz'ſchen Vermögens zu erziehen. Sein Einfluß auf Lothard war allmächtig geweſen und war es in allem, was die äußern Verhältniſſe betraf, noch jetzt. Sagte der Doctor: „Dieſe oder jene Veränderung muß vorgenommen werden, dieſer oder jener Pachter einen geringen oder erhöhten Pacht

zahlen", so antwortete Lothard allemal: „Das verstehen Sie besser als ich — thun Sie wie Sie es am besten finden."

Und in allen diesen Fällen verdiente der Doctor unbegrenztes Vertrauen; leider aber war er nicht ebenso gewissenhaft, wenn es sich um das Innere des jungen Mannes handelte.

Während der Zeit, wo beide auf deutschen Universitäten verweilt, hatte Wagner mit ausgesuchter Geschicklichkeit dem Herzen des Jünglings den Keim zu allen möglichen Lastern einzupflanzen gewußt, indem er ihm die Lehre des Genusses predigte und seine von Natur romantischen Ideen verspottete. In jungen Jahren liebt man vorzugsweise die Vergnügungen, und da Wagner ihm dergleichen stets zu verschaffen verstand, so ward er mehr Lothard's Freund als sein Mentor.

Ganz gewiß wäre es Wagner auch gelungen, aus dem feurigen, schwärmerischen, reichbegabten Knaben einen schlechten, ausschweifenden Menschen zu machen, wenn nicht ein unerklärlicher Zufall Lothard aus seinem blinden Vertrauen auf den Doctor erweckt und ein tiefes Mistrauen gegen den ehemaligen Hofmeister sich in seine Seele eingeschlichen hätte.

Diese Veränderung war so plötzlich geschehen, daß der Doctor vergeblich nachgrübelte, woher dieselbe rühre. Er wußte blos, daß Lothard am Tage nach dem, wo er Tage und Skuldfrid gemishandelt, schon anders gewesen war als zeither, und daß er mit Eifer bei dem General den Posten ausgewirkt, welchen Wagner jetzt bekleidete, wie er denn auch durchaus nicht wollte, daß der Doctor ihn nach Petersburg begleite. Nach dieser Beleuchtung der Verhältnisse kehren wir wieder zu dem Gespräch zwischen dem Verwalter und dem Doctor zurück.

Wir finden letztern in seiner reichhaltigen Bibliothek zurückgelehnt in einem Sessel sitzen. Vor ihm auf dem Tische lagen einige Rechnungen.

Herr Scheindinge, ein Mann von einigen funfzig Jahren, mit glatter, ſchmunzelnder Miene, ſaß Wagner gegenüber auf einem Stuhle. Er ſaß dabei ganz knapp auf dem Rande, als ob er aus Furcht, dem allmächtigen Arzt, der jetzt durchaus nicht ſanft und verbindlich aus=ſah, zu misfallen, nicht wagte, ſich ordentlich zu ſetzen.

„Ich habe meinen Secretär Ihre Rechnungen durch=gehen laſſen", ſagte der Doctor kurz, „und finde nirgends die Getreideſendung aufgeführt, welche kurz vor der Au=kunft des Barons nach Åbo abging."

„Damals iſt kein Getreide von Kronobro nach Åbo abgeſendet worden", antwortete Scheindinge beſtürzt.

„Nicht? Weſſen Getreide war denn das, welches von Ihnen an dem und dem Tage mit Fuhre abgeſendet ward?"

Der Doctor ſah den Verwalter ſcharf an.

„Das gehörte dem Baron F. aus Umboträsk."

„So."

Der Doctor ſtreckte die Hand aus und ergriff einen Brief, der auf dem Tiſche lag. Er reichte ihn dem Verwalter, indem er ſagte:

„Leſen Sie mir das einmal vor."

Als Scheindinge den Brief auseinander ſchlug und die Augen auf die Unterſchrift heftete, ward er leichenblaß.

„Sie werden blaß. Nun, Herr Scheindinge, wie glauben Sie wol, daß es mit Ihrem Verwalterpoſten wird?"

„Ach, Herr Doctor, Barmherzigkeit! Machen Sie mich nicht nnglückl[illegible]" rief der zitternde Verwalter und faltete die Hände.

Er hatte den Brief auf die Diele fallen laſſen. Der Doctor bückte ſich, hob ihn auf und ſagte, während er ihn langſam wieder zuſammenfaltete:

„Sie haben alſo Ihren Herrn um hundert Tonnen Getreide beſtohlen, dies iſt bewieſen. Ich habe Sie ſchon zweimal wegen Ihrer Kunſtgriffe und Unredlichkeit ge=warnt, aber Sie ſcheinen daraus nur den Schluß gezogen zu haben, daß Sie ungeſtraft damit fortfahren könnten.

Damit noch nicht genug, haben Sie jetzt angefangen, Ihre Unehrlichkeit nach noch größerm Maßstabe zu betreiben. Gleichwol hätten Sie mich kennen und wissen sollen, daß ich nicht gesonnen bin, meinen Herrn noch länger von einem solchen Schurken wie Sie bestehlen zu lassen. Die beiden vorigen male, wo Sie ertappt wurden, haben die Bitten Ihrer Frau mich bewogen, Sie auf Ihrem Posten zu lassen. Ich habe dabei blos die Vorsicht gebraucht, Ihr ganzes Thun und Treiben genau überwachen zu lassen. Sie kennen meine Schlauheit und hätten auf ihrer Hut sein sollen."

Es folgte nun ein Auftritt von Bitten und Erklärungen von seiten des Verwalters, die von dem Doctor alle mit eiskalter Verachtung aufgenommen wurden. Das Resultat von allem war, daß Scheindinge eine schriftliche Erklärung abgab, welcher zufolge er seinem Herrn so und soviel Getreide veruntreut, wofür der Betrag ihm von seinem Diensteinkommen abgerechnet werden sollte.

Nachdem dies geordnet war, sagte der Doctor, indem er den für den Verwalter so verhängnißvollen Brief in die Tasche steckte:

„Vor der Hand will ich dem Baron nichts sagen, sondern es darauf ankommen lassen, wie Sie sich fernerhin benehmen. Sie sind inzwischen in meiner Gewalt, und dafern Sie sich nicht ganz unglücklich machen wollen, so hüten Sie sich, daß ich noch einen Beweis gegen Sie bekomme."

Scheindinge versicherte, daß die Nachsicht des Doctors ihn in einen gewissenhaften und ehrlichen Menschen verwandeln würde. Als seine Betheuerungen kein Ende nehmen wollten, unterbrach ihn der Doctor kurz mit den Worten:

„Sie brauchen nichts zu versichern, denn ich glaube Ihnen doch nicht. Ich werde Sie genau überwachen lassen, und bei dem geringsten Abweg sind Sie augenblicklich Ihres Dienstes enthoben und dem Gericht über-

liefert. Nun zu etwas anderm. Hat die Witwe auf Ektorp Ihren letzten Jahrespacht bezahlt?"

„Nein; Sie wollten ja, Herr Doctor, daß ich die Frau deshalb nicht fordern laſſen, ſondern die Ankunft des Herrn Barons abwarten ſollte, weil Sie, Herr Doctor, für ſie zu ſprechen beabſichtigten."

„Das iſt wahr. Inzwiſchen werden Sie ſie an die Abtragung des Pachtzinſes erinnern und fragen, wann ſie ihn bezahlen kann."

„Wünſchen Sie, Herr Doctor, daß ich einen Zahltermin beſtimme?"

Wagner dachte eine Weile nach. Er überrechnete gleichſam, was ſich ereignen könnte und welcher Augenblick am beſten geeignet wäre, um Frau Smidt ins Gedränge zu bringen. Endlich ſagte er:

„O nein. Sie begeben ſich morgen zu ihr, erinnern Sie ganz höflich und bitten ſie, ſelbſt zu ſagen, wann ſie ihre Schuld bezahlen kann. Zugleich machen Sie ſie darauf aufmerkſam, daß die Zeit wegen Erneuerung des Contractes nahe bevorſteht."

Der Doctor verabſchiedete den Verwalter, welcher mit demüthigen Verbeugungen das Zimmer verließ. Als er fort war, klingelte der Doctor und es öffnete ſich eine kleine Tapetenthür neben einem Bücherſchrank.

Ein Mann, etwas älter als der Doctor, mit einem magern, gerade nicht angenehmen Geſicht kam zum Vorſchein. Er war ganz ſchwarz gekleidet und ging gebückt.

„Was gibt's Neues von Åbo?" fragte Wagner, ohne ſich umzudrehen. Er wußte an dem Geräuſch des Thürſchloſſes, daß der hagere Herr ſich im Zimmer befand. Der Doctor ſaß mit dem Rücken nach dem Eintretenden gewendet.

Dieſer hatte ſich mit lautloſen Schritten genähert und ſtand hinter Wagner's Stuhl, während er antwortete:

„Die beiden Herren haben eben heute Åbo verlaſſen und ſind auf dem Wege hierher."

„So. Und die Briefe?"

„Sind vertauſcht."

„Gut! Hat man argwöhniſche Blicke darauf gerichtet?"

„Ja. Alle Briefe ſollen künftig geöffnet werden."

„Ohne daß man ahnt, woher die Anzeige kommt?"

„Ohne daß man es ahnt."

„Auf welche Weiſe geſchah die Verwechſelung der Briefe?"

„Durch mich."

„Dann bin ich ruhig."

Der Doctor ſtand auf und wendete ſich zu dem hagern, ſchwarzgekleideten Herrn. Mit der Hand ſich auf die Stuhllehne ſtützend, betrachtete er ihn, während er fortfuhr:

„Ich glaube, mein lieber Worzkow, die Reiſe nach Åbo hat dich noch magerer gemacht, als du vorher warſt. Haſt du übrigens ermitteln können, weshalb dieſer Aberney ſo plötzlich dorthin reiſte?"

„Die Veranlaſſung war ein Bankrott, den das A.'ſche Haus gemacht hat, bei welchem der Profeſſor ebenfalls Geld ſtehen hatte. Er verliert nicht ganz unbedeutend dabei."

„Wie viel ungefähr?"

„Sein halbes Vermögen."

Der Doctor begann im Zimmer auf- und abzugehen. Nach einer Weile ſagte er:

„Haben Sie ein ſtrenges und wachſames Auge auf den Verwalter. Gehen Sie alle ſeine Rechnungen genau durch und ſehen Sie zu, daß er die Leute nicht drückt."

Herr Worzkow verneigte ſich und glitt ebenſo geräuſchlos hinaus, wie er hereingekommen war.

Der Doctor ſetzte ſich wieder an den Tiſch und begann mit großer Aufmerkſamkeit die Papiere durchzugehen, welche hier lagen. So ſaß er bis die Dämmerung einbrach, wo man ein Pferd in den Hof hereingalopirt kommen hörte.

Wagner erhob ſich und ging ans Fenſter.

„Aha, da iſt er wieder!“ murmelte der Doctor, ging dann in ein Nebenzimmer, vertauſchte den Schlafrock gegen einen ſchwarzen Frack und ordnete ſeinen Hemdkragen und ſein Haar.

Nachdem dies geſchehen war, begab er ſich hinauf zu Lothard, den er aber nicht im Salon antraf. Der Diener meldete ihm, der Baron habe ſich in ſein Cabinet eingeſchloſſen.

„Hm, ſollte er ſchon eine Niederlage erlitten haben!“ dachte Wagner. „Das iſt nicht wohl möglich. Das Mädchen iſt viel zu einſam und er viel zu ſchön, als daß er nicht einen vortheilhaften Eindruck auf ſie hätte machen ſollen. Es wäre dumm, wenn mein ſo geſchickt ausgeſonnener Plan durch einen Genieſtreich des Zufalls vereitelt würde.“

Weiter kam der Doctor nicht in ſeinem ſtummen Monolog, während er daſtand und durch die Fenſter hinausblickte, denn Lothard trat plötzlich zu ihm heraus.

„Ah, ſind Sie es, Doctor?“ rief er. „Aber warum iſt es hier ſo finſter? Lieben Sie es vielleicht, in der Dämmerung zu ſchwärmen?“

Es war etwas Seltenes, Lothard ſcherzen zu hören, und deshalb zog der Doctor den ganz richtigen Schluß, daß er bei ſehr aufgeräumter Laune ſei.

„Ich bin ja aus dem Dunkel hervorgegangen“, antwortete Wagner.

Lothard und der Doctor ſprachen ſtets franzöſiſch miteinander.

„In dieſem Falle wundert es mich, daß Sie nicht Befehl zum Anzünden der Lichter gegeben haben.“

„Wollen Sie, daß ich klingele?“

„Ja, Sie erſparen dann mir die Mühe, es zu thun. Aufrichtig geſprochen, ich bin ein wenig müde“, ſagte Lothard, indem er ſich auf ein Sofa warf. „Wiſſen

Sie was, Doctor? Ich gehe mit dem Gedanken um, morgen eine Reiſe nach Åbo zu machen."

Der Doctor wollte eben die Klingel ergreifen, um zu läuten, bei dieſen Worten aber ſtellte er ſie wieder auf den Tiſch.

„Ich glaube Sie vergeſſen zu läuten", rief Lothard lachend. „Meine Reiſe ſcheint eine ſo große Ueberraſchung für Sie zu ſein, daß ſie durch die Finſterniß leuchtet. Was finden Sie darin Wunderliches?"

„Etwas Wunderliches eigentlich nicht. Dieſe Reiſe kommt blos ſo plötzlich."

„Was wollen Sie? Die Zeit wird mir hier lang, beſonders da nun meine beiden Kameraden beſchloſſen haben abzureiſen."

Der Diener trat ein, um die Armleuchter anzuzünden.

Lothard befahl, Pfeifen und Wein zu bringen. Er lag ausgeſtreckt auf einem kleinen Sofa und trällerte. Der Doctor hatte ſich in einen Seſſel geſetzt und ſchaute mit gleichgültiger Miene zur Decke hinauf.

„Woran denken Sie, mein lieber Doctor?" fragte Lothard plötzlich.

„Ich dachte an ein Lied, welches ich heute hörte. Es war genau dieſelbe Melodie, welche Sie jetzt trällern, aber ſie ward von einer Stimme geſungen, derengleichen ich niemals gehört habe."

„Und wo hörten Sie dieſe? Hier in dieſer Wüſte iſt es ein wenig unglaublich, daß Sie dieſe Arie ſingen gehört hätten. Wahrſcheinlich iſt ſie in Ihrer Einbildung geſungen worden", ſagte Lothard ſcherzend.

„Durchaus nicht; es war ein junges Mädchen, welches mit ſeinen wunderbar klaren und melodiſchen Tönen mich unbeweglich an den Platz feſſelte. Es war eine hinreißende Offenbarung."

„Ich gratulire. Wenn es aber kein Geheimniß iſt, möchte ich gern erfahren, wer die Sängerin war. Ein

Naturkind, welches Garben bindet und Mozart's Muſik ſingt, das reimt ſich nicht zuſammen.“

„Das habe ich auch nicht behauptet, obſchon es wirklich ein Naturkind iſt, wenn es auch keine Garben bindet“, entgegnete der Doctor mit ſeinem feinen Lächeln.

„Sie ſehen ſo geheimnißvoll aus, mein lieber Doctor, daß ich ganz deutlich Ihre Abſicht merke, meine Neugier zu reizen, was Ihnen heute aber nicht gelingen ſoll.“

„Sie irren ſich, Herr Baron, wenn Sie glauben, daß ich es auf Ihre Neugier abgeſehen habe. Sicherlich haben Sie, der Sie dieſen Weg oft reiten, denſelben Geſang gehört.“

„Welchen Weg meinen Sie?“ fragte Lothard den Kopf herumdrehend.

„An Ektorp vorbei.“

„Ah!“ rief Lothard, indem er ſich halb emporrichtete; „wohnt die Sängerin dort in der Nachbarſchaft?“

„Ja, auf Ektorp.“

Nun ſprang Lothard auf und rief lebhaft:

„Wen meinen Sie?“

„Meine frühere Patientin. Ich glaubte, Sie hätten es längſt errathen. Haben Sie denn vergeſſen, daß Sie ſie einmal zwingen wollten, Ihnen etwas vorzuſingen?“

„Ach, ich hatte die kleine Sängerin vergeſſen, weil —“

„Auch ich hatte die Urſache des Auftritts mit der Kleinen vergeſſen, bis ich heute an dem kleinen Pachthofe vorbeikam und die feſſelnden Töne an mein Ohr ſchlugen.“

„Und wie konnten Sie ſo im Vorbeifahren dieſelben erhaſchen?“

„Nichts war einfacher. Ich beabſichtigte, meine ehemalige Patientin zu begrüßen, und als ich in dieſer Abſicht an das Hofthor kam, blieb ich unbeweglich ſtehen, denn aus einem der offenen Fenſter ließ ſich eine hinreißend ſchöne Stimme vernehmen, welche die Arie der Donna Anna aus «Don Juan» ſang. Dieſe Arie ward mit dem glühenden Ausdruck geſungen, welcher Vernunft

und Gefühl mit ſich fortreißt. Ich konnte meinen Platz unmöglich eher verlaſſen, als bis der Geſang verſtummte, und als ich Mamſell Smidt traf, ſagte ich ihr, eine ſolche Stimme ſei fürs Theater geſchaffen und —"

„Wie, Doctor?" rief Lothard heftig, „Sie wagten wirklich dieſem unſchuldigen Mädchen eine ſo abſcheuliche Beleidigung zuzufügen und ihr zu ſagen, ſie ſolle Sängerin werden?"

„Worin liegt da die Beleidigung, Herr Baron?"

„Schon in dem Gedanken, daß ſie für Geld und vor einem ganzen Publikum ſingen ſollte! Sie, dieſes einfache, reinherzige Naturkind, ſollte die ſchmuzigen Breter der Bühne betreten!" rief Lothard und begann im Zimmer auf- und abzugehen.

Der Doctor antwortete lachend:

„Reinherzig und unverdorben ſind wir alle einmal geweſen, aber keiner von uns bleibt es bis an ſeinen Tod."

Es trat Schweigen ein, welches der Doctor nach einer Weile wieder mit den Worten unterbrach:

„Profeſſor Aberney, der früher ſelbſt ein ausgezeichneter Sänger war und ein verdienſtvoller Componiſt iſt, hat die ſchöne Stimme ſeines Schützlings ausgebildet, und es ſollte mich ſehr wundern, wenn er nicht Vortheil davon zu ziehen beabſichtigte. Es wäre ja ſchade, eine ſolche Stimme ungenutzt und hier in Finnland begraben liegen zu laſſen."

Lothard's eben noch ſo heiteres Geſicht veränderte ſich augenblicklich. Der Doctor fuhr ohne darauf zu achten fort:

„Aberney iſt ein über alle kleinlichen Vorurtheile erhabener Mann, und ſicherlich hat er ſchon von der Kindheit des Mädchens an eingeſehen, daß ſie in ihrer Stimme einen Schatz beſitzt, der ſie reich machen kann. Dies hat ihn bewogen, ihr dieſe ſorgfältige muſikaliſche Ausbildung zu geben."

Der Doctor ſchwieg.

Der Diener kam mit Pfeifen und Wein. Lothard ſchenkte ſich ein Glas ein und leerte es auf Einen Zug.

„Der junge Aberney ſoll auch ſehr muſikaliſch ſein, hörte ich vom Paſtor", hob der Doctor wieder an. „Es wird ſonach ein gewaltiges Muſiciren in Junta losgehen, wenn Vater und Sohn dort anlangen."

Er begann nun mit beißendem Witz von den ſogenannten muſikaliſchen Unterhaltungen zu ſprechen, wo ein junger Mann mit einem jungen Mädchen ſingt, bis beide ihre Gemüthsruhe und ihre Herzen verſungen haben.

Dann ging er auf die Muſiklehrer junger Mädchen über, welche ebenſo wie Aberney noch keine Greiſe ſind und ſich durch ihre väterliche Fürſorge in den Augen ihrer Schülerinnen zu Halbgöttern machen.

„Es iſt das eine ganz ſchlaue Art und Weiſe, unerfahrene Herzen zu feſſeln und unumſchränkter Herrſcher über ſie zu werden", ſagte der Doctor. „So bin ich zum Beiſpiel feſt überzeugt, daß Mamſell Smidt vollſtändig von ihrem väterlichen Freunde geleitet wird und daß er weit mehr Einfluß auf ſie beſitzt als die Mutter."

Lothard ſchwieg und fuhr fort, im Zimmer auf- und abzugehen.

Es war dem Doctor mit großer Geſchicklichkeit gelungen, die ſchlimmern Gefühle des jungen Mannes zu wecken und in ſeiner Bruſt wilde Eiferſucht zu entzünden. Der unausſprechlich anmuthige Eindruck, welchen die Unterredung mit Skuldfrid in ſeiner Bruſt zurückgelaſſen, verſchwand und er nannte ſich ſelbſt einen Narren, einen Thoren, der nicht mit Eifer ihr Herz zu gewinnen geſucht, ſondern ſich mit der kärglichen Gabe ihrer Freundſchaft hatte abfinden laſſen. Nun kam dieſer Tage, der Freund ihrer Kindheit, um mit dem verhaßten Aberney ihn gänzlich auf die Seite zu drängen und ihre ganze Seele ſo einzunehmen, daß er nicht einmal darauf rechnen konnte, den Platz zu behaupten, den er jetzt

innehatte. In dieſem Augenblick wünſchte Lothard, daß er die Macht des Zaren beſäße, um Aberney und ſeinen Pflegeſohn ſo weit fortzuſchicken, daß nicht einmal der Klang ihres Namens, geſchweige denn ihre Gegenwart ihn peinigen könnte.

So aber mußte er ganz paſſiv zuſehen, wie ſie für Skuldfrid alles waren und er zu nichts herabſank.

Wartete Wagner darauf, daß Lothard's unruhige Gefühle in wirkliche Thätigkeit treten ſollten, oder las er während des langen Schweigens, welches eingetreten war, ihren Ausdruck in ſeinem Geſicht? Dies wiſſen wir nicht, aber gerade in dem Augenblick, wo Lothard die Macht zu beſitzen wünſchte, Aberney von dem Gegenſtand ſeiner Wünſche zu entfernen, bemerkte der Doctor:

„Profeſſor Aberney wird von der ruſſiſchen Regierung mit argwöhniſchen Augen beobachtet. Seine politiſchen Anſichten ſind nicht von der Art, daß er lange hoffen kann, in Finnland bleiben zu dürfen.“

Bei dieſen Worten blieb Lothard ſtehen. Er betrachtete Wagner's Geſicht mit einem durchdringenden Blick, während ſeine umwölkte Stirn ſich gleichſam aufklärte.

„Was veranlaßt Sie, davon gerade jetzt zu ſprechen?“ fragte Lothard mit einem beſtimmten Ausdruck von Argwohn in ſeiner Stimme.

„Ganz einfach der Umſtand, daß ich heute Briefe von Åbo erhalten habe, worin man mir meldet, daß Aberney durch einige unbedachte Aeußerungen die Aufmerkſamkeit der Behörden auf ſich gezogen habe. Apropos, da wir von Åbo ſprechen, wann gedenken Sie morgen abzureiſen, Herr Baron?“

„Ich reiſe nicht“, war die Antwort.

Etwas ſpäter, als der Doctor in ſeine Etage hinunterging, hielt er in Gedanken folgenden Monolog:

„Dies iſt nun das zweite mal, daß ich ihn von

ſeinen guten Vorſätzen losreiße und in den Strudel wilder Leidenſchaften ſchleudere. Wir wollen doch ſehen, ob es mir zuletzt nicht noch gelingt, eine glänzende Rache an dieſem verhaßten, verächtlichen Canitz zu nehmen. Wenn ich nur wüßte, durch wen oder was meine frühere Macht gebrochen, oder wodurch dieſes ewig wiederkehrende Mistrauen erweckt worden iſt?"

Dreißigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage, ganz zeitig des Morgens, begab Skuldfrid sich nach Junta. Sie hatte sich diesen Tag von aller Arbeit frei gemacht, um ihren guten Freund und Tage willkommen heißen zu können.

Frau Smidt, welche sich den Wünschen ihrer Tochter selten widersetzte, hatte gern ihre Einwilligung zu diesem Verlangen gegeben. Als das junge Mädchen mit vor Freude hoch klopfendem Herzen in dem Erkerzimmer der Wohnung ihres Freundes und Lehrers stand, kam ihr hier Tante Sarah entgegen.

„Bist du schon da, mein liebes Kind?" fragte die Alte und klopfte sie auf die blühende Wange. „Eben wollte ich dich durch Anders holen lassen, damit du mit uns frühstücken solltest. Ach, liebes Kind, du kannst nicht glauben, was für ein stattlicher, prächtiger Mann Tage geworden ist!"

Die Alte sprach mit großem Wortreichthum davon, wie schön ihr Günstling sei und wie gut und klug, während sie unter Skuldfrid's Beihülfe den Kaffeetisch deckte.

Als es acht Uhr schlug, vernahm man Tritte auf der Treppe und gleich darauf im Zimmer. Skuldfrid konnte

nicht auf ihrem Platz ſitzen bleiben, ſondern ſprang Aberney entgegen. Mit kindiſcher Lebhaftigkeit warf ſie ſich in ſeine Arme und rief:

„Willkommen, willkommen, mein guter, mein lieber Onkel!“

„Dank, mein liebes, liebes Kind!“ rief Aberney, während ſeine Lippen die Stirn des Mädchens berührten und er hinzuſetzte: „Gott ſegne dich, meine Tochter!“

Aberney und Skuldfrid traten in das Vorhaus hinaus. Hier ſtand jetzt ein junger Mann von einundzwanzig Jahren mit einem ſo grundehrlichen und rein nordiſchen Geſicht, daß er einem ſchönen Muſterbild des ſkandinaviſchen Volksſtamms glich.

Bei ſeinem Anblick trat Skuldfrid einen Schritt zurück. Als ſie Tage zuletzt geſehen, war er ein achtzehnjähriger Knabe, bengelhaft, in ausgewachſenem Rock und Beinkleid und mit wirrem Haar. Jetzt dagegen war er ein zierlicher Herr in der Uniform der ſchwediſchen Flotte. Skuldfrid fühlte ſich ganz verlegen.

Tage ging auf ſie zu und ſagte mit einem Lächeln, welches an die Kinderjahre erinnerte:

„Wie, Skuldfrid? Es ſieht ja aus, als ob mein Anblick dich erſchreckte. Sollteſt du nicht ebenſo wie ich Freude über das Wiederſehen deines Geſpielen empfinden?“

Er reichte ihr die Hand.

„Ja wohl, ja wohl, lieber Tage! Willkommen! Willkommen!“ ſetzte ſie hinzu und legte ihre Hand in die ſeine.

Dieſer Tag war ein Freudenfeſt auf Junta. Aberney ließ ſeine geliebten Bücher und ſeine Studien ruhen, um die Zeit mit den Kindern zu verplaudern. Auf ſeiner hohen, klaren Stirn war nicht einmal ein Schatten zu ſehen, welcher verrathen hätte, daß er die Hälfte ſeines Vermögens verloren.

Tage ſeinerſeits ward nicht müde, Skuldfrid zu betrachten, und rief fortwährend aus:

„Wie ſchön du geworden biſt, liebe Skuldfrid!“

Die Anhänglichkeit, welche er als Jüngling ſchon von ihrer erſten Bekanntſchaft an für ſie gefaßt, ſchien bei dem Wiederſehen noch ſtärker und jede Stunde wärmer zu werden.

Am Nachmittag ging Aberney in ſein Zimmer, um ſeine Pfeife zu rauchen und ein Mittagsſchläfchen zu machen. Skuldfrid und Tage ſaßen mittlerweile allein im Vorhauſe.

„Haſt du während dieſer Jahre, wo wir einander nicht geſehen, jemals Sehnſucht nach mir gefühlt?“ fragte Tage und ergriff Skuldfrid's Hand.

„Wie kannſt du eine ſolche Frage thun? Jeden Frühling hoffte ich meinen Ritter wiederzuſehen, aber vergebens; er hatte mich verlaſſen“, antwortete Skuldfrid lächelnd.

„Dein Ritter bin und bleibe ich ſtets, aber wie ſteht es mit dir? Biſt du auch noch die Dame meines Herzens?“

Vor Skuldfrid's Seele trat in dieſem Augenblick das Bild des Fremden. Sie wußte nicht recht weshalb, aber es kam ihr vor, als wäre ſein Blick bekümmert auf ſie geheftet.

„Nun, Skuldfrid, du ſchweigſt?“

„Ach, lieber Tage, freilich bin ich noch immer dieſelbe Freundin, wenn es aber um und um kommt, ſo bin ich doch wol zu alt, um eine Jungfrau aus dem Mittelalter zu ſpielen, wie ich früher that, wo ich mich die Dame deines Herzens nannte.“

„Es war aber nicht zum Spiel, daß du dir dieſen Namen gabſt, ſondern nach dem Kampfe mit Canitz, wo ich das hier bekam“, ſagte Tage, indem er die blonden Locken aus der Stirn ſtrich und auf eine breite Narbe zeigte. „Gedenkſt du noch deines damaligen Verſpre-

chens, für das ganze Leben die Dame meines Herzens zu bleiben?"

Skuldfrid fühlte ſich bei dieſer Mahnung des Freundes ihrer Kindheit unruhig in ihrem Gemüth. Indeſſen ward ſie davon bald durch Aberney erlöſt, der zu ihnen heraustrat, gefolgt von Tante Sarah, welche ihrem Neffen, als ihr Blick auf die jungen Leute fiel, zuflüſterte:

„Mein Gott, was für ein ſchönes Paar die Kinder mit der Zeit geworden ſind!"

Der Profeſſor drehte ſich nach ihr herum und ſagte kurz:

„Was iſt das für dummes Geſchwätz! Haſt du aus ſolchen im voraus geſchloſſenen Partien nicht ſchon Unglück genug kommen ſehen, Tante?"

Am Abend, als Skuldfrid ſich auf den Heimweg machen wollte, erhielt Tage Auftrag, die Chaiſe anſpannen zu laſſen und Skuldfrid nach Ektorp zu kutſchiren. Während dieſer Fahrt ſprach er von den merkwürdigſten Ereigniſſen während der verfloſſenen Jahre. Skuldfrid erzählte ihm ebenfalls alles, bis auf die Bekanntſchaft mit dem fremden jungen Mann. Mitten in der Freude, die ſie empfand, wieder bei ihrem lieben Freunde zu ſein, ſtahl ſich dennoch ein Gefühl der Sehnſucht über ſie und ſie wünſchte Lothard zu treffen. Die Erinnerung an ihre letzte Unterredung erwachte fortwährend wieder in ihr. Sie meinte ſelbſt, es ſei unrecht, daß ſie ſich nicht vollkommen zufrieden fühlte.

Am Anfang der Allee ſprang Tage aus dem Wagen, reichte Skuldfrid die Hand, um ihr herauszuhelfen, drückte ihr dieſelbe zum Abſchied und ſagte:

„Darf ich dich morgen Nachmittag abholen?"

„Ja wohl, verſteht ſich."

Skuldfrid nickte freundlich und entfernte ſich. Tage knallte mit der Peitſche und fuhr raſch davon, während Skuldfrid den Weg noch bis zu einer kleinen Bank fortſetzte, die am Fuße eines Baums ſtand. Hier angelangt,

ſetzte ſie ſich. Ein leichter Seufzer hob ihre Bruſt. Sie faltete die Hände und dachte:

„Mein Gott, wenn ich ihn nur auf einen kurzen Augenblick zu ſehen bekäme!“

„Guten Abend!“ hieß es in dieſem Augenblick hinter ihr. Sie fuhr zuſammen und drehte ſich herum. Da ſtand Lothard, ſo bleich und ſo bekümmert.

„Ah, das iſt ſchön!“ rief Skuldfrid. Ihr ganzes Geſicht ſpiegelte die lebhafteſte Freude wider. Bei dieſem Anblick erheiterte ſich auch Lothard's Blick wieder und er antwortete mit wehmüthigem Lächeln:

„Haben Sie Dank für dieſe Worte. Ach, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich mich heute gefühlt habe!“ ſagte er, indem er an ihrer Seite Platz nahm. „Noch ein ſolcher Tag wie dieſer und ich verwandele mich in einen wirklichen Dämon!“

Er ergriff ſie bei der Hand und fuhr fort:

„Sagen Sie jetzt, daß Sie wirklich Freundſchaft für mich empfinden! Ach, geſtern wollte ich derſelben entſagen und heute iſt es mir, als wäre Ihre Freundſchaft noch nicht genug. Wie viel kann ſich in vierundzwanzig Stunden ändern!“

Er ſchloß Skuldfrid's Hand in die beiden ſeinigen und fuhr fort:

„Warum miſcht ſich ſtets ſoviel Bitterkeit in unſere reinſten Freuden? Warum durfte ich nicht den Eindruck des Friedens behalten, den unſere letzte Unterredung zurückließ? Jetzt iſt es, als ob dieſer einzige vergangene Tag hinreichend geweſen wäre, meine Ruhe zu vernichten und lauter Stürme in meiner Seele zu erwecken. Sprechen Sie daher einige freundliche Worte zu mir; der Klang Ihrer Stimme wird mein aufgeregtes Gemüth gewiß beſchwichtigen.“

„Sie müſſen nicht ſo bekümmert ausſehen“, ſagte Skuldfrid und ſpendete ihm einen lächelnden, ſonnenwarmen Blick. „Wenn Sie gewünſcht haben, mich zu treffen, ſo

müſſen Sie ebenſo wie ich nun heiter ſein. Auch ich fühlte das Bedürfniß, Sie wiederzuſehen, und nun, da Gott dieſen meinen Wunſch erfüllt hat, bin ich zufrieden und glücklich."

„Sagen Sie noch einmal, daß es Ihnen Freude macht! O ich bitte, ſagen Sie es noch einmal!"

„Das iſt ja nicht nöthig; Sie müſſen es ja ſehen", ſagte Skuldfrid und lächelte, wie ein Kind ſeine Spielgenoſſen anlächelt.

„Aber als Sie Ihren Jugendfreund wiederſahen, freuten Sie ſich doch noch mehr."

„O, das iſt etwas anderes. Ach, ich habe mir den ganzen Tag Vorwürfe darüber gemacht, daß ich nicht an Sie denken konnte, während ich bei meinem alten Freunde war."

Lothard ließ Skuldfrid's Hand los und erhob ſich von der Bank, indem er mit aufgeregter Stimme ſtammelte:

„Welche Schmerzen Sie mir auch noch zufügen, ſo werde ich doch niemals vergeſſen, wie glücklich Sie mich dieſen Abend gemacht haben. Jetzt will ich Ihnen Lebewohl ſagen und bin Ihnen dankbar für Ihre Worte. Später einmal werden Sie verſtehen, wie theuer Sie meinem Herzen ſein mußten, da ich gerade jetzt Sie verlaſſe. Gute Nacht und Dank!"

Im nächſten Augenblick war er verſchwunden und Skuldfrid ging langſam weiter nach ihrer Wohnung.

Ein angenehmes und doch unruhiges Gefühl erfüllte ihre Bruſt und machte ihr Herz ſchneller ſchlagen als gewöhnlich. Sie war gleichzeitig glücklich und doch nicht glücklich. Sie fühlte einen gewaltigen Drang, zu ihrer Mutter zu gehen, ihr Haupt an ihre Bruſt zu lehnen und ihr zu erzählen, wie unbegreiflich ſie ſich ſelbſt vorkam; als aber der Morgen anbrach und Skuldfrid vor der Mutter ſtand, die an dieſem Tage bleicher war als

gewöhnlich, da schien es ihr wieder unmöglich zu sein, von ihren jugendlichen Eindrücken zu sprechen.

Frau Smidt küßte ihre Tochter auf die Stirn, und Skuldfrid glaubte zu bemerken, daß ihre Lippen bebten. Sie blickte schnell zu ihr hinauf, umschlang sie mit ihren Armen und sagte in bittendem Tone:

„Mutter, sprich mit mir! Dein Auge ist heute bekümmerter als gewöhnlich und deine Lippen beben vor Schmerz. O, sage, kann ich nichts thun, um dein Leiden zu mildern?"

„O ja, sei nur allezeit froh, heiter und glücklich —, das ist das einzige Linderungsmittel, was es für mich gibt."

Frau Smidt küßte, nachdem sie dies gesagt, ihre Tochter nochmals, und Skuldfrid wagte nicht etwas weiter zu sagen.

Am Nachmittag kam Tage mit dem Wagen, um Skuldfrid abzuholen. Es vergingen einige Tage, ohne daß sie mit dem Fremden zusammentraf. Jeden Nachmittag ward sie entweder von Aberney selbst oder dessen Pflegesohn abgeholt und des Abends gewöhnlich von beiden nach Ektorp zurückbegleitet.

Ein erfahrener Beobachter würde leicht bemerkt haben, daß eine wachsame Fürsorge in der Art und Weise lag, auf welche Aberney dem jungen Mädchen folgte.

Jeden Tag, welcher verging, ohne daß sie mit dem fremden jungen Mann zusammengetroffen war, ward sie unruhiger, besonders da sie ein paar mal einen Schimmer von dem weißen Pferde im Walde zu sehen geglaubt.

Zwei Wochen vergingen. Es war Sonntag. Skuldfrid sollte Tante Sarah in die Kirche begleiten und Tage hatte sie daher des Morgens ganz zeitig von Ektorp abgeholt. Tage's Art und Weise gegen seine Spielgenossin war gleichzeitig zärtlicher und weniger vertraulich geworden. An diesem Morgen war er ungewöhnlich abgemessen. Als sie durch den Wald fuhren, sagte er:

Digitized by Google

„Kannſt du mir ſagen, wer der junge Mann iſt, der beinahe täglich durch den Wald von Ektorp reitet?“

Tage's Augen ruhten forſchend auf Skuldfrid, deren Geſicht bei dieſer Frage von einer dunkeln Röthe übergoſſen ward.

„Ich weiß nicht, wer er iſt“, antwortete Skuldfrid verlegen.

„Haſt du ihn niemals geſehen?“

„O ja, geſehen habe ich ihn.“

„Wirklich? Und du kennſt ihn nicht näher?“

„O ja, ich kenne ihn.“

„Es wäre dir auch nicht gut möglich geweſen, die Wahrheit zu leugnen, denn dein Erröthen verrieth ſie ſchon. Wenn du ihn aber kennſt, ſo weißt du auch wol, wer er iſt?“

„Tage, du biſt unfreundlich!“ rief Skuldfrid, nahe daran in Thränen auszubrechen. „Ich leugne die Wahrheit niemals, und wenn ich ſage, daß ich nicht weiß, wer er iſt, ſo ſpreche ich die Wahrheit. Er hat mir ſeinen Namen niemals geſagt.“

„Nicht? Gleichwol habt ihr miteinander geſprochen?“

„Ja.“

Dies war alles, was Skuldfrid antworten konnte denn die Thränen brachen unaufhaltſam hervor.

„Warum haſt du dies geheim gehalten, Skuldfrid?“ fragte Tage.

„Das weiß ich ſelbſt nicht, aber es widerſtrebte mir, davon zu ſprechen. Ach, guter, lieber Tage! ſprich nicht ſo kalt zu mir, ſondern ſei freundlich.“

Skuldfrid fing jetzt an, laut zu ſchluchzen.

Dies war mehr, als Tage ertragen konnte. Er beugte ſich zu ihr nieder und flüſterte:

„Verzeihe mir, geliebte, theuere Skuldfrid.“

In dieſem Augenblick ließen ſich raſche Hufſchläge hinter ihnen hören und wie ein Sturmwind jagte ein weißes Pferd mit ſeinem Reiter vorbei. Er hatte das

Geſicht von ihnen abgewendet. Skuldfrid's Herz ward von einem eigenthümlichen Schmerz zuſammengeſchnürt, als er ſo an ihnen vorbeiritt, ohne ſie auch nur anzuſehen.

„Das war er", ſagte Tage und biß die Zähne zuſammen. Er gab dem Pferde einen Hieb und die Fahrt ging raſch vorwärts.

Kein Wort ward weiter zwiſchen Skuldfrid und ihm gewechſelt. Erſtere weinte und letzterer ſchlug mit der Peitſche in alle Blätter und Zweige hinein, als ob er ein unwiderſtehliches Bedürfniß fühlte, ſeinen Zorn an irgendetwas auszulaſſen.

Als ſie Junta erreichten, wunderte ſich Tante Sarah über Skuldfrid's rothgeweinte Augen, und Aberney heftete einen langen, forſchenden Blick erſt auf das junge Mädchen und dann auf Tage, ſagte aber nichts.

Als man Kaffee getrunken hatte, fuhr der vierſitzige Wagen des Profeſſors vor. Tante Sarah, Skuldfrid und Tage ſtiegen hinein. Während der ganzen Fahrt nach der Kirche ſaß Tage ſtumm und mit finſterer Miene da. Er vermied es Skuldfrid anzuſehen. Tante Sarah erzählte von den Nachbarn und eine ganze Menge Neuigkeiten, die ſie von Kronobro gehört, unter anderm, daß man allgemein ſagte, der junge Beſitzer beabſichtige, den Winter über dazubleiben, während dagegen ſeine Gäſte bald abreiſen würden.

Skuldfrid hörte dies mit Unruhe und Tage mit gerunzelter Stirn.

„Man erzählt ſich viel von den Sonderbarkeiten des jungen Herrn", ſagte Tante Sarah.

„Aber von wem haſt du denn alle dieſe Neuigkeiten?" fiel Tage ein. „Ich ſollte meinen, die Eigenheiten dieſes Herrn könnten uns weiter nicht intereſſiren."

„Ei, mein Junge! Du biſt ja ſehr kurz angebunden. Ich ſollte meinen, es wäre nicht in der Ordnung, daß du ſolche Bemerkungen machſt. Wenn es mir Vergnügen

macht, von irgendetwas, was ich gehört, zu ſprechen, ſo ſchickt es ſich nicht für dich, Kind, das, was ich ſage, unintereſſant zu finden.“

Tante Sarah war ganz erzürnt und ſtrich und glättete ihr Kleid ganz verzweifelt.

Der noch übrige Weg ward ſchweigend zurückgelegt. Skuldfrid hätte weinen mögen, als ſie daran dachte, daß ſie dem fremden jungen Mann vielleicht nicht einmal ein Wort des Abſchieds ſagen könnte.

An dem Fuß der Anhöhe, auf welchem die Kirche ſtand, angelangt, hob Tage ſeine junge Begleiterin aus dem Wagen und flüſterte:

„Verzeihe mir, Skuldfrid, wenn ich dich betrübt habe. Ich trete nicht eher in das Gotteshaus, als bis du mir geſagt haſt, daß du mir nicht bös biſt.“

Skuldfrid lächelte freundlich. Sie drückte ihm herzlich die Hand und antwortete:

„Wenn ich hier im Tempel Gottes Wort höre, werde ich ſchon wieder heiter und ruhig werden.“

Skuldfrid irrte ſich aber. Auf ihre Bank niedergebeugt, betete ſie allerdings warm und andächtig, aber das Gebet beſaß nicht dieſelbe beruhigende Wirkung wie ſonſt, denn in ihrem Innern war und blieb es unruhig.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Mittag in Junta nach der Kirchfahrt war sehr still, denn es herrschte eine allgemeine Verstimmung. Tante Sarah glaubte, ihre Würde verlange es, sich unzufrieden mit Tage zu zeigen. Ueberdies hatten sich auch mehrere Verdrießlichkeiten ereignet, so zum Beispiel war der Braten angebrannt und der Eierkuchen nicht gerathen.

Alles dies waren Entdeckungen, welche die Alte mislaunig machten.

Skuldfrid war gegen ihre Gewohnheit schweigsam und sah bekümmert aus. Tage's Gesicht glich dem Herbsthimmel, so umwölkt war es. Aberney war sehr einsilbig. Es war leicht zu sehen, daß die Gedanken des Professors nicht auf das gerichtet waren, was ihn umgab, sondern von andern Dingen in Anspruch genommen wurden.

Als die Mahlzeit zu Ende war, nickte er Skuldfrid und Tage zu und sagte:

„Zerstreut euch eine Weile auf eigene Faust. Ich habe einiges zu schreiben."

Mit diesen Worten ging er in sein Zimmer.

Tante Sarah ſtrich mit einigen haſtigen Bewegungen die Falten aus ihrem Rock, nahm das Schlüſſelbund und trippelte hinaus in die Küche, um der Köchin durch einige kurze, angemeſſene Worte bemerklich zu machen, welche tadelnswerthe Handlung ſie begangen, indem ſie die guten Gaben Gottes verderben laſſen. Hierauf begab ſie ſich in ihr Zimmer, um ein wenig in einem Andachtsbuch zu leſen, bis ſie einnickte und die Kaffeeſtunde herankam.

Skuldfrid ſaß auf der Treppe des Vorhauſes und warf einem Schwarm ſchöner Tauben, die auf dem Hofe herumſpazierten, Erbſen zu. Tage ſtand an das Thürgewänd gelehnt und betrachtete ſie mit bekümmertem Blick.

Skuldfrid's Züge hatten ſich, während ſie die Tauben fütterte, aufgeheitert und ſie ſprach jetzt mit ihnen in einem Tone, welcher deutlich verrieth, daß der Anblick dieſer ihrer Günſtlinge ihre üble Laune bedeutend verſcheucht hatte. Die letzten Erbſen warf ſie ihnen mit den Worten zu:

„Nun denn, meine Lieblinge, iſt es aus — es iſt aus mit der Freude! Fliegt nun frei und fröhlich davon! O, wer doch Flügel hätte wie ihr!"

Sie wendete ſich nach Tage herum, reichte ihm die Hand und fragte mit freundlichem Lächeln:

„Was fehlt dir, Freund? Biſt du immer noch unwillig auf mich?"

Tage ergriff die dargebotene Hand mit den Worten:

„Alles Dunkle und Düſtere weicht, wenn Skuldfrid lächelt, und gleichwol gäbe ich in dieſem Augenblick viel darum, wenn ich ganz aufrichtig mit dir ſprechen dürfte."

Skuldfrid erhob ſich, legte ihre Hand auf ſeinen Arm und ſagte:

„Ganz gewiß darfſt du das. Wer ſollte dich hindern?"

„Du wirſt vielleicht unwillig und betrübt werden."

„Betrübt, Tage, das iſt möglich, aber unwillig auf dich, das iſt unmöglich."

„Nun, wir werden ſehen. Nimm meinen Arm und laß uns dorthin an den Fuß des Felſens gehen und uns niederſetzen. Dort können wir ſprechen, ohne geſtört zu werden, und dort haben wir als Kinder ſo oft im vertraulichen Geſpräch geſeſſen. Ich glaube, gerade dieſer Platz iſt geeignet, dich weniger ungünſtig für das zu ſtimmen, was ich zu ſagen habe.“

Skuldfrid nahm ſeinen Arm und ſie wanderten über den Hof und weiter bis an eine grünende Wieſe am Fuße eines Berges, der wie ein Rieſe mitten im Walde emporſtieg. Der moosbewachſene Granitrieſe neigte ſeinen mit zwerghaften Tannen geſchmückten Scheitel ein wenig über die Grasebene, welche von den Armen des Berges gleichſam umſchloſſen und dadurch vor den rauhen Einwirkungen der Nordwinde geſchützt war. Von dem Gipfel des Berges hatte man eine freie und ſchöne Ausſicht über den ganzen Hof von Junta und die Umgegend.

Die beiden jungen Leute ſetzten ſich auf eine aus Weidenruthen geflochtene Bank, die am Fuße des Berges unter einer dichtbelaubten Hängebirke ſtand.

„Nun, Tage“, ſagte Skuldfrid, als er immer noch ſchwieg, „du hatteſt ja etwas zu ſagen. Ich habe lange darauf gewartet, daß du anfangen ſollteſt.“

„Glaubſt du, Skuldfrid, daß ich dich lieb habe?“ fragte der junge Mann.

„Welche ſonderbare Frage! Wie könnte ich daran zweifeln!“

„Deſſenungeachtet haſt du kein Vertrauen zu mir. Ich bin jetzt nicht mehr wie früher der Freund, mit welchem du deine Gedanken austauſcheſt.“

„O ja, Tage, du biſt noch ganz ebenſo mein Freund — das weiß ich gewiß.“

„Und gleichwol haſt du Geheimniſſe vor mir.“

Skuldfrid ſenkte den Kopf und ſchwieg.

„Du haſt jenen fremden jungen Mann ſchon lange gekannt, aber mir nichts davon geſagt.“

„Das hat ſeinen Grund darin, daß ich überhaupt niemand etwas davon geſagt habe.“

„Ein ſolches Benehmen iſt aber nicht das, welches man von dir erwartet hätte.“

„Ach, ich weiß es, aber ich kann mir die Urſache ſelbſt nicht erklären.“

Es trat eine Pauſe ein. Tage kämpfte ſichtlich mit ſeinem aufgeregten Innern; endlich hob er wieder an:

„Erzähle mir, wie ihr einander kennen gelernt habt. Willſt du das?“

„Recht gern. Sicherlich wird mir dann leichter ums Herz werden.“

Skuldfrid legte ihre Hand in die ihres jungen Freundes und erzählte nun Lothard's erſtes Zuſammentreffen mit ihr ſowie alles Uebrige.

Tage's Stirn ward immer bleicher und bleicher, während er Skuldfrid's Worten zuhörte. Es war die erſte wirklich bittere Stunde in ſeinem Leben.

Als Skuldfrid geendet hatte, ſagte er langſam:

„Liebſt du ihn?“

Bei dieſer ſo einfachen und für jedes andere Mädchen ſo leicht zu faſſenden Frage ſprang Skuldfrid auf und ſtierte ihn an, als ob er etwas ganz Entſetzliches geſagt hätte.

„Mein Gott, Tage, was ſagſt du!“ rief ſie.

„Ich frage dich, ob du ihn liebſt — ob er dir ſehr theuer und werth iſt.“

„Daran habe ich noch niemals gedacht. Es macht mir Vergnügen ihn zu ſehen und mit ihm zu ſprechen, aber dies iſt auch das Einzige, was mir klar iſt. Daß ich für ihn niemals die innige Anhänglichkeit gefühlt habe, die ich für dich und Onkel Aberney hege, iſt vollkommen ſicher. Ja, wenn man ſagte, du mußt wählen: entweder den Fremden oder Tage nie wiederzuſehen, ſo würde ich mich ohne Bedenken dafür entſcheiden, daß ich auf das Wiederſehen des Fremden verzichtete.“

„Gott ſei Dank!“ rief Tage und ergriff heftig ihre Hände, welche er küßte.

In dieſem Augenblick kam ein Stein von dem Berge herab- und zwiſchen Tage's und Skuldfrid's Füße gerollt. Unwillkürlich richteten ſich die Augen in die Höhe, aber es war oben niemand zu ſehen.

„Nun, meine geliebte Skuldfrid, Dame meines Herzens, nun bin ich ruhig und froh“, ſagte Tage und zog Skuldfrid neben ſich auf die Bank nieder.

Skuldfrid ihrerſeits aber war durchaus nicht ruhig und noch weniger froh. Alle Unruhe, welche ſie im Laufe des Tags gefühlt, kehrte mit erneuter Stärke zurück, und ſie ward von einem faſt unwiderſtehlichen Drange ergriffen, in Thränen auszubrechen. Sie hielt dieſelben indeſſen zurück, weil ſie fürchtete, Tage werde ſie fragen, warum ſie weine, während ſie ſelbſt ſich das Gefühl nicht erklären konnte, welches ſie ſo beklommen machte.

Tage mit ſeinen einundzwanzig Jahren und ſeinem unerfahrenen Herzen ergriff mit der Leichtgläubigkeit ſeines Alters alles, was ſeinen Wünſchen ſchmeichelte, ohne weiter nachzuforſchen, ob er ſich von einem Irrlicht blenden ließ.

Skuldfrid hatte geſagt:

„Wenn man mich aufforderte, zwiſchen dir und dem Fremden zu wählen, ſo könnte von gar keiner Wahl die Rede ſein.“

Was brauchte Tage mehr zu wiſſen? Was konnte es nutzen, ſich und Skuldfrid, nun, da er einmal die Gewißheit erhalten, länger zu plagen? Deshalb ſetzte er auch in ſo freundlichem Tone, daß er faſt ſchmeichelnd klang, hinzu:

„Skuldfrid, laß mich noch einmal in deinem Blick leſen, daß du mich noch ebenſo lieb haſt wie in unſern Kinderjahren!“

„Ich bin und bleibe ſtets deine Schweſter, deine Freundin.“

„Und die Dame meines Herzens", wollte Tage hinzuſetzen, in dieſem Augenblick aber ſtürzte ein ganzer Regen von Steinen von dem Berge herunter, und einer davon hätte bald Skuldfrid an den Kopf getroffen.

Dieſer kleine Vorfall führte, wie alle unvermuthet eintretenden Nebendinge, eine plötzliche Unterbrechung herbei. Skuldfrid war vor Schrecken aufgeſprungen und Tage konnte ſich nicht erklären, wo dieſer ſonderbare Steinhagel herrührte.

Ehe ſie ſich noch wieder gefaßt hatten, ward Tante Sarah am Gitterthor ſichtbar und rief ſie. In dem Vorhauſe ſtand Aberney, und bei ſeinem Anblick beeilte Skuldfrid ſich, dem Rufe zu gehorchen. Der Profeſſor war jetzt auf ſeiner gewöhnlichen Laune und auch Tage wieder heiter und munter. Tante Sarah hatte ihren Aerger verſchlafen, und alle waren daher in beſſerer Gemüthsſtimmung, nur Skuldfrid nicht. Es laſtete gleichſam eine bleierne Wucht auf ihrem Innern, aber mitten in dieſer Gedrücktheit machte ſich ein lebhaftes Gefühl geltend — die Sehnſucht nach dem fremden jungen Manne.

„Was fehlt denn meinem Sommervogel heute?" fragte Aberney endlich, indem er ſeine Hand auf den Kopf des jungen Mädchens legte.

„Ach, ich weiß es ſelbſt nicht — ich fühle mich ſo ſonderbar unruhig", ſtammelte Skuldfrid, ergriff die Hand des väterlichen Freundes und drückte ſie an ihre Lippen. „Es iſt", fuhr ſie fort, „gerade als ängſtigte mich, daß bei mir zu Hauſe etwas vorgefallen ſein könne, und deshalb werde ich wol am beſten thun, wenn ich nach Hauſe fahre."

„Willſt du das wirklich?"

„Ja."

Wieder küßte ſie die Hand, von der ſie ſo freundlich geliebkoſt ward.

„Nun dann laß anſpannen", ſagte Aberney zu Tage.

Als er mit Skuldfrid allein war, ſetzte er ſanft hinzu:

„Ich glaube, Tage hat dir die gute Laune verdorben. Iſt er vielleicht garſtig gegen dich geweſen, wie früher zuweilen, als ihr noch Kinder waret?“

„O nein. Tage hat jetzt wie damals ſtets recht. Ich bin es, die ſich nicht ſo benimmt, wie ſie ſoll.“

Einige Augenblicke ſpäter ſaßen Tage und Skuldfrid in der gelben Chaiſe und fort ging es nach Ektorp. Tage ſprach von allem Möglichen, was, wie er glaubte, Skuldfrid intereſſiren oder unterhalten konnte, und zum Lohn für ſeine wackern Bemühungen erhielt er ein ſanftes Lächeln. An dem ſchmalen Seitenwege hielt Tage an, und da Skuldfrid ſofort aus dem Wagen ſprang, ſagte er:

„Gib mir deine Hand, habe Dank für den heutigen Tag. Verzeihe, wenn meine Worte dich betrübt haben, aber ich habe dich ſo lieb, ſo lieb!“

Skuldfrid reichte ihm die Hand und nickte, worauf ſie forteilte. In der Hausflur ſaß Annika.

„Was macht Mama?“ fragte Skuldfrid. „Iſt ſie unten im Luſthauſe?“

„Nein, mein Kind, ſie iſt in ihr Zimmer gegangen. Sie ſagte, ſie wolle allein ſein. Warum kommſt du ſo zeitig nach Hauſe?“

„Ich ängſtigte mich wegen Mama“, entgegnete Skuldfrid und ging hinauf in ihr Zimmer.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Mittlerweile fuhr Tage nach Junta zurück. Er ließ die Zügel schlaff und die Hand, welche dieselben hielt, ruhte nachlässig auf dem Spritzleder. Er selbst war in tiefe Gedanken versunken.

Er blickte auf die Jahre zurück, die er und Skuldfrid zusammen als Kinder verlebt hatten, sowie auf alle Beweise von Freundschaft und Anhänglichkeit, die er von ihr als kleinem Mädchen erhalten. Dann erinnerte er sich jener Wochen, die er daheim zugebracht, Skuldfrid's stets gleich herzlichen Wesens, und kam zu dem Schlusse, daß ebenso wie er mit den wärmsten Gefühlen seines Herzens an ihr, sie auch an ihm hinge. Wie treu und zuversichtlich war nicht der Blick gewesen, mit welchem sie ihn angesehen, als sie die Worte gesagt: „Von etwas anderm kann nicht die Rede sein!" Und endlich, wie gering mußte das Interesse sein, welches sie an dem Fremden nahm, da sie nicht einmal seinen Namen zu erfahren gesucht!

Warum aber hatte sie die ganze Bekanntschaft mit ihm verschwiegen? Dies war eine Frage, welche die Vernunft aufwarf. Das Herz war sogleich mit der Er-

klärung bei der Hand, daß es aus gewöhnlicher Mädchenlaune geschehen sei. Daß sie mit dem Fremden gesprochen und sogar Zusammenkünfte mit ihm gehabt, bewies durchaus noch keine Zuneigung zu ihm, sondern blos, daß es eine Zerstreuung in ihrem einförmigen Leben war, etwas, was von der gewöhnlichen Ordnung abwich.

Von dieser, wie er glaubte, genauen Prüfung seiner eigenen Gefühle und Skuldfrid's Benehmen ging er auf jene bezaubernden, schönen Jugendträume über, in welchen man sich die Zukunft so lachend malt. Er dachte sich Skuldfrid als seine Gattin, und sein Herz pochte bei dem Gedanken an das Glück, welches ihnen dann beschieden sein würde.

Gerade als er in seiner Phantasie bei diesem Paradies angelangt war, ließen sich Hufschläge hören. Er stutzte und horchte. Es war aus dem Schalle sehr leicht abzunehmen, daß ein Reiter sich näherte, und an der Biegung des Weges ward ein weißes Pferd sichtbar. Hatte Tage das seinige vorher ganz nach eigenem Belieben gehen lassen, so zog er jetzt die Zügel schnell an und zwang es noch langsamer zu gehen.

Der nahende Reiter schien derselben Eingebung zu folgen und hielt sein Pferd an, sobald er Tage erblickte, indem er es ebenfalls im Schritt gehen ließ. Als sie endlich aneinander vorbeikamen, konnte man sagen, daß die beiden jungen Männer mit dem drohenden Feuer ihrer Blicke einander zu durchbohren suchten.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß er so hübsch aussähe", dachte Tage. „Diese Züge habe ich übrigens schon einmal gesehen — aber wann und wo?"

Lothard dagegen dachte:

„Sie muß ihn lieben. Er hat ein Aeußeres, welches mehr als vortheilhaft ist."

Bei diesem Gedanken bekam das Pferd einen heftigen